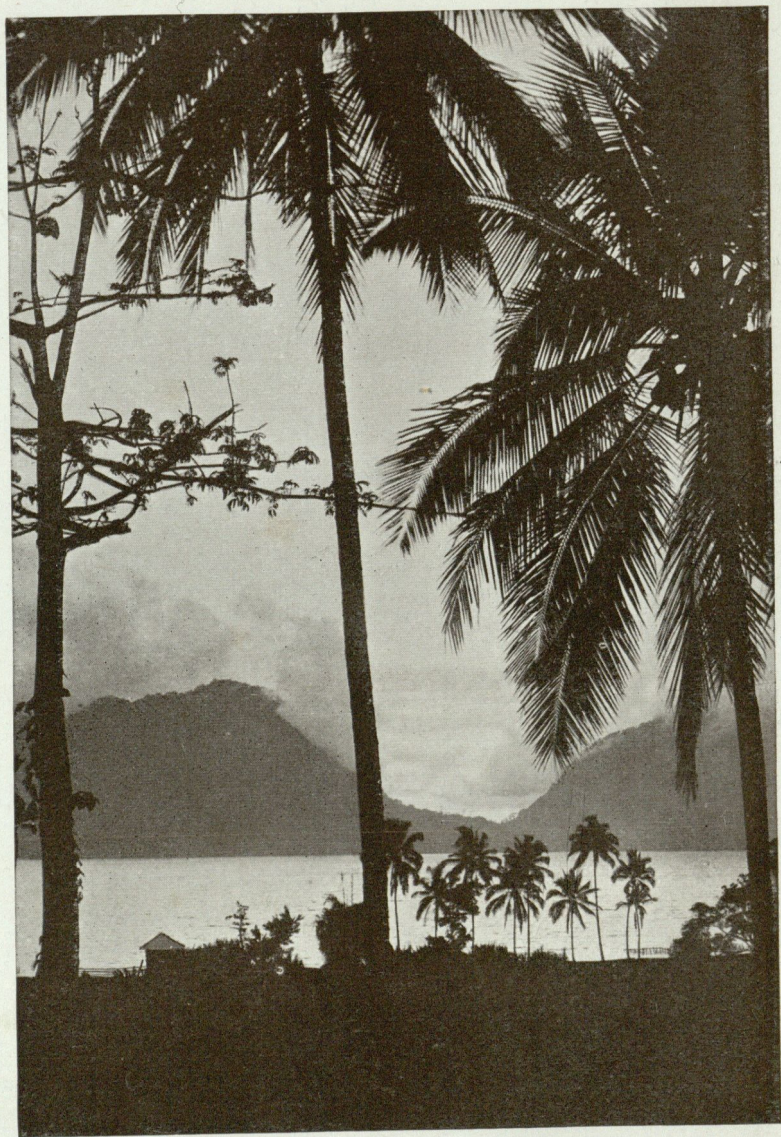


12 014



19014

Rund um die Welt



Hafen von Padang, Sumatra.

Rund um die Welt in zwanzig Monaten

Geschautes und Gehörtes
auf einer Missionsstudienreise
von Hans Anstein

Vierte Auflage, 10.—12. Tausend

Mit 87 Abbildungen auf 23
Bildertafeln, zum großen Teil
nach Original-Aufnahmen des
Verfassers, und 1 Übersichtskarte

Evangelischer Missionsverlag G. m. b. H.
Stuttgart und Basel 1929

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168588

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vorbehalten.

Copyright 1929 by Evang. Missionsverlag G. m. b. H.
in Stuttgart und Basel.



12014

Buchdruckerei Werner-Riehm, Basel

Einleitung.

Von den verschiedensten Seiten bin ich schon seit Jahren, noch während meiner Reise, angegangen worden, etwas über meine Eindrücke vom Missionsfeld zu schreiben.

Der einzige Zweck meiner Reise war, die Missionsarbeit draußen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, nachdem ich schon über zwei Jahrzehnte im heimatlichen Missionsdienst in verschiedenen Stellungen gestanden hatte.

Besonders in meiner jetzigen Eigenschaft als Reiseprediger mußte ich als Augen- und Ohrenzeuge von dem reden können, was auf dem Missionsfeld vor sich geht. Dabei war es mir ein Bedürfnis, über die Grenzen der eigenen Gesellschaft hinaus die große und weite Arbeit auch anderer Missionsgesellschaften einigermaßen kennen zu lernen, soweit dies auf einer bloßen Studienreise möglich ist.

Ich hatte ursprünglich nur für ein Jahr Urlaub genommen, den ich mir aber um weitere acht Monate mußte verlängern lassen, um meinen Plan durchführen zu können. Die Reise dauerte vom September 1924 bis zum April 1926.

Wenn ich nun schließlich daran ging, etwas über meine Erlebnisse zu schreiben, so wollte ich es nicht in der Form einer Reisebeschreibung tun. Es lag mir nur daran, Zeugnis abzulegen davon, daß das Wort Gottes läuft und alle Völker erfaßt, denen es gebracht wird; daß es die alleinige Antwort gibt auf alle Fragen und in allen Nöten der menschlichen Seele; und daß im Verlangen nach Erlösung und im Suchen nach Frieden des Herzens alle Menschen gleich sind, wie auch in der Fähigkeit, die höchste Offenbarung Gottes in Christus zu erfassen und sich durch Gottes Geist zu neuen Kreaturen umwandeln zu lassen.

Die Reise ging von Wien aus, wo ich als Reiseprediger der Basler Mission stationiert war, über Triest und Venedig durch den Suezkanal zuerst nach Britisch-Ostindien. Von Bombay aus bereifte ich zunächst Nordindien bis an die Grenzen von Afghanistan im Westen und bis nach Calcutta und Darjiling im Osten. Dann wandte ich mich nach Südindien und sah dort auch einige Basler Missionsstationen.

Mein weiteres Ziel war über Ceylon, Singapore, Siam und Indo-China die chinesische Cantonprovinz mit unserem Basler Missionsgebiet, das ich von Ost nach West durchquerte.

Die eintretende Regenzeit benützte ich zu einem Abstecher nach Indonesien. In Borneo, wo das günstige Reisewetter eben begann, lernte ich das jüngste Basler Arbeitsfeld kennen. Die Inseln Bali, Java, Nias und Sumatra zeigten mir eine bunte Musterkarte vom missionarischen völligen Brachland bis zum reifen Erntefeld.

Mein zweiter Besuch in China führte mich über Schanghai bis ins Zentrum des großen Reiches, nach Tschangsha in der Provinz Hunan, dann über Kiautschau und Port Arthur nach Peking und Kalgan am Rand der Wüste Gobi, weiter nach der Mandschurei bis Mukden.

Nach einem Besuch von Korea und Japan trat ich die Heimreise über die Vereinigten Staaten von Amerika an, wo ich auch noch Gelegenheit fand, Indianermissionen zu besuchen.

Die Reiseroute kann auf dem beigegebenen Kärtchen verfolgt werden. Die Schreibweise der geographischen Namen lehnt sich, soweit tunlich, an die von Stieler's Handatlas an.

Schließlich möchte ich auch diese Gelegenheit noch benützen, um der außerordentlich reichen Gastfreundschaft mit ausdrücklichem Danke Erwähnung zu tun, die ich überall auf den Missionsstationen und auch sonst gefunden habe und ohne die die Durchführung meiner Reise gar nicht möglich gewesen wäre.

Basel,
im Frühjahr 1929.

Hans Anstein.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Hinaus in die Missionswelt! Auf den Spuren Columbans, des Apostels Paulus und Gandhis 9

Britisch Ost-Indien.

2. Mein Besuch bei Mahatma Gandhi 12
 3. Bombay, das Eingangstor Indiens 16
 4. Auf den Himalaya-Vorbergen bei Sadhu Sundar Singh 21
 5. Im goldenen Tempel zu Amritsar 34
 6. Zum erstenmal in einer heiden-christlichen Gemeinde 36
 7. Ein ungeschriebenes Wort Christi im höchsten indischen Torbogen 38
 8. Die vergebliche Beschwörung des Flußgottes 40
 9. Die Heidenpredigt eines indischen Oberrichters 43
 10. Vor den Toren Kaschmirs und Afghanistans 44
 11. Benares, die Stadt der Gebete und Opfer 52
 12. Ein vergnügtes Bergvölklein 55
 13. An der Schwelle von Tibet 58
 14. Wie ich auf die Basler Missionsgebiete in Indien kam 61
 15. Das Land Ophir und die nestorianischen Christen 70
 16. Das große Schwafest in Tiruwanamalai 75
 17. Historische Stätten 79
 18. Christus, das Tagesgespräch in Indien 82

Verschiedenes.

19. V. M. C. A. 86
 20. Pfadfinder in aller Welt! 89
 21. „Blut und Feuer“ 94

Ceylon.

22. Ich wallfahre mit Zehntausenden zum Zahn einer Wildsau 96

Niederländisch-Indien.

23. Eine Hochzeit im Busch 98
 24. Bei Teufelspriestern und ehemaligen Kopfjägern und Seeräubern 103
 25. Eine Missionspionierreise ins Innere Borneos 111
 26. Durch die Insel Bali 116
 27. Hellstes Licht im tiefsten Dunkel 118
 28. Erfolge der Muhammedaner-Mission in Java und anderswo 120
 29. Unter den Bewohnern der Insel Nias, einst Kopfab-schneidern, jetzt Evangelisten 124
 30. In Sumatra. Der Sieg des Evangeliums im Lande der Kannibalen 126

Hinter-Indien.

31. Singapore. Auslandchinesen und „schlechte Christen“ 129
 32. Siam. Das Evangelium im Lande der gelben Röcke und der weißen Elefanten 134
 33. Indochina dem Evangelium offen! 137

China und Port Arthur.

34. Meine Reise über die hinteren Basler Missionsstationen in China	138
35. Erinnerungen an Canton und Sun Yatsen	153
36. Bibelverbreitung in Ostasien	156
37. Shanghai	158
38. Hangtschau, die Stadt Marco Polos	162
39. Zwischen Trümmern und Palästen in Nanking	164
40. Den Jangtse-Kiang hinauf	167
41. Im innersten China	170
42. Tsingtau, die deutscheste Stadt	173
43. In den Forts von Port Arthur	175
44. Bolschewistische Agitatoren aus Moskau als Reisegefährten	177
45. Das Programm des christlichen Generals Feng Du hsiang	180
46. Durch den Nankaupafß und die chinesische Mauer nach Kalgan ins Hauptquartier von General Feng	182
47. Allerhand Mission in Peking	195
48. Der letzte chinesische Kaiser flieht zu den Stuttgarter Diakonissen	198

Korea.

49. Korea. Ein Triumph des Evangeliums	200
--	-----

Japan.

50. Kanzo Utschimura, einer der geistigen Führer Jung-Japans	203
51. Die Straßen schwarz von Missionschülern	207
52. Bei den Ainu, den Ureinwohnern Japans auf der Insel Hokkaido	210

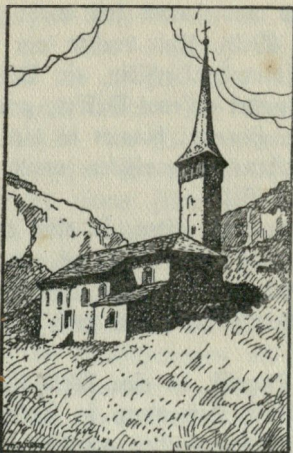
Honolulu.

53. Honolulu, ein Völkergemisch sondergleichen	213
--	-----

Durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

54. El Camino Real, einst Indianerpfad, jetzt Weltautostraße	216
55. Bei den Pueblo-Indianern in Neu-Mexiko	219
56. In der Mormonenstadt	220

57. Heimkehr.	222
---------------	-----



1. Hinaus in die Missionswelt!

Auf den Spuren Columban's, des Apostels Paulus
und Gandhis.

Alle Missionare aus Europa, die die Gotthardbahn benützen, um in die ferne Missionswelt hinauszureisen, fahren direkt unter dem ältesten Kirchlein der Schweiz durch, einem der ältesten kirchlichen Gebäude nördlich der Alpen überhaupt, dem Missionskirchlein des Columban, des Apostels der Alamannen, das senkrecht über der Achse des Gotthardtunnels bei Andermatt im Urserental steht (s. obiges Bild).

Columban, wie sein Schüler Gallus, gehörte zu jenen tatensfrohen iredschottischen Wandermönchen, die aus dem berühmten Missionskloster auf der Insel Zona zwischen Schottland und Irland ums Jahr 600 auf den Kontinent kamen, um hier das Evangelium zu predigen (vgl. das Bild am Schluß des Buches).

Die Sueven und Alamannen Süddeutschlands und der Schweiz verdanken ihnen hauptsächlich die erste Kunde von Christus.

Und die Basler Mission, als Mission des suevisch-alamannischen Volkes diesseits und jenseits des Rheins, in Verbindung mit vielen Missionsfreunden in der welschen Schweiz und in Osteuropa, setzt gewissermaßen die Arbeit jener iredschottischen Missionare fort, denn deren Geist ist nicht von ihrem einstigen Wirkungsfeld gewichen. Am Eingangstor der Schweiz, in Basel, wo Süddeutschland und die Schweiz sich begegnen, steht das große

Basler Missionshaus und sendet seit mehr als hundert Jahren seine Boten in alle Welt. Und droben am weltbekannten Gottshardpaß ruft das Columbankirchlein, ein Denkmal unermüdlichen Missionseifers der Apostel unseres Volkes, gewissermaßen als fortwährende Mahnung: Hinaus! hinaus in die Völkerwelt, um den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden unter dem Namen Jesu Christi!

Auf den Ruinen eines alten, in eine Kirche umgewandelten römischen Tempels schaute ich am Tage vor meiner Hinausfahrt in die fernen Heidenländer in Triest von hohem Felsen hinunter auf das tiefblaue Meer hinaus, das mich zu meinem Ziel hinaus-tragen sollte.

Ich stand im Begriff, in eine Welt hinauszufahren, in der das innerlich zermürbte Heidentum in Trümmer sinkt und wo, wie einst über der niedergehenden griechisch-römischen Kulturwelt, das Kreuz sich zu erheben beginnt als Zeichen der Erlösung und des Friedens mit Gott und eines neuen Lebens.

In Brindisi spiegelte sich die alleinstehende, gewaltige weiße Marmorsäule eines ehemaligen römischen Neptuntempels in der smaragdnen Flut. Auch ein Ueberrest jener alten, eine Zeitlang großartigen Kultur und vergangener Formen des Suchens nach Gott.

Südlich von Kreta gedenken wir bei sinkender Sonne jenes Sturmes, den der Apostel Paulus dort erlebt hatte. Die Schilderung jener Seefahrt durch Lukas in der Apostelgeschichte gilt bekanntlich nach dem Urteil des Historikers Curtius als der genaueste und zuverlässigste Seefahrtsbericht aus dem Altertum (Apg. 27). Wir kreuzen apostolische Missionspfade.

Als letzter Gruß Europas winkt uns noch lange das Leuchtfeuer der kleinen Insel Gaulis (im Altertum Klauda geheißen) nach, bei der das Schiff des Apostels in die stürmische See war hinausgetrieben worden. Wir aber fahren ruhig dahin auf fast spiegelglatter Wasserfläche wie auf einem Schweizersee.

Es tat weh, zwischen Palästina und Aegypten hindurch fahren zu müssen, ohne weder das eine noch das andere dieser biblischen Länder besuchen zu können. Aber ich mußte mein Ziel, die ostasiatische Missionswelt, im Auge behalten. Und wir waren auf dem Schiff eigentlich schon mitten drin, denn unsere Reisebegleiter, meist junge Inder, diskutierten täglich mit uns die modernsten Missionsfragen. Was soll mit „Jung-Indien“ geschehen? Soll es dem Herrn Christus oder der modernen sogenannten Freigeisterei sich verschreiben?

Nur einer der jungen Männer war ein Christ. Die Muhammedaner ließen sich auf kein Gespräch ein und bildeten eine Gruppe für sich. Von den Hindu, zum Teil ehemaligen Missionschülern, vertrat jeder wieder eine andere Weltanschauung. Der eine war der Ansicht, die Welt entwickle sich durch fortwährendes Werden, Vergehen und Neuentstehen sozusagen spiralförmig nach oben irgend einem Ziele zu, wenn's auch nur ein buddhistisches Nirwana wäre, also ein unbewußtes Gesamtbewußtsein als Zusammenfassung aller früheren Einzeleristenzen. Ein anderer glaubte nicht einmal das, sondern bekannte sich bloß zur Annahme eines ewigen Kreislaufes der Dinge, ohne Zweck und Ziel. Immer wurden die Ausführungen mit entsprechenden südlich lebhaften Händbewegungen begleitet.

Beim Emporschnellen und Vorbeiflügen der silberhellen sogenannten „fliegenden“ Fische auf dem Indischen Ozean oder beim Herannahen einer unabsehbaren Phalanx von Delfinen, die das Schiff rücksichtslos durchschneiden mußte, meinte der Kreislaufvertreter, es sei doch viel Zweckloses in der Welt, z. B. die unzähligen Meertiere, von denen man nur gelegentlich verhältnismäßig wenige sehe, während das Meer doch davon wimmle. Wozu seien sie dann da, wenn niemand sie sehen könne? Also herrsche Zwecklosigkeit in der Natur.

So kehrten diese jungen Leute mit einem Mischmasch von alt-indischen und westlich-modernen Weltanschauungs-ideen nach ihrer Heimat zurück. Die meisten hatten Rechtswissenschaft oder Nationalökonomie studiert, um an der Lösung der politischen und sozialen Probleme der indischen Völker mithelfen zu können.

Alle waren begeisterte Anhänger Gandhis. Er sei der rechte Führer zur Freiheit. Den Extremen erschien er zwar zu bedächtig, weil er die britische Oberhoheit nicht beseitigen will, sondern nur Autonomie verlangt, da die indischen Völker nach seiner Ueberzeugung noch lange nicht reif sind zur völligen Selbstregierung. „Sie werden Gandhi doch besuchen?“ fragten mich seine Anhänger. Daran hätte ich nicht gedacht. Ich würde es gar nicht gewagt haben, auch nur an die Möglichkeit zu denken, einen solchen Mann besuchen zu können. „Warum denn nicht? Gandhi freue sich immer über Besuche.“ Ich erhielt seine genaue Adresse. Und so nahm ich denn auch den Besuch bei Gandhi in mein indisches Reiseprogramm, und zwar womöglich gleich für den Anfang.

Britisch Ost-Indien.

2. Mein Besuch bei Mahatma Gandhi.

Mein erstes war, wie ich in Bombay im Missionarsheim mein Zimmer angewiesen bekam, daß ich einen Brief an Gandhi schrieb (am 18. September 1924), um ihn zu fragen, ob, wo und wann ich ihn sprechen könne. Umgehend antwortete mir sein Sohn, sein Vater habe eben ein 21 tägiges Fasten in Delhi begonnen, ein Sühnefasten, aus Anlaß erneuter Streitigkeiten zwischen Muhammedanern und Hindu, wobei auf beiden Seiten viel Blut geflossen war. Gandhi wollte durch sein Fasten den Frevel gleichsam sühnen, im Sinn einer Stellvertretung und einen moralischen Eindruck nach beiden Seiten hin ausüben. Es sei ein gewagtes Unternehmen für seinen Vater in diesem Alter (er war damals 55 Jahre alt), aber wenn er gut durchkomme, werde es ihn später gewiß freuen, mich zu sehen.

Ich gab die Sache auf, da ich mein erstes Ziel, die Mission kennen zu lernen, vor allem verfolgen wollte. Als ich aber fünf Wochen später in Delhi hörte, Gandhi habe sein Fasten gut beendet und empfangen wieder Besuche, stellte ich mich auch ein (am 23. Oktober 1924). Man konnte ihn nur kurz sehen, denn er war noch sehr schwach. Ich war nur drei Minuten bei ihm. Er lag auf einer Matratze auf dem Boden, umringt von seinen Freunden. Er glich mehr einem Skelett als einem lebenden Menschen. Bei meinem Eintritt sah er mich fragend an. Ich erklärte ihm den Zweck meines Besuches: Ich sei nach Indien gekommen, um die Mission aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und ich sei der Ansicht, sein Lebenswerk sei auch ein Missionswerk. „Das ist es auch“, erwiderte er. „Und ich halte Sie auch für einen Jünger Jesu“, fuhr ich weiter. „Das bin ich auch, wenn auch wohl in einem andern Sinn, als Sie es vielleicht meinen. Ich bin nämlich auch ein Jünger Buddhas, Krischnas und Muhammeds. Sie alle wollen ja dasselbe: Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit.“ „Aber Christus — erwiderte ich — hat nach meiner Ueberzeugung die höchste Wahrheit gebracht, und zwar als Offenbarung Gottes.“ „Wenn ich diese Ueberzeugung auch hätte — antwortete Gandhi ungemein freundlich lächelnd — dann müßte ich mich auch taufen lassen.“ „Sie wären nicht der erste“, gab ich zurück. „Schon viele Inder haben sich taufen lassen, z. B. auch Sadhu Sundar Singh.“ „Ja, den kenne ich gut — fiel

Gandhi ein —, er war auch schon bei mir. Bitte, sagen Sie ihm, er möge mich doch wieder besuchen, wenn er hier ist.“ Der Sadhu war nämlich um jene Zeit in Delhi erwartet, wurde dann aber verhindert, zu kommen. Dafür hat er Gandhi später wieder aufgesucht (vgl. S. 30 oben).

Sundar Singh hatte sich vor seiner großen Reise nach Europa im Jahre 1922 acht Tage lang bei Gandhi aufgehalten. Die beiden Männer stehen auch im Briefverkehr miteinander. Kürzlich las ich in einem Brief des Sadhu, er bete täglich dafür, daß auch Gandhi zur vollen Erkenntnis der Wahrheit komme.

Meine Besuchszeit bei Gandhi war rasch vorbei. Man durfte den schwachen Mann, der noch kaum wieder reden konnte, nicht lang in Anspruch nehmen. Ich nahm einen tiefen Eindruck von ihm mit. Sein Gesicht hat einen wunderbar sympathischen Ausdruck. Er ist nicht „schön“ im äußerlichen Sinne des Wortes. Die innere Schönheit eines erhabenen Geistes leuchtet um so kontrastvoller aus den unregelmäßigen Zügen heraus. Gandhi ist jederzeit bereit, für sein Volk zu sterben, sei es als Folge von selbsterwähltem Sühne- oder Protestfasten, oder schwerer Kerkerhaft. Sein politisches Programm steht Evangelium Matth. 5, 39: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel.“ Er sagt es selbst, daß in diesem Wort Jesu der Schlüssel zu all seinem Tun und Lassen liege. Es ist interessant, die Exegese dieses christlichen „Heiden“ oder ungetauften Christen zu hören (s. Bildertafel 2, Bild 1).

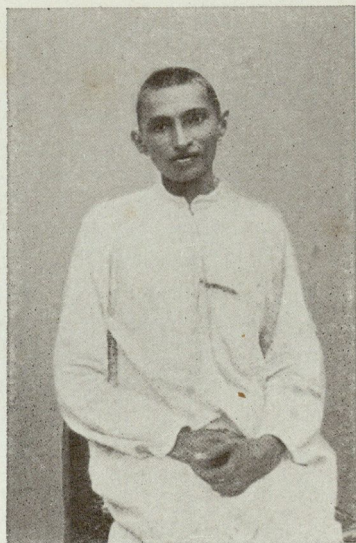
Gandhi führt aus: Es gibt dreierlei Art und Weise, dem Uebel zu begegnen. Erstens: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Krieg um Krieg, und so weiter in infinitum. Das will Christus natürlich nicht, wie er es ausdrücklich in jener Stelle der Bergpredigt gesagt hat. Die zweite Art, sich dem Uebel gegenüber zu verhalten, wäre, gar nichts zu tun, die Hände in den Schoß zu legen und das Uebel weiter wuchern zu lassen. Das kann Christus auch nicht wollen. Ist er doch gerade dazu gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Nun gibt es noch einen dritten Weg, dem Uebel zu begegnen, und den hat Christus selbst eingeschlagen: Die Bekämpfung des Bösen mit geistigen Mitteln von innen heraus. In der Bergpredigt spricht der Herr von dem Streich auf den rechten Backen, worauf man dem Beleidiger den linken auch darbieten solle. Sollte Christus wirklich absolute Latenlosigkeit gefordert haben? Christi Worte können nur verstanden werden im Vergleich zu seinem eigenen Verhalten. Dieses deutet uns in erster Linie seine Worte. Wie hat sich nun Christus

benommen, als er selber auf den Backen geschlagen wurde? Er hat den Streich natürlich nicht erwidert, hat aber auch nicht nichts gegenüber der Roheit jenes hohepriesterlichen Knechtes getan. Er hat sich zu ihm gewendet, ihm also zwar den andern Backen auch dargeboten, aber zugleich zu dem Täter gesagt: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ (Ev. Joh. 18, 23.) Christus hat also dem Knecht ins Gewissen geredet, um ihn zu bessern und weitere Ungerechtigkeiten zu verhüten. Das ist der Weg, den uns Christus zur Ueberwindung des Uebels zeigt. Wir sollen dem, der uns unrecht tut, ins Gewissen reden. So widerstreben wir dem Uebel nicht wieder durch Uebel. Wir tun auch nicht nichts, sondern wir bekämpfen das Uebel von innen heraus auf friedliche Weise. Dieser Grundsatz ist auf alle Fälle anzuwenden, auch auf die Politik; z. B. bei der Beherrschung eines Volkes durch ein anderes. Worte allein nützen da aber nichts. Die Sprache muß durch Taten geschehen. Nicht durch üble Taten, sondern durch gewaltlose, unblutige — wobei man selber große Leiden, vielleicht sogar den Tod riskiert — nämlich durch Nicht-Befolgung der Gesetze, die man geändert haben will. Man muß dagegen passiven Widerstand leisten, aber alle Konsequenzen, Kerker, Verbannung und Tod still und ohne Widerspruch auf sich nehmen. Dadurch können vielleicht andere Maßregeln und Gesetze veranlaßt werden, die weniger drückend erscheinen.

Damit wir aber wirklich Erfolg haben, ist uns Einigkeit von Nöten. Unsere Uneinigkeit, besonders die zwischen Hindu und Muhammedanern lähmt unsere Kraft und hindert uns, zur Selbstverwaltung, zur Autonomie — natürlich unter britischer Oberhoheit — zu gelangen. Und so bildet die *Bersöhnung* zwischen den beiden größten Religionsgruppen und ihr politisches Zusammenarbeiten den zweiten Programmpunkt in Gandhis Politik.

Mit innerer Notwendigkeit folgt daraus ein drittes: Verlangen wir, nicht von einem andern Volk oder einer andern Rasse beherrscht zu werden, so dürfen wir nicht das gleiche in Indien selbst gegenüber den untersten Volksstämmen, den *Kastelosen*, den *Paria* tun, sonst sind wir elende Heuchler. Wir müssen diese „Unberührbaren“, deren Schatten uns nach bisheriger Anschauung schon verunreinigt, als gleichberechtigte Brüder anerkennen.

Gandhi nahm deshalb, um mit gutem Beispiel voranzugehen, ein kleines Mädchen aus der verachtetsten Klasse der Kasten-



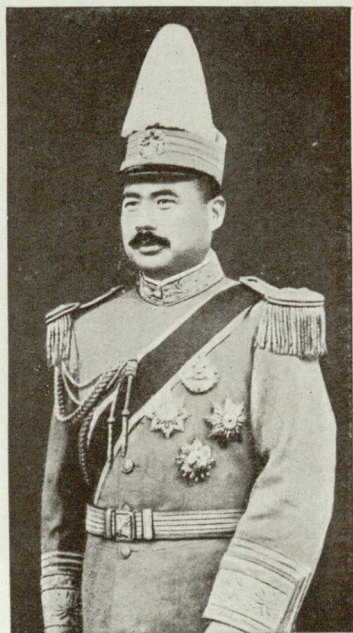
1. Mahatma Gandhi.
(s. Abschnitt 2).



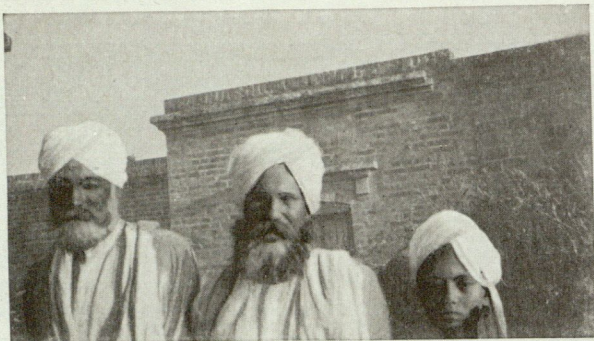
2. Sadhu Sundar Singh
im erzbischöflichen Palast zu Upsala
(s. Abschnitt 4).



3. Titus II. Mar Thoma,
Metropolitane der evangelisch gewordenen
Nestorianer Malabars (s. S. 73).



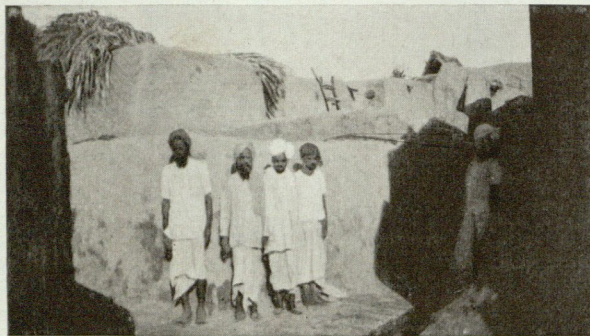
4. Der christliche Marschall
Feng Yu hsiang in China.
(s. Abschnitt 45 und 46).



Auf dem Hause der Verwandten des Sadhu Sundar Singh in Rampur.

1. Von links nach rechts: Der Gemeindepräsident von Rampur,
ein Vetter und ein Neffe des Sadhu (s. S. 24).

2. Der zweite von links ein Vetter, der dritte von rechts
ein Neffe des Sadhu (s. S. 24).



3. Gasse im Dorfe Rampur.

Rechts Zugang zum Haus der Verwandten Sundar Singhs (s. S. 23).

4. Ziehbrunnen auf den Feldern der Familie Sundar
Singhs bei Rampur (s. S. 22.)

losen in sein Haus und adoptierte es. — In Südindien bei Trivandrum haben Kastenlose schon die Konsequenz aus diesen Postulaten Gandhis gezogen und sind massenhaft eingedrungen in die heiligen Tempelbezirke der Brahmanen zum allgemeinen Entsetzen der höhern Kasten. Anfangs griff die Polizei ein und schützte die Kastenvorurteile um des Friedens willen und setzte die nach Gleichberechtigung verlangenden Paria gefangen. Als alle Gefängnisse überfüllt waren, ließ man der Sache den Lauf; die Paria hatten im Sinne und mit der Taktik Gandhis gesiegt. Das Kastenvorurteil hatte einen Stoß erlitten. So möchte Gandhi auf der ganzen Linie vorgehen gegen alles Kastenwesen im eigenen Volk und gegen die ihm ungeeignet erscheinenden Gesetze des Herrschervolkes. Das letztere wird ihm nur gelingen, wenn eine wirkliche Einigung zwischen Hindu und Muhammedanern zustande kommt. Ob das aber in absehbarer Zeit möglich sein wird?

Der vierte Programmpunkt Gandhis ist eine reine Utopie: Abschaffung aller Fabrikarbeit und allen maschinellen Großbetriebes, dagegen allgemeine Wiedereinführung der Hausindustrie für sämtliche Bedürfnisse des häuslichen Lebens. Das Symbol dieser Bewegung ist das Spinnrad, das Gandhi selbst täglich eine Zeitlang dreht. Sogar während seiner 21 tägigen Fastenzeit saß er jeden Tag einige Stunden an seinem Rad. Mit dieser Forderung der Abschaffung der Fabrikarbeit wird er keinen Erfolg haben können, wenn auch schon unzählige seiner Anhänger durch ganz Indien hin mit selbstgesponnenen und -gewobenen Baumwollmützen und im selbstverfertigten sogenannten Khaddartuch umhergehen. Manchen ist Gandhi zu wenig revolutionär, und sie sähen lieber eine gewaltsame Empörung gegen die britische Regierung mit Feuer und Schwert. Trotzdem ist Gandhi immer noch die populärste Persönlichkeit in Indien, wie der Nationalkongress in Gauhatti im Dezember 1926 bewies und andere Anlässe seither.

Ein Zeichen davon, aber auch für die Verbreitung christlicher Denkweise in Indien ist die Bemerkung eines muhammedanischen Blattes vor einigen Jahren, Gandhi sei der am meisten Jesus ähnliche Mann (the most jesuslike man). Ich fragte dann einen Muhammedaner in der Eisenbahn: „Warum sagt ihr Muhammedaner nicht: der am meisten muhammedähnliche Mann? Das läge euch doch näher.“ „Muhammedähnlich“ — lachte jener verächtlich — „das ist doch nichts; aber jesusähnlich, das ist ein hohes Ideal!“

Mit seinen Schülern liest Gandhi das Neue Testament und darin mit Vorliebe das Evangelium des Johannes. Er ist nicht ferne vom Reich Gottes. Führende englische Blätter in Indien singen sein Lob und bezeugen, daß er eine offene und loyale Politik führe. „Würde Indien Gandhis Programm verwirklichen, so würde es die moralische Führerschaft der Welt haben,“ schreibt ein Engländer.

Als ihn der amerikanische Missionar Stanley Jones, der Verfasser des Buches „The Christ of the Indian Road“ *) vor einiger Zeit gefragt hatte, was wohl geschehen sollte, daß das Christentum in Indien nicht mehr als ein Fremdkörper erscheine, gab er nachdenklich zur Antwort: „Fürs erste müssen die Missionare noch mehr Jesusähnlich leben. Dann setzt eure Religion in die Tat um ohne das Evangelium abzuändern und abzuschwächen und laßt immer und überall die Liebe wirken als die treibende Kraft des Evangeliums im Sinn des 13. Kapitels des ersten Korintherbriefes und schließlich sucht die nichtchristlichen Religionen noch besser zu verstehen, bemüht euch, das in ihnen noch vorhandene Gute zu finden und daran anzuknüpfen bei eurer Verkündigung.“ (Man denkt bei diesem Punkt an die Rede des Apostels Paulus in Athen, Apostelgeschichte 17.)

Charakteristisch für Gandhi ist auch sein Verhalten nach der glücklichen Beendigung seines langen Fastens im Herbst 1924 gewesen. Von allen Seiten waren seine Freunde angerückt, um ihm zu gratulieren. Die Hindu kleideten ihre Glückwünsche in Zitate aus den Beden; die Muhammedaner lasen ihm eine der besseren Suren aus dem Koran vor. Da rief Gandhi: „Wo sind aber die Christen mit der Bibel?“ „Da stehen sie schon,“ wurde ihm geantwortet. Und nun bezeugte er seine besondere Freude an den ihm vorgelesenen Stellen der Heiligen Schrift. Sein Lieblingslied ist: „Näher mein Gott zu dir“. Darin drückt sich sein fortwährendes ernstes Suchen nach Erkenntnis der Wahrheit aus.

3. Bombay, das Eingangstor Indiens.

Am Strand von Bombay erhebt sich im schönsten Teil des Europäerviertels ein monumentaler Torbogen, „Das Tor Indiens“ genannt, der sinnbildlich andeuten soll, daß Bombay die Eingangspforte für das ganze Kaiserreich sei.

*) Vgl. S. 102 in der deutschen Übersetzung „Der Christus der indischen Landstraße“ (vgl. S. 82 dieses Buches).

Es hat damit seine Richtigkeit. Tatsächlich betritt man in Bombay schon den echten indischen Boden, der sozusagen alles bietet, was für das Land charakteristisch ist.

Ich will jetzt nicht von indischer Kultur und Kunst reden, auch nicht von der Tropenpracht der Pflanzenwelt, die übrigens keineswegs über ganz Indien ausgebreitet liegt, sondern sich in der Hauptsache nur an der Westküste und bei Calcutta findet, während manche weite Länderstrecken öde Steppen, Stein- und Sandwüsten darstellen. Aber alles, was ich im Verlauf meiner Reise durch Britisch Ost-Indien vom Heidentum und von der Missionsarbeit hatte sehen können, fand ich in irgendeiner Weise schon in Bombay vertreten.

Der Hinduismus, die in Indien am meisten verbreitete Religion, trat mir schon in Bombay vor allem in der Gestalt seiner heiligen Rinder entgegen. Auf Schritt und Tritt, wo ich stand und ging: diese heiligen Stiere und Kühe! Auf dem weißen Marmorpflaster im europäischen Quartier, wie in den schmutzigen, engen Gassen des Eingeborenenviertels laufen sie frei herum und suchen Nahrung. Ein ungewohnter Anblick für einen Schweizer, eine Kuh im Straßenkehricht herumwühlen zu sehen, um dort vielleicht noch eine halbfaule Drangenschale zu finden! Das Anrühren dieser Tiere mit den Fingern gilt bei den Hindu als heilbringend. Hernach wird die Stirn mit diesen Fingern bestrichen, um sich den Kuhsegen gewissermaßen einzuverleiben. Und dort im Eingeborenenviertel wusch einer sogar seine Hände in frisch gefallenem Kuhmist. Gilt doch alles, was von der Kuh herkommt, als heilig.

Noch weiter treiben es die Anhänger der sogenannten Dschainreligion, die, wie die Hindu, nie ein Tier töten würden, damit nicht dessen Seele — eine verwunschene frühere Menschenseele — leiblos geworden sich räche und in der Nacht im Haus dessen Spuk treibe, der ihren Leib getötet hat.

Die Dschain unterhalten in Bombay für kranke Tiere aller Art einen sogenannten Tierspital, der aber diesen Namen nicht verdient, denn gepflegt werden die Patienten nicht, nur notdürftig gefüttert. Einige hundert kranker, wohl meist tuberkulöser Kühe, räudige Katzen, von Auto überfahrene Hunde mit gelähmten Hinterbeinen, hinkende Pferde, auszehrende Kamele, halbtote Stachelschweine und alle möglichen andern kranken Geschöpfe lagen und standen in den weiten Hallen jenes Tierasyls herum. Es liegt eine grauenhafte Unbarmherzigkeit darin, alle diese Tiere dahin-

siechen zu lassen, aber so verlangt es der Glaube an die Seelenwanderung, gemäß dem kein lebendes Wesen getötet werden darf.

„Ihr Leute von Bombay, ich sehe, daß ihr überaus religiös seid“, würde der Apostel Paulus auch bei einem Gang durch Bombay ausgerufen haben, ähnlich wie seinerzeit in Athen, denn schließlich ist auch in Bombay — wenigstens im Eingeborenenviertel — fast alles Religion, was man sieht.

Überall begegnet das Auge Tempeln, großen und kleinen, alten und neuen. Mit peinlicher Sorgfalt werden die alten, baufälligen, wieder hergestellt.

Vor einigen Jahren ging ein Reisebericht aus dem fernen Osten durch die Missionsblätter, wonach nirgends mehr neue Tempel zu sehen seien, ein Zeichen niedergehenden Heidentums. Meine Beobachtungen waren anderer Art. Weniger im fernsten Orient, aber jedenfalls in Indien sah ich da und dort neue Tempel sich erheben. In Brindabam am heiligen Dschumnafluß, wo ohnehin schon etwa 6000 Heiligtümer gezählt werden, läßt eine wahre Tempelbauwut einen neuen Riesentempel neben dem andern entstehen (vgl. S. 77 unten).

Erinnert das nicht an die Zeit des Kaisers Julian des Abtrünnigen im vierten nachchristlichen Jahrhundert, wo im ganzen römischen Reich auf des Kaisers Befehl neue Tempel erstanden? Das Heidentum lag in den letzten Zügen. Da raffte es wie ein tödlich getroffener Löwe noch einmal alle Kraft zu einem letzten Schlage, aber vergeblich, zusammen. In solchen Todeszuckungen scheint mir das Heidentum in Indien jetzt zu liegen, und darum sucht es wenigstens noch nach außen hin möglichst imponierend aufzutreten.

Auch die Götzenfabrikanten sieht man noch eifrig an der Arbeit. Auch sie arbeiten, wie alle Handwerker im Orient, noch in mittelalterlicher Weise auf offener Straße. Da werden Balken zu Figuren zugeschnitten, ausgearbeitet und schön bemalt, um dann in einem Tempel angebetet zu werden (vgl. Jesaja 44 und Jeremia 10). Und massenhaft werden überall kleine Götzenbilder aller Art aus Ton, Holz und Metall feilgeboten, damit sich doch jeder ein Andenken an die heiligen Stätten mitnehmen könne (vgl. Apostelgeschichte 19).

Während die heiligen Rüge der Hindu Straßen und Plätze Bombays unsicher machen und in engen Gassen mit ihren langen Hörnern geradezu gefährlich werden können, kreisen hoch in den Lüften herum die Nasgeier der Parsi (derjenigen Perser, die die

Religion des Zoroaster beibehalten haben) und warten auf einen Leichenzug nach den grauenhaften „Türmen des Schweigens“, dort oben auf dem Hügel (Malabar Hill), mitten in einem paradiesischen Garten und im schönsten Villenquartier gelegen. Ist eine Leiche in eine der amphitheatralisch aufsteigenden Nischen der zirkusähnlich gebauten, oben offenen Türme gelegt worden, so stürzen sich die Geier auf sie herunter. In etwa zwei Stunden haben sie ihr Werk getan. Die Gebeine werden infolge von Regengüssen allmählich durch eine Oeffnung im Mittelpunkt des Gebäudes ins nahe Meer hinausgeschwemmt. So verlangt es die Religion der Parsi: „Gott selbst können wir nicht erkennen, darum müssen wir ihn in seinen Offenbarungen verehren“, erklärte mir der Hüter des ewigen Feuers im Parsitempel bei den Türmen des Schweigens. „Die Offenbarung Gottes geschieht in den vier Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde. Im Feuer sehen wir die höchste Offenbarung Gottes. Darum verehren wir dieses am meisten, ohne es anzubeten. Keines dieser Elemente darf durch Leichen verunreinigt werden. Darum können wir die Toten weder verbrennen noch beerdigen, weder an der Luft liegen lassen, noch ins Wasser werfen. Wir müssen dafür sorgen, daß ihre Körper sofort wieder ins Leben umgesetzt werden. Deswegen setzen wir sie den Geiern zum Fraß vor.“

Bombay ist der Hauptsitz der indischen Parsi. Sie fallen neben den braunschwarzen, stumpfnasigen indischen Rassenzugehörigen durch die langen, schmalen, spitznasigen, hellen, oft fast bleichen Gesichter auf. Die meisten von ihnen treiben Handel, der sie reich macht. Da sie natürlich keine Friedhöfe haben und doch irgendwie noch im Andenken der Nachwelt möchten verewigt sein, besonders wenn man ihnen gemeinnützige Stiftungen verdankt, so sorgen sie dafür, daß ihnen nach ihrem Tode zur Erinnerung an ihre Wohlthaten Standbilder an den Straßenecken Bombays errichtet werden. An einer einzigen Straßenkreuzung bemerkte ich einmal vier Parsi-Statuen aufs mal, alle mit dem eigentümlichen Hutgebilde der Männer dieses Volkes, einem randlosen, nach vorn abgeschrägten Zylinderhut, also ungefähr dem umgekehrten Modell der Kopfbedeckung der Grenadiere Friedrichs des Großen.

Ihre Feuerverehrung, wie auch ihr heiliges Feuer selbst darf kein Nicht-Parse sehen. Aber am Meeresstrand beobachtete ich eine kniende Parsifrau, wie sie am Abend ihre Andacht verrichtete, indem sie mit ihrer Stirn die Meereswogen berührte.

Beim Gebet richten die Parsi ihre Augen immer auf etwas Glänzendes, Leuchtendes, auf das Feuer, das Meer, den Himmel. Ein schöner Gedanke: Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis.

Berühmt sind die guten Unterrichtsanstalten der Parsi. Morgens zehn Uhr treffen die Schüler, meist im eigenen Auto, zum Unterricht ein, der in den kühlen, luftigen Hallen des Schulhauses während der heißesten Zeit bis nachmittags vier Uhr erteilt wird. Der frühe Morgen und der Abend sind den Aufgaben, dem Spiel und Gesundheitsport gewidmet.

Auch der Islam tritt schon in Bombay dem Besucher Indiens imponierend entgegen. Dicht neben dem berühmten Bahnhof, „dem schönsten der Welt“, in italienischer Gotik, erhebt sich das gewaltige Gebäude der muhammedanischen Universität; und unbekümmert um alle Zuschauer verrichten die Verehrer Muhammeds beim Sonnenauf- und -niedergang am Meeresstrand ihre Gebete in der Richtung nach Mekka.

Auch unter den Pfadfindern sind die Muhammedaner in Bombay vertreten. Am Sonntagvormittag traten sie gemeinsam mit ihren christlichen und hinduistischen Kameraden zu einer Feldübung schneidig an (vgl. Seite 91).

Aber nicht Hindutempel und Leihentürme mit Nasgeiern oder die Moscheen drücken der Stadt Bombay ihren eigentlichen Stempel auf, sondern die unzähligen, zum Teil palastartigen Schulen der Missionen. Es herrscht darin ein edler Wettstreit unter den verschiedenen Missionsgesellschaften, denn sie alle wissen, daß die Jugend die Trägerin der Zukunft ist und daß eine geistige Bewegung erst dann in einem Volke Wurzel schlagen kann, wenn die Jugend an ihr teilnimmt.

Buchstäblich vom ersten bis zum letzten Tage meiner Reise durch die Missionsgebiete Süd- und Ostasiens sowie Indonesiens, trat mir überall die Bedeutung der Missionschulen vom Kindergarten bis zur Universität entgegen. Und in dem Grade, in dem die Jugend eines Volkes zu Christus geführt wird, ist auch der Boden zubereitet zur völligen Durchdringung des Volkes mit dem Evangelium.

In einem Jugendgottesdienste einer amerikanischen Mission in Bombay sah ich auch die ersten Heidenchristen, und die letzten beim Verlassen der Missionswelt des fernen Ostens, eine halbe Stunde vor meiner Einschiffung in Yokohama, in einer Töchter- schule der Amerikanischen Reformierten Kirche, wo aufgeweckte japanische Mädchen mir fröhliche Grüße an die Schweizerberge mit-

gaben. Und dazwischen besuchte ich Hunderte von Missionschulen und sah tausende und abertausende von Missionschülern mit steigender Freude über die wunderbare Aussaat des Wortes Gottes, die durch den Jugendunterricht in der weiten Welt kann getan werden.

Die Bolschewisten wußten wohl, warum sie bei ihrem Plan, das Christentum in China auszurotten, ihren Angriff in erster Linie auf die Missionschulen gerichtet hatten (vgl. Abschnitt 44).

Zum Ergreifendsten, was ich in Bombay erlebte, gehörte die Begegnung mit einem jungen Manne, der wegen seines Bekenntnisses zu Christus von Vater und Mutter verstoßen und aus dem Elternhaus und seinem früheren Beruf für immer ausgestoßen worden war. Er hatte im Heim der Englischen Kirchenmission für Neugetaufte vorübergehend Aufnahme gefunden, um sich von da aus eine neue Lebensstellung schaffen zu können. „Hier auf dieser Schwelle,“ sagte er mir, während seine Stimme vor Bewegung zitterte, „lag meine Mutter einen ganzen Tag lang zu meinen Füßen, um mich zu beschwören, daß ich Christus verlasse und die alten Götter wieder anbede. Und als ich standhaft blieb, gab sie mir unter schrecklichen Verwünschungen den Abschied für immer.“

Die ganze Wucht jenes Herrenwortes stand lebendig vor mir: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert“ (Ev. Matth. 10, 37); aber auch die Herrlichkeit der Verheißung jenes andern Wortes: „Wer verläßt Vater oder Mutter um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben“ (Ev. Matth. 19, 29).

4. Auf den Himalaya-Vorbergen bei Sadhu Sundar Singh *).

Noch bevor ich zu Gandhi kam, hatte ich Gelegenheit gefunden, Sadhu Sundar Singh zu besuchen (s. Bildertafel 2, Bild 2).

Nachdem mir Gandhis Sohn, Devada, geschrieben hatte, sein Vater sei eben in ein 21 tägiges Fasten getreten und es werde wohl noch einige Zeit gehen, bis man ihn werde besuchen können, hielt ich um so energischere Nachfrage nach Sadhu Sundar Singh.

*) Vgl. Nr. 1346 u. 1351 der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1926; „Ev. Missionsmagazin“, März 1927 und „Die Wahrheit Sundar Singhs“ von Friedrich Heiler, S. 145—203, wo dieser Abschnitt schon teilweise erschienen war.

Aber das Suchen nach dem Sadhu hatte ich schließlich doch aufgegeben, als ich auf meine Fragen immer nur die Antwort bekam, er wohne „irgendwo“ in den Himalaya-Vorbergen, meist aber reise er als Evangelist im Lande herum. „Da soll einer ihn finden!“ dachte ich.

Aber ganz unverhofft traf ich auf seine Spur: „Das ist das Schulhaus, das Sundar Singh als Knabe besuchte“, sagte mir in Ludhiana im Punjab, im Land der Sikhs, der amerikanische Presbyterianermissionar Ahrens (am 14. Oktober 1924). Sein Heimatort Rampur sei auch nicht weit weg, und nach seinem jetzigen Standquartier in Subathu, Simla gegenüber, hoch oben im Gebirge, sei es nur eine Tag- und eine Nachtreise.

Mein Plan war sofort gefaßt. Schon am folgenden Morgen, als es noch stockfinster war, saß ich mit einem indischen Lehrer, den ich als Dolmetscher nötig hatte, auf der Bahn nach Rampur. Das war also die Eisenbahnstation, deren Schienen dem jungen, gottsuchenden Sundar Singh einst die Schwelle ins Jenseits hätten werden sollen, in jener Nacht, in der er sich vor den Schnellzug gelegt hätte, wenn er nicht zuvor die Erscheinung Christi gehabt hätte, die ihm die Gewißheit der Realität der ewigen Welt gab.

Der Weg zum Dorf Rampur führte über die schönen, ausgedehnten Felder der Familie Sundar Singhs. An einem gut erhaltenen Ziehbrunnen trieben buntgekleidete Mädchen ein Ochsenspann im Kreise herum (s. Bildertafel 3, Bild 4).

Die Städte und Dörfer in jener Gegend machen einen monotonen Eindruck, alles gelb in gelb, wie der Boden, denn es fehlt dort richtiges Baumaterial, Steine und gutes Holz. So baut man eben mit Lehm. Die selten über vier bis fünf Meter hohen Häuser Rampurs stehen in kleinen Gruppen eng zusammen, die durch enge, aber tadellos saubere Gäßchen von einander getrennt sind. Man trieb bei unserer Ankunft eben die Röhre auf die Weide hinaus.

Es erregte einiges Staunen im Dorfe, als wir morgens zwischen sechs und sieben Uhr nach dem elterlichen Hause des Sadhu Sundar Singh fragten. Wir brauchten jedoch nicht lange nachzuforschen. Es war uns bald gezeigt. Jedes Kind kennt den Namen des Sadhu und weiß, wo dessen väterliche Wohnung steht. Einfach, wie alle Häuser, nicht nur in Rampur, sondern in jener ganzen Gegend, zeichnet sie sich vor den Nachbarhäusern durch etwas solidere Bauart aus, z. B. durch Verwendung von Back-

steinen am Eingangstor, dort ein Zeichen der Vornehmheit und des Wohlstandes, während die meisten andern Häuser nur aus Lehm bestehen. Es ist aber nicht das Haus, worin Sundar als Jüngling jene Erscheinung Christi hatte. Jenes besteht nicht mehr, wie mir der Sadhu bei meinem Besuche in Sabathu mitteilte (s. Bildertafel 3, Bild 3).

Der untere offene Raum im jetzigen Hause der Familie des Sadhu in Rampur, in den wir geführt wurden, dient als Küche und Kuhstall, beides säuberlich durch eine niedere Lehmwand getrennt. Die Wohnräume sind natürlich, wie in allen indischen Häusern, für Fremde unzugänglich. Eine Leiter, der einige Sprossen fehlten, führt auf das flache Dach, dem eine kleine Kammer aufgebaut ist. Wir wurden hinaufgeführt und waren nun von der Straße aus und von den andern Dächern her jedermann sichtbar. Zunächst erschien ein früherer Schulkamerad des Sadhu und begrüßte uns freundlich, verschwand aber plötzlich, um uns bald hernach einen herrlichen Morgentee zu bringen. Ueber allerhand Gerümpel stieg vom Nebengebäude her ein alter, graubärtiger Sikh mit einer langen Wasserpfefte herüber, um auch dabei zu sein, und setzte sich feierlich rauchend vor uns auf den Boden. Bald war auch der Gemeindevorsteher zur Stelle. Unvermerkt vergrößerte sich der Kreis. Keine lauten Lederschuhe kündeten jeweiligen Neuankommende an. Auf einmal waren sie da, Nachbarn der Familie und Bettern des Sadhu, „Brüder“, wie sie sich nannten. Fast aufs Haar glichen ihm zwei dieser Verwandten.

Es lag auf allen Gesichtern dieser nächsten Verwandten und Bekannten des Sadhu wie ein Fragezeichen: „Warum kommt ihr eigentlich hierher? Was ist denn auch los mit unserem Sundar?“ So mögen die Leute in Nazareth dreingeschaut haben, als ihr ehemaliger Schul- und Spielkamerad Jesus unter ihnen aufgetreten war. Nicht daß ich den Sadhu mit Jesus irgendwie vergleichen möchte; aber die abgrundtiefe Verschiedenheit zwischen der Mentalität eines Sadhu Sundar Singh und seinen leiblichen Verwandten erinnerte an die befangene Geistesverfassung der nächsten Angehörigen und Freunde Jesu in Nazareth, ohne alles Verständnis für die neue Welt, in der einer ihrer ehemaligen Dorfgenossen lebte und wirkte.

Sundar Singh, auf der Höhe der Christenheit stehend, den ich in St. Peter in Zürich vor Tausenden habe sprechen hören und in der Großmünsterkapelle mit der geistigen Elite Zürichs debattieren sah, über den eine Literatur in allen Kultursprachen

der Welt besteht und der eine kirchengeschichtliche Persönlichkeit geworden ist — und dort in Rampur seine nächsten Angehörigen, von denen niemand etwas weiß, deren Gesichtskreis nicht über ihr Dorf hinausgeht, und die nicht im entferntesten ermessen können, was denn eigentlich mit ihrem Sundar vorgegangen ist!

Nicht mit Nazareth stimmt dann, daß, wenn der Sadhu wieder nach Rampur käme, er nicht etwa verfolgt, sondern begrüßt und verehrt würde. Das bewies mir der wiederholte dringende Auftrag seiner Angehörigen, Sundar Singh bei meinem bevorstehenden Besuch in Subathu doch ja zu bitten, sie recht bald wieder zu besuchen. Diesen Wunsch sprach zu wiederholten Malen besonders nachdrücklich ein 15 jähriger Neffe des Sadhu aus, der also damals in dem Alter stand, in dem Sundar Singh Christ geworden war.

Daß die Familie des Sadhu zu den wohlhabenderen Rampurs gehören muß, beweist nicht nur das in der Bauart über dem Durchschnitt stehende Haus, sondern auch die schönen ihr gehörenden Grundstücke, die sich zwischen dem Dorf und der Eisenbahnstation ausdehnen. Uebrigens weisen auch die Gesichtsbildung und die ganze Erscheinung der Verwandten des Sadhu auf eine innere Kultur, eine sittliche Zucht in jener Familie hin. Man vergleiche die Bilder zweier dieser Verwandten auf Bildertafel 3, Bild Nr. 1: Wetter in der Mitte, Neffe rechts; Bild Nr. 2: Wetter der zweite von links, Neffe der dritte von rechts.

Aber nun zum Sadhu selbst! — Um ihn zu besuchen, braucht man von der Ebene aus entweder einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht. Ich wählte die Nacht zur Reise, um nicht auf den Abend in einem vielleicht gasthauslosen Orte irgend jemandem als Gast lästig fallen zu müssen.

Ich kannte den Sadhu von seinem Besuch in der Schweiz her, zwar ohne daß ich damals Gelegenheit gehabt hätte, mit ihm persönlich zu sprechen. Er kannte mich also nicht. Ich kam ihm so ungeschickt wie möglich.

Daran war mein übereifriger Führer schuld, der Siegrist der Methodistenkapelle in Subathu. Er war von meinem Reisegefährten, einem Muhammedaner, nach unserer Ankunft um sechs Uhr morgens aufgetrieben worden als mein Führer, um mir das Haus des Sadhu zu zeigen. Als ich den Muhammedaner gefragt hatte, ob er den Sadhu kenne, bejahte er es freudig auf eine Art, die mir bewies, daß der Sadhu für ihn eine sehr geachtete Persönlichkeit war.

Statt mir bloß das Haus zu zeigen, klopfte mein Führer schon kurz nach sechs Uhr morgens an, ohne daß ich ihn daran hätte hindern können. Das war am 18. Oktober 1924. Im nächsten Augenblick schon stand Sundar Singh in einem blauweiß gestreiften baumwollenen Hauskleid unter der Tür und begrüßte mich Wildfremden wie einen alten Freund mit einer Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, die alle Entschuldigungen abschneidet. Ich fühlte mich sofort daheim bei ihm, wie wenn ich schon längst zu seinem Haus gehörte.

Die damalige Behausung des Sadhu, ein Anbau an ein größeres Gebäude, aus dünnen Lehmwänden erstellt, war denkbar einfachster Art. In dem eigentlichen Hause wohnte der indische Arzt des Aussäzigenasyls von Subathu, Dr. J. W. Peoples. Das Haus steht zuäuserst des Fleckens auf der Spitze eines Bergrückens, der nach beiden Seiten hin tief in finstere Täler steil abfällt. Auf beiden gegenüberliegenden Seiten steigen rechts und links noch höhere Berge, alle dicht bewaldet auf, drüben im Westen glänzt von einer sonnenbeschienenen Halde her das berühmte Simla herüber. Die ganze Herrlichkeit der Aussicht entfaltet sich aber erst beim Blick gerade hinaus in ein ungeheures Längstal des Himalaya. Das Auge schweift da so weit hinaus, wie ich auf Erden noch nie geschaut hatte. Jene Aussicht läßt alles hinter sich, was man in Europa von Fernsichten kennt.

Zur Rechten türmen sich die massigen Vorberge der Himalayakette auf, zur Linken zieht sich, durch das weite, fast endlos scheinende Tal getrennt, eine unabsehbare Reihe etwas niederer Berge hin in unsagbar feinen Abtönungen vom Dunkelviolett bis zum hellsten Azurblau, das sich zuletzt mit dem Blau des Himmels vermischt und dann vom strahlenden Weiß der wie aus überirdischen Fernen herüberleuchtenden Gletscher Kaschmirs abgelöst wird.

Von einer kleinen Terrasse hinter der Wohnung des Sadhu aus genießt man diese Aussicht am ungestörtesten. Dort standen wir nebeneinander und schauten in diese irdische Himmelspracht hinein. Jedes Gespräch erschien in dieser majestätischen Welt wie eine Profanierung. Nur eines nicht: die Erzählung von der Erscheinung Christi, von der Sundar Singh auch im St. Peter in Zürich Zeugnis abgelegt und die ihm zur Geburtsstunde eines neuen Lebens wurde, wie es dem Saulus sein Erlebnis vor Damaskus geworden war. Ich höre den Sadhu noch, wie er auf der St. Peterskanzel sagte: „Ich sah Ihn!“ Und wie der Apostel Paulus fast in jeder

seiner Reden von jenem Ereignis vor Damaskus ausgeht, so muß offenbar auch Sundar Singh davon immer wieder Zeugnis geben.

Er tat es mir gegenüber dort auf der Terrasse in einer so natürlichen, selbstverständlichen Form, ohne Pathos und ohne Geste, ohne Ausschmückung und ohne Superlative, so wie man nur irgend eine Begegnung mit einem Freunde erzählen kann. Er schilderte, wie er in jener Nacht den festen Entschluß gefaßt hatte, sich auf der Eisenbahnstation Rampur auf die Schienen zu legen — wobei er die bezeichnende Bewegung der gegen den Hals schneidenden rechten Hand machte —, wenn ihm nicht eine Antwort auf sein Suchen nach der Wahrheit gegeben werde, und wie da plötzlich von außen her durch die Lüre ein Licht gedrungen sei; wie er erschrocken draußen nachgesehen habe, ob es etwa brenne; wie er aber nur ein helles Licht, jedoch keine Lichtquelle gesehen habe, wie dann auch die dunkle Kammer, die er eben verlassen habe, hell geworden und ihm in diesem strahlenden Lichte eine wunderbar freundliche Gestalt entgegengetreten sei. „Ich wußte nicht, war es Buddha, Muhammed, Krischna oder Christus; als ich dann aber die Worte hörte: ‚Ich bin Jesus Christus, der Heiland der Welt. Ich bin für dich gestorben. Warum verfolgst du mich? Werde mein Jünger und verkündige meinen Namen!‘ da fiel ich nieder zu des Meisters Füßen (I was going down, down, down to the Master's feet) und ein wunderbarer Friede kam in mein Herz, der nie mehr von mir gewichen ist. Nun wußte ich, daß wir einen lebendigen Herrn haben.“ Er sagte das alles in der natürlichsten Weise ohne irgend eine Geste oder Phrase, ohne Pathos oder Verzückung, so nüchtern wie man nur eine wirklich erlebte, historische Begebenheit mitteilen kann. Der Ausdruck seines Gesichtes blieb der gleiche wie sonst auch beim gewöhnlichen Gespräch. Es liegt aber etwas Besonderes darin. Ein unsagbar inneres Glück leuchtet aus ihm heraus. Ich kann jenen Blick nur vergleichen mit dem eines Kindes unter dem strahlenden Weihnachtsbaum. Weihnachtsfreude im tiefsten Sinn ist das Wesen des Sadhu, und er verbreitet sie unbewußt überall um sich her bei allen, die ihn sehen und hören. Er lebt eben nicht wie ein indischer Mystiker in einer bloß gedachten geistigen Welt, sondern in der Realität der uns ganz nahe umgebenden ewigen Welt. Wem wollte es darum in seiner Nähe nicht wohl sein? Sagte doch nach seiner Rede im St. Peter in Zürich ein junger Kommunist: „Wenn alle Menschen wären, wie dieser Sadhu, dann bräuchten wir ja gar keinen Kommunismus mehr!“

Aufrichtigkeit und wahre Demut kann ich mir nicht konkreter personifiziert denken als in Sadhu Sundar Singh. Wie leicht wäre es für ihn, wenn er auch nur eine Spur von Ehrgeiz und Hochmut hätte, in Indien eine neue Kirche zu gründen! Was sage ich? Eine neue Religion! Im Handumdrehen, nur mit dem Winken des kleinen Fingers wäre so etwas für ihn in Indien möglich, wenn er nicht durch und durch echt demütig und aufrichtig wäre. Er brauchte nur vorzugeben, er hätte eine, wenn auch nur eine neue Offenbarung erhalten. Hunderttausende fielen ihm zu, nicht nur in Indien, sondern auch in der alten Christenheit. Aber allerdings, dann hätte er denjenigen Christen nichts mehr zu sagen, die die Wahrheit wirklich kennen. Er würde zu einem der unzähligen Sektenstifter Indiens heruntersinken. Seine Gemeinschaft würde wie die des Brahma-Samadach vielleicht noch lange weiter vegetieren, jedoch ohne Bedeutung für den Fortschritt des Reiches Gottes. Aber er lehnte sogar den Antrag seiner christlichen Volksgenossen ab, Bischof der im Entstehen begriffenen indischen Nationalkirche zu werden.

Worin liegt das Geheimnis des Sadhu? In seiner evangelisch-biblischen Einfachheit. Er will nichts anderes sein als ein schlichter Jünger seines Meisters, dessen Namen und Wort er verkündigt. Dort auf jener Terrasse bei seiner Lehmhütte verbrachte er jeden Tag die Morgenstunden von fünf bis gegen sieben Uhr in Gebet, Bibelforschen und Meditation. Darum war er auch sofort an der Tür, als mein Führer um sechs Uhr morgens bei ihm anklopfte. Es mache nichts, einmal eine solche Unterbrechung, sagte er damals liebenswürdig. Ein exaltierter Heiliger hätte das Pochen gar nicht gehört oder nicht hören wollen, und ich hätte vielleicht stundenlang draußen warten können.

„Wenn ich bete und die Bibel lese, da kommen mir oft Gleichnisse in den Sinn, die schreibe ich nieder, und dann gibt's wieder ein Buch,“ bemerkte er gelegentlich mit einem so einfachen natürlichen Ton ohne alle Einbildung oder Eitelkeit, als sagte er: „Wenn die Sonne scheint, so öffnen sich die Blumen“.

Ich machte in Sabathu mit ihm Besuche in zwei Missionshäusern, wo er jedesmal mit Jubel begrüßt wurde.

Gegenwärtig bewohnt er oberhalb von Sabathu, wieder gemeinsam mit Dr. Peoples, ein altes hundertjähriges Missionshaus, das von den Missionaren aufgegeben worden war, da Ausfähige in dessen Umgebung angesiedelt wurden. Dort, in der nächsten Nähe von Ausfähigen, hat also Sadhu Sundar Singh jetzt sein Stand-

quartier. Er hat es aus dem von seinem Vater ererbten Geld erworben. Dieser war kurz vor seinem Tode auch Christ geworden und hatte den früher verstoßenen Sohn Sundar wieder in dessen Rechte eingesezt.

Als ich den Sundar Singh dann zwei Wochen später zu meiner angenehmen Ueberraschung wieder sah (am 25. November 1924), diesmal auf einer seiner Evangelisationsreisen, in Haiderabad im Dekhan, war seine Verkündigung auch die denkbar einfachste, aber gerade darum, wie immer, so wuchtig und eindringlich.

In Haiderabad war der Sadhu ganz in seinem Element. Mitten in Indien unter Indern. Und doch waren es nicht seine eigentlichen Landsleute, die Sikhs, sondern die Telugu, zu denen er sprach, und der Kontrast zwischen ihm und seinen Zuhörern war weit größer als der zwischen ihm und uns Schweizern im St. Peter in Zürich. Bei uns erschien er — abgesehen von seinem gelben Gewand, das er auch in Indien außerhalb seines Hauses immer trägt — seiner Hautfarbe nach nur wie ein etwas gebräunter Italiener, und auch seine Gesichtszüge trugen völlig uns ähnliches Gepräge. Aber dort in Mittelindien war der Gegensatz zwischen ihm und seinen Zuhörern etwa so, wie der an der Generalkonferenz am Missionsfest von 1927 in Basel, wo der Negermissionar Clerk von der Goldküste, allerdings in tadellosem Deutsch, zu der Versammlung sprach. Nur war das Rassenverhältnis in Indien umgekehrt: der Helle sprach und die Dunkeln waren seine Zuhörer.

Die mächtige Stimme des Sadhu in seiner Muttersprache, dem Urdu oder Hindustani, klang wie das Rauschen eines Wildbaches neben dem sanften Geplätscher seines zarten Uebersetzers ins Telugu. Es rasselte und klirrte nur so, wenn der Sadhu seine eckigen und scharfkantigen Worte hinschmetterte, die den Formen des Sanskrit noch nahe verwandt sind, während dann die Uebersetzung klang wie ein weiches Italienisch.

So müssen die Apostel gesprochen haben, dachte ich, wie der Sadhu dort in Haiderabad. Es war nicht mehr das etwas Befangene in der erlernten englischen Sprache, sondern der Ausdruck seines innersten Wesens, der jetzt zur Geltung kam mit einer Wucht und Entschiedenheit, Kraft und Freudigkeit, wie nur Redner sie haben, die völlig von ihrer Sache überzeugt sind, ganz klar und nüchtern denken und ohne alle Nebenabsichten nur den einen Zweck haben, ihre Zuhörer zu überzeugen. Auch hier im öffentlichen Auftreten wie im Privatverkehr keine Spur irgend eines Fana-

tismus oder einer Aufmachung. Ich verstand natürlich kein Wort von der ganzen Rede. Aber den Eindruck hatte ich: Dieser Mann weiß, was er will, und wenn einer den Typus der Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Offenheit hat, so ist es dieser.

Der Zudrang zu seiner Rede war gewaltig gewesen. Schon am Morgen jenes Tages, als ich in Haiderabad ankam, empfing mich der Hotelportier mit der Frage: „Wissen Sie auch, daß Sadhu Sundar Singh heute abend in unserer Stadt spricht?“ — „Nein, das wußte ich nicht. Sind Sie etwa ein Christ, daß Sie das wissen?“ — „Ja, Mitglied der Y. M. C. A.“ (des Christlichen Vereins Junger Männer). Die Jungmannschaft war denn auch unter den Zuhörern des Sadhu besonders stark vertreten. Nach seiner Rede stürmte alles auf ihn zu, um ihm die Hand zu geben. Er ließ sich aber nicht feiern, sondern zog sich in eine Belokammer zurück, wo er durch das Gewirr der Fahrräder vor dem Händeschütteln geschützt war, bis ihn ein Auto zur Bahn brachte. Er hatte die Sache geben wollen, nicht seine Person.

Auf dem Heimweg zum Hotel begleitete mich ein Mitglied des genannten Vereins junger Männer und teilte mir auf Englisch den Inhalt der Rede des Sadhu mit. Was hatte er gesagt? Es waren Binsenwahrheiten: Wenn wir Gott kennen wollen, müssen wir ihn durch die Bibel zu uns reden lassen, und ihm antworten im Gebet. Darin liegt die Größe des Sadhu, die von Christen (Laien und Theologen) aller Kirchen und Denominationen anerkannt wird, daß er das Einfache und Grundlegende im Evangelium in immer neuer Form, in stets packender Weise durch neue überraschende Bilder illustriert, in Wort und Schrift zu verkünden weiß. Er will nichts Neues bringen, sondern nur das alte Evangelium als immer wieder neues Erlebnis seinen Zuhörern anpreisen. Darum wird es auch diesen immer wieder neu, ob sie im St. Peter in Zürich ihn hören oder im erzbischöflichen Palast in Stockholm oder in Haiderabad.

Berichte über den Sadhu werden mit dem gleichen Interesse angehört von den Dajaken in den Urwäldern Borneos, wie von Theologiestudenten in China, oder wo es auch sonst irgendwo sei auf dem weiten Erdenrund von allen denen, die ein Gefühl dafür haben, daß hier apostolische Luft weht und jener Geist der ersten Zeugen wieder aufgewacht ist, um den wir in jenem bekannten Liede bitten, daß er wieder kommen möge. — Auf der Wegfahrt von Haiderabad erzählte ein brahmanischer Arzt, Mitglied des Brahma-Samadsch, voller Begeisterung, er habe in einer Stadt

nahe bei Haidarabad den Sundar Singh gehört. Das sei doch prächtig gewesen!

Auch Gandhi ist ja bekanntlich ein Verehrer des Sadhu Sundar Singh (vgl. S. 12 u. 13). Es ist jedenfalls beachtenswert, daß diese beiden Männer das Bedürfnis haben, sich persönlich auszusprechen und daß sie sich gegenseitig so hoch schätzen. Sie dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie ergänzen sich wundervoll. Gandhi will mehr von außen her, allerdings, wie er selber ausdrücklich bezeugt, aufs stärkste beeinflusst durch die Bergpredigt Jesu, Indien reformieren. Sadhu Sundar Singh möchte dasselbe Ziel erreichen durch rein geistliche Mittel, durch Gotteskräfte, die dynamisch von innen heraus alles neu gestalten sollen.

Darum hält es der Sadhu gar nicht für seine Aufgabe, Kritik zu üben. Er sucht bei allem das Gute herauszufinden und möchte positiv aufbauend wirken. Als ich die Rede auf die jämmerlichen Zustände unserer heimatlichen Christenheit brachte, erwiderte er: „Wir in Indien verdanken der alten Christenheit das Evangelium, und ich fand in Europa an jedem Orte, den ich besuchte, lebendige Jünger Jesu.“

Ich sah in Indien noch viele andere Sadhu, d. h. predigende hinduistische Lehrer, an ihren gelben Gewändern leicht erkennbar. Es gibt gutmütig und brav aussehende unter ihnen. Die meisten aber stoßen ab durch ihr hochmütiges und aufgeblasenes Wesen und alle sehen schmutzig und verwildert aus. Sadhu Sundar Singh sticht in seiner peinlichen Reinlichkeit und Sauberkeit schon äußerst vorteilhaft von ihnen ab.

Und keiner von denen, die ich sah, kommt dem Sundar Singh auch nur im entferntesten gleich im Ausdruck echter Demut und Aufrichtigkeit, sowie absolutester froher Gewißheit, ein gottbeauftragter Verkündiger einer für jedermann geltenden Botschaft zu sein.

Im Juni 1928 weilte jener Rev. M. R. Ahrens, Missionar der Amerikanischen Presbyterianer von Dehra Dun, United Provinces Britisch Ost-Indien für einige Tage in Basel. Er arbeitet als Missionar seit etwa zwei Jahrzehnten in eben jenen Gegenden, die zur engern Heimat des Sundar Singh gehören und ist einer der kompetentesten Beurteiler dieses Mannes (vgl. Seite 22).

Als er den Artikel von Professor Heiler las: „Sadhu Sundar Singh im Lichte neuerschlossener Quellen“ in der Märznummer des „Evang. Missions-Magazins“ von 1928, erklärte er: „Dieser Mann versteht den Sadhu Sundar Singh. Er beurteilt ihn voll-

ständig richtig. Er verehrt ihn nicht überschwänglich und legt nicht ungebührlich Gewicht auf Nebensachen. Er hat auch die indische Art in der Wiedergabe tatsächlicher Ereignisse erfaßt, wo nicht pedantisch genau auf Grund von Tagebüchern und mit Hilfe von Kalendern und Landkarten, wie bei uns die Erlebnisse wiedererzählt werden, sondern ihrem geistigen Gehalt nach so, daß sie auf den Zuhörer den gleichen Eindruck machen, wie sie auf den gemacht haben, der sie selbst erlebt hat; vollständig wahr und innerlich richtig, wenn auch oft in Einzelheiten etwas ungenau mit Verwechslung vielleicht von Daten und Namen, aber subjektiv absolut ehrlich und aufrichtig.“

Missionar Ahrens kennt Sundar Singh persönlich seit dem Jahre 1911, wo dieser als wandernder Sadhu im Hause eines Missionars am Himalaya, bei dem Herr Ahrens gerade zu Gast war, einkehrte. Sundar Singh setzte sich beim Eintritt in das Haus sofort bescheiden neben der Tür auf den Boden nieder und machte schon auf den ersten Blick den Eindruck eines ganz echten jungen Christen. Er hatte damals eben seine Tätigkeit als Wanderprediger begonnen und besuchte vor allem solche Gegenden, wo Missionare noch nicht hingekommen waren, um still und im Verborgenen deren Arbeit zu unterstützen und zu ergänzen.

Da er als christlicher Sadhu noch keine Vorgänger hatte, also die christliche Sadhutätigkeit etwas ganz Neues in Indien war, hegten die Missionare trotz der Gediegenheit des Mannes doch etwelche Besorgnis, wie es gehen werde. Er selbst hatte keine. Er war seiner Sache gewiß als vom Herrn dazu berufen. Und die Folgezeit hat ihm auch recht gegeben.

In den Jahren 1912—17 hörte man in Indien viel von ihm. Es konnte nicht ausbleiben, daß sein erfolgreiches Auftreten als Prediger Beachtung fand und ohne sein Zutun viel von sich reden machte.

Bald war der Sadhu hoch im Norden in Tibet, bald ganz im Süden der Halbinsel, dann wieder im Osten in Birma oder fern im Westen in Karatschi und an der Nordwestgrenze bei Peshawar.

Der bekannte Dr. Wherry hatte Ahrens erzählt, wie Sundar Singh seinen Plan, die indischen Länder predigend zu durchziehen, ausführe, wie er dabei Erfolge habe, indem viele Leute durch ihn Christen würden, und er so gegen seinen Willen eine bekannte Persönlichkeit geworden sei.

Als Missionar Ahrens 1919 nach seinem ersten Erholungsurlaub aus Amerika über Japan auf sein Arbeitsfeld zurück-

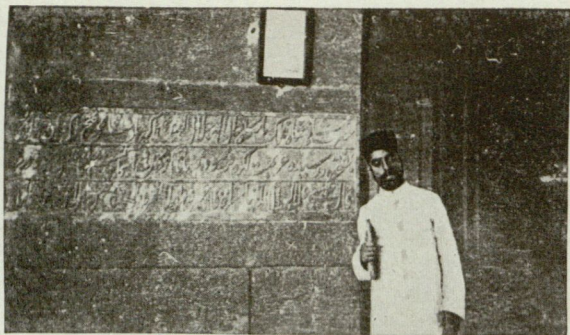
kehrte und am 15. März aus Anlaß eines Schiffswechsels in Dsala das Missionshaus seiner Gesellschaft besuchte, fand er den Namen des Sundar Singh unter dem 7. März jenes Jahres im Gästebuch eingetragen. Die Missionare erzählten Herrn Ahrens, welch' großen Eindruck der Sadhu auf die Japaner gemacht hätte, wobei er, Ahrens, bezeugt habe, daß er diesen Mann als wahren, aufrichtigen Christen schon von Indien her persönlich kenne und wie er auch dort erfolgreich gewirkt habe.

Kurz vor dem Auftreten Sundar Singhs in Japan war daselbst eine förmliche Selbstmordepidemie unter den Studenten ausgebrochen gewesen, veranlaßt durch einen ihrer Kommilitonen, der sich in den schönen Wasserfall bei Nikko hinuntergestürzt hatte, „weil er das Rätsel des Daseins nicht lösen könne“. Jene Gegend hatte dann polizeilich eine Zeitlang abgesperrt werden müssen, weil so viele junge Leute dem Beispiel jenes Studenten folgten. Nun hatte sich unter den Zuhörern Sundar Singhs auch die Mutter dieses verzweifelten jungen Mannes gefunden, der sich als erster bei Nikko das Leben genommen hatte, und rief nach der Rede des Sadhu aus: „O wäre dieser Mann doch früher nach Japan gekommen, mein Sohn würde noch leben, denn Sundar Singh gibt die Antwort auf die Fragen, die meinen Sohn in den Tod getrieben haben!“

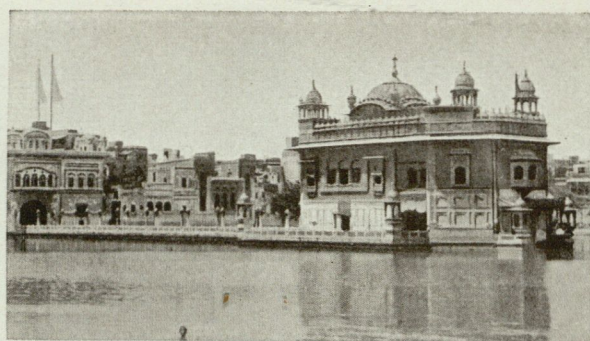
Zwei Jahre, nachdem Herr Ahrens den Sadhu in Indien kennen gelernt hatte, machte dieser im Januar 1913 jenen bekannten Versuch im Dschungel zwischen Hardwar und Dehra Dun, vierzig Tage lang wie sein Meister zu fasten, konnte aber sein Vorhaben nicht ausführen, da er vor Schwäche schon nach etwa einer Woche ohnmächtig wurde und von Holzfällern neben Dehra Dun vorbei nach deren Heimat Annfield zur Verpflegung geschafft wurde.

Jene ganze Episode trägt so, wie sie von Sundar Singh erzählt wird, in allen Einzelheiten den Stempel der Echtheit, und alles darüber Berichtete paßt so gut in den Rahmen jener Verhältnisse, atmet sozusagen Lokalkolorit und läßt sich bei genauer Kenntnis von Land und Leuten so gut verstehen, daß Herr Ahrens, der jahrelang in jener Gegend lebte, es nicht begreifen kann, daß man es in Europa ohne alle Sachkenntnis wagt, darin Schwierigkeiten, Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zu finden.

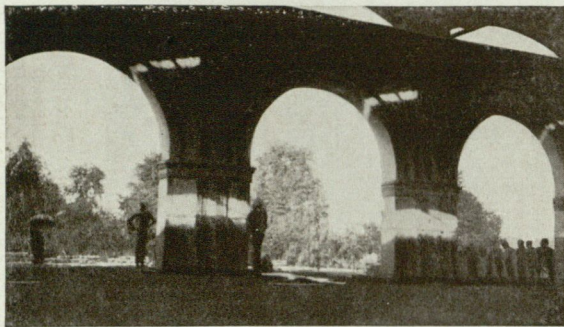
Herr Ahrens hatte noch in Indien jene Druckschriften, die ihm von Europa aus den Sadhu als unlauteren Menschen darstellen wollten, mit Entrüstung zerrissen und in den Papierkorb geworfen, indem er es als Zeitverschwendung ansah, sich über-



1. Ein in den Evangelien nicht aufgezeichnetes
angebliches Wort Jesu
im Torbogen der Moschee von Fatehpur Sikri in Nord-Indien
(f. S. 39).



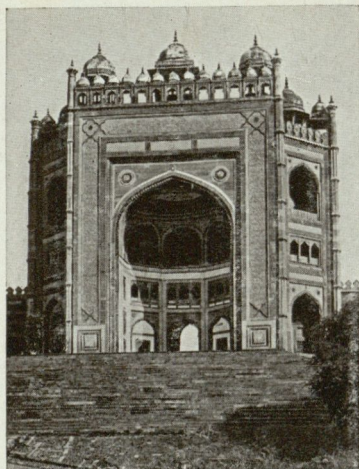
2. Der goldene Tempel auf der weißen Marmorinsel
im „blauen See der Unsterblichkeit“
in Amritsar im Punjab (f. S. 35).



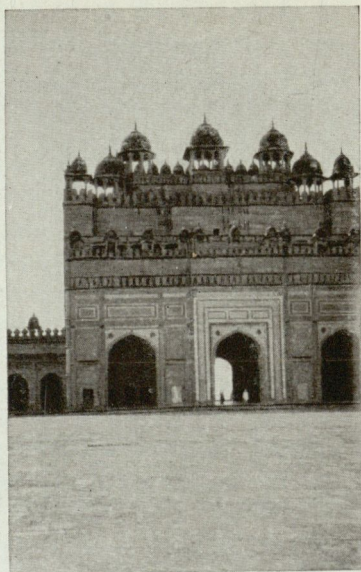
3. Betender Muhammedaner
rechts unter dem mittleren Bogen der Eisenbahnstation von Jullunder
im Punjab, 16. Okt. 1924 (f. S. 44).



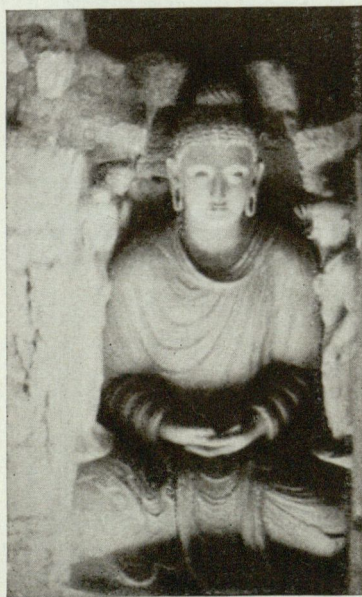
4. In der Luft hängendes Geleise
einer weggeschwemmten Eisenbahnbrücke im Punjab,
Herbst 1924 (f. S. 42).



1. Das hohe Eingangstor zur Moschee
in Fatehpur Sikri
(f. S. 39).



2. Das nebenstehende Tor von innen
(f. S. 39).



3. Gräßlichere Buddhafigur

in den Ruinen eines buddhistischen Klosters bei
Taxila in Nordwest-Indien, eine der frühesten
figürlichen Darstellungen Buddhas, die in jener
Gegend unter dem Einfluß der griechischen Kunst
um den Beginn unsrer Zeitrechnung herum ent-
standen waren (f. S. 46).



4. Auf die Lehrerin wartender Knabe
einer Schule der Englischen Kirchenmission in
Benares, 3. November 1924.

haupt noch mit solchen Lüfteleien abzugeben, die in jenen Schriften enthalten sind.

Wenn ein Europäer, führte Dr. Ahrens aus, der die indischen Verhältnisse gar nicht kennt, seinen „unheilvollen europäischen Maßstab“ auf jene uns so fremdartigen Zustände und die so ganz anders geartete Mentalität jener Leute anwenden wolle, so müsse eine verkehrte Beurteilung entstehen. Er sehe dann gleichsam durch eine solche Brille, die ihm alles in einem schiefen Winkel erscheinen lasse, und dann finde er sich gar nicht mehr zu recht und beurteile auch das Allerklarste und Selbstverständlichste falsch. Die ganze Grundeinstellung jener Kritiker, die über den Sadhu zu Gericht sitzen, sei eine verkehrte, darum seien sie völlig unfähig, den Sadhu richtig zu verstehen.

Wie an dem einen Beispiel der Begebenheit im Dschungel bei Dehra-Dun, die so hart war angefochten worden, und die doch für Kenner Indiens so klar und plausibel als möglich sei, so fänden auch die andern Erlebnisse des Sadhu Sundar Singh ihre einfache Erklärung, wobei überall das Charakterbild des Sadhu als das eines ganz aufrichtigen und ernstesten Jüngers Jesu bestätigt werde.

Beachtenswert sei auch, daß Sundar Singh gerade da, wo man ihn am genauesten kennt und fortwährend seit Jahrzehnten beobachten kann, wegen der Lauterkeit seines Charakters und seines christusähnlichen Lebens allgemein von den Christen und sogar auch von den Heiden und Muhammedanern geachtet und geehrt werde, so daß man auf ihn nicht einmal das Wort anwenden könne: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande und daheim bei den Seinen.“ Das konnte Herr Ahrens nach eigener Beobachtung versichern und wird immer aufs neue wieder bestätigt durch frisch aus Indien zurückkehrende Missionare.

Sundar Singh wird von den Missionaren seiner Gegend, den Amerikanischen Presbyterianern, oft zu ihren großen Konferenzen als Redner eingeladen. So hatte er im Frühjahr 1928 bei einem solchen Anlaß in Saharanpur als Hauptredner in verschiedenen Versammlungen Ansprachen zu halten gehabt.

Kurzum, er ist eine auch in Indien bei Landeskindern und Europäern von allen, die ihn kennen, hochgeachtete und geliebte Persönlichkeit.

Der Sadhu selbst schrieb kürzlich in einem Privatbrief nach Basel: „Beurteilt alles, was ich sage, nach der Heiligen Schrift. Wenn etwas, das ich sage, dem Geist der Bibel widersprechen sollte, so hätte ich mich geirrt und Gottes Wort hat recht.“

So spricht kein Betrüger.

Allein mit dem Maßstab der Heiligen Schrift werden wir jederzeit und überall, also nicht nur im Blick auf indische Verhältnisse, für alles und jegliches die richtige Beurteilung finden.

Daß wir uns diesen Maßstab nicht verrücken lassen, ist für uns innerlich bedingt durch unsere Glaubensstellung. Und um die Glaubensstellung und Weltanschauung geht es in letzter Linie bei der Beurteilung der entscheidenden Erlebnisse des Sadhu Sundar Singh. Das muß uns klar werden.

Es handelt sich schließlich gar nicht mehr um dessen Person — mit dieser steht und fällt das Evangelium wahrhaftig nicht — sondern es handelt sich um die Frage der Möglichkeit eines Eingreifens des persönlichen Gottes in das persönliche Leben eines Menschen, um aus ihm durch den Geist von oben eine neue Kreatur zu schaffen.

5. Im goldenen Tempel zu Amritsar.

Die von Anhängern der Sikh-Religion, von Muhammedanern und Hindu bewohnte Stadt Amritsar im Punjab liegt im Mittelpunkt des Volksstammes der Sikh und enthält dessen größtes Heiligtum: den goldenen Tempel auf der weißen Marmorinsel im „blauen See der Unsterblichkeit“.

In der Frühe des 14. Oktobers 1924 fuhr ich durch die noch halb im Schlummer liegende Stadt ihrem Mittelpunkt, dem großen Tempel zu, um der Morgenandacht der Sikh beizuwohnen.

Einige Arbeiter, wohl meist Muhammedaner, eilten zu den Werkstätten. Auf den Ladenbritschen der hinduistischen Kaufleute schlofen noch die heiligen Kühe, aber je näher ich dem Tempel kam, um so belebter wurde das Straßenbild. Feierliche, weißgekleidete Gestalten mit ernstern Gesichtern strömten dem Heiligtum der Sikh zu.

Diese gehören zu den stattlichsten Völkerschaften der Erde. Alles große, schöngewachsene Gestalten. Die religiöse Vorschrift verbietet auch den Männern, ihre Haare zu schneiden, und so sieht man bei den Sikhmännern lauter Vollbärte. Ein feierlicher Anblick. Besonders würdige Erscheinungen sind die älteren Männer mit ihren eisgrauen oder schneeweißen Bärten, ihren gewaltigen weißen Turbanen und langen, wallenden Gewändern. So muß Vater Abraham ausgesehen haben. Hunderte von ehrwürdigen Abrahamsgestalten umgaben mich.

Schuhe und Strümpfe müssen auf einem großen freien Platz oben an einer breiten Marmortreppe ausgezogen werden. „Ich möchte sie aber nachher wieder finden“, sagte ich zu einem der Aufseher. Was ich denn meine, gab der entrüstet zur Antwort, in ihrem heiligen Tempelbezirk werde doch nicht gestohlen!

Die Treppe führt zum „See der Unsterblichkeit“ hinunter, der von breiten weißen Steinquadern eingefasst ist. Nach etwa hundert Schritten längs des Ufers gelangte ich zum hohen Tor, wo zwei Wächter scharf darauf sehen, daß kein Besucher die Marmorbrücke zur Tempelinsel betrete. Feierlich, wie die Gestalten im „Heiligen Hain“ von Arnold Böcklin wallen die Andächtigen schweigend hinüber zum weiß- und goldenstrahlenden Heiligtum (s. Bildertafel 4, Bild 2).

An der Schwelle zur Galerie um den Tempel herum verneigen sie sich zu kurzem stillen Gebet. Die sauberen Marmorplatten des Tempelungangs sind durch die vielen Füße gewärmt wie von einer unterirdischen Zentralheizung.

In der dichten Menge nahe ich mich dem Tempelzugang in einer Halle in der Mitte des Heiligtums. Ich schaue in lauter feierlich-ernste Gesichter. Mit geschlossenen Augen hätte ich mir leicht vorstellen können, ganz allein dort zu sein, so still ging alles zu. Erst im Tempelinnern vernahm ich die Stimme eines Vorbeters, dem alle Andächtigen eine Zeitlang schweigend zuhörten. Eine steinerne Treppe führt in das Allerheiligste, wo ein Priester aus dem heiligen Buch der Sikh vorlas, das vor etwa 330 Jahren verfaßt wurde.

In den Reisehandbüchern finden sich umfangreiche Schilderungen der Herrlichkeiten des Tempels, seines Daches aus vergoldetem Kupferblech — das bis über den ersten Stock hinunterragt und nur den unteren Teil der blendend weißen Marmormauer sehen läßt —, der reichen Kunstformen und der kostbaren Mosaikarbeiten in Halbedelsteinen.

Das alles genau anzusehen, hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit, so gern ich es getan hätte. Ich gab mich lieber dem Eindruck der wunderbaren, wahrhaft würdigen Gottesverehrung hin, deren Zeuge ich war. Fortwährend klang mir in den Ohren das Lied Tersteegens:

„Gott ist gegenwärtig:
Lasset uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten!

Gott ist in der Mitte:
 Alles in uns schweige
 Und sich innigst vor ihm beuge!“

Was würde es sein, wenn einmal Sadhu Sundar Singh, der ja auch zum Volk der Sikhs gehört, hier im goldenen Tempel zu Amritsar seinen nächsten Landsleuten und Stammesgenossen das Wort des Lebens verkündigen könnte und Funken des Feuers dort sprühten, von dem Christus sagt, daß er gekommen sei, es anzuzünden auf Erden!

6. Zum erstenmal in einer heiden-christlichen Gemeinde.

In die Lage der ersten Christengemeinde in Jerusalem wurde ich in Delhi versetzt aus Anlaß des Besuches eines amerikanischen Missionsbischofs, wo die ganze Methodistengemeinde der Stadt, Männer, Frauen und Kinder zu einem Nachmittagstee im Garten der Methodistens-Mission zusammenkamen. Auch die übrigen Missionsleute der Stadt waren eingeladen worden.

„Sie genossen ihre Nahrung mit Jubel und in Herzenseinfalt und lobten Gott“ (Apostelgesch. 2, 47). So wird über jene erste apostolische Gemeinde berichtet. Und so müssen jene ersten Christen ausgesehen haben, wie die, die ich damals in Delhi sah, und in deren Mitte ich einen ganzen Nachmittag sein durfte.

Noch nie ist mir die sittlich befreiende, sozial hebende, seelisch beglückende, geistig belebende und fördernde Macht des Evangeliums deutlicher geworden, als bei jenem ersten Zusammensein mit einer heidenchristlichen Gemeinde. Ich war vorher schon in manchen indischen Städten gewesen und hatte schon Tausende von Indern gesehen. Aber der unsäglich oberflächliche Ausdruck der meisten Männergesichter und der düstere, gedrückte und gedankenleere der Frauen ließ mich deutlich fühlen, daß ich mich in einer fremden geistigen Welt befinde. Sind das noch Wesen unserer Art? Besonders fremdartig erscheinen jene weiblichen Schemen, die körperlich und geistig unentwickelten vierzehn- bis fünfzehnjährigen Frauen mit ihren Kindern, die trübblickend herumschleichen, wie halbtote Fliegen, ohne jede Lebensfreude in ihrem Wesen, Sklavinnen ihrer Männer, Wesen, die nie wirklich Kinder sein konnten, nie eine fröhliche, freie, harmlose Jugend kannten.

Beim Hindurchgehen durch die Straßen und über die Plätze indischer Städte empört man sich über das Geschwätz von den

„tiefsinnigen Religionen der kulturell hochstehenden Völker des Ostens“, von denen wir Christen so viel lernen könnten. Wie tief niedergedrückt ist das weibliche Geschlecht! Fröhliche frische Mädchen und Jungfrauen, die einen unbefangenen und heiter anschauen würden, gibt es im heidnischen und muhamedanischen Indien nicht. Die frohe Jugendzeit zwischen dem zehnten und zwanzigsten Lebensjahre, woran wir immer wieder am liebsten zurückdenken als der goldenen Zeit unseres Lebens, der Zeit des sorglosen Glückes im Elternhaus und frohen Spieles mit Altersgenossen, kennt das indische Mädchen nicht. Es muß viel zu früh die Lasten und Pflichten einer Familienmutter übernehmen unter dem schweren Druck abergläubischer Vorstellungen ohne einen einzigen erhebenden frohen, trostreichen Gedanken — das ganze Leben grau in grau!

Wie heller Sonnenschein lag es aber auf den Gesichtern jener Christen in Delhi. Eine neue Welt tat sich mir auf. Heiter kamen sie familienweise daher, Mann und Frau fröhlich miteinander plaudernd mit kleinen und großen Kindern, halbwüchsigen und erwachsenen. Wie „bekannt“ kam mir der Gesichtsausdruck dieser christlichen Männer vor, mit denen ich sprach, mit jenem „Christenblick“, der leider in der alten Welt so oft fehlt, der uns aber rund um die Welt überall da begegnet, wo inneres Leben mit Gott vorhanden ist, jener frohe Blick, der von innerer Ueberwindung der Welt zeugt, sei es in Indien oder bei ehemaligen Kopfabsehneidern auf Borneo oder Nias, oder bei früheren Räubern und Mördern in China und Korea.

Ich verspürte dort in Delhi etwas von der „Gemeinschaft der Heiligen“, und man versteht, daß der Apostel die Glieder seiner Gemeinden als Heilige und Geliebte anreden konnte, gleichviel, welche Vergangenheit sie auch gehabt haben mochten.

Und wie sich diese kleinen Gruppen von Christen loslösten vom heidnischen Trubel auf den Straßen und still einschwenkten auf einen Seitenweg, um unter den Palmen des Missionsgartens christliche Gemeinschaft zu pflegen, so stand mir der Brief des jüngeren Plinius, des Landpflegers von Syrien an den Kaiser Trajan ums Jahr 112 vor Augen, wie er die Versammlungen der ersten Christen schildert, „daß sie an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenkämen und Christus, als einem Gott, Lieder anstimmten und sich durch einen Eid nicht zu irgend einem Verbrechen verbänden, sondern dazu, daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr gegebenes Wort

nicht brechen und anvertrautes Gut bei der Rückforderung nicht ableugnen wollten. Darnach seien sie gewohnt, auseinanderzugehen und wieder zusammenzukommen, um Speise zu genießen“.

Wie ist dagegen bei uns in der alten abgestandenen Christenheit das richtige Gemeindebewußtsein so oft erkaltet oder gar abgestorben! Manche Gemeindeglieder stehen sich gegenseitig und oft auch ihren Pfarrern innerlich fremd gegenüber, und nur bei seltenen Anlässen erinnert man sich etwa, daß man eigentlich auch noch zu einer Gemeinde gehöre und Mitglied einer Kirche sei.

Aber in der neu entstandenen heidenchristlichen Welt pulsiert noch das jugendfrische volle Leben, herrscht der Geist der ersten Liebe zu Gott und Christus, weiß man sich gerettet aus der Macht der Finsternis und brüderlich verbunden mit Gleichgesinnten.

Und man versteht, warum die ersten Christen gern die Gemeinde mit einer Arche verglichen hatten, die ihnen Sicherheit bot mitten in der Flut einer gottentfremdeten Welt.

In Benares hatte ich dann später Gelegenheit, an einem Sonntag zu einer heidenchristlichen Gemeinde einige Worte zu sprechen (vgl. S. 54 unten). Jugendfrischer Morgentau liegt auf solchen Gemeinden. Die Missionswelt führt uns in die wiedererstandene apostolische Zeit!

7. Ein ungeschriebenes Wort Christi im höchsten indischen Torbogen.

Mitten in der fruchtbarsten Gegend Indiens, in der westlichen Gangesebene zwischen Agra und Delhi, den Stätten uraltester menschlicher Kultur, erhebt sich auf einem einsamen Felsen in Fatehpur-Sikri, umgeben von einigen Bauernhütten, eine stattliche ehemalige Großmogulenburg aus rotem Sandstein mit weitem Ausblick nach allen Seiten hin.

Kaiser Akbar (1542—1605) hatte sie bauen lassen auf Grund einer angeblichen Offenbarung, es werde ihm dort ein Thronerbe geboren werden.

Ob schon muhammedanischer Großmogul, wollte er eine Versöhnung und Vereinigung seiner Religion mit andern ihm bekannten bewirken, zunächst einmal mit dem Hinduismus, und suchte diesen Gedanken im Baustil seines Palastes zum Ausdruck zu bringen. Besonders das hohe Eingangstor und die dicht daneben stehende Moschee stellen eine Verbindung des maurischen Baustils der Mu-

hammedaner mit den Formen hinduistischer Tempel dar. Ein zierlicher Pavillon inmitten der zahlreichen Einzelgebäude sollte der Religionsverbrüderung dienen. In der Mitte des hohen Kuppelbaues steht auf einem mächtigen Pfeiler in der Höhe von etwa fünf Metern eine Art Kanzel, die nach allen vier Seiten hin mit den Ecken des Gebäudes durch Galerien verbunden ist. Dort pflegte Kaiser Akbar seinen Thron aufzustellen, während in den vier Ecken je ein Vertreter einer anderen Religion Platz zu nehmen hatte. Ein jeder sagte über die verschiedenen Glaubenspunkte seine Meinung und der Kaiser erklärte, welche die richtige sei und Dogma werden sollte. Es war ein naiver Versuch, religiöse Gegensätze auszugleichen, der natürlich ohne Erfolg bleiben mußte.

Vielleicht ist diese Ueberlieferung nur eine legendenhafte Darstellung der tatsächlichen Herausgabe einer auf Anregung des Kaisers von einem Muhammedaner geschriebenen Schrift, worin nicht weniger als zwölf verschiedene Religionen miteinander verglichen werden.

Mein Führer erklärte, er sei ein direkter Nachkomme Akbars und ließ sich gern auf jener Kanzel photographieren.

Sämtliche Bauten des Palastes sind nur aus Steinquadern und Steinbalken gefügt ohne Verwendung von Holz. Sie stehen so scharfkantig und senkrecht da, wie wenn sie eben erst errichtet worden wären und haben nun doch schon ein Alter von mehr als 300 Jahren hinter sich.

Sie sind völlig unbewohnt, die einstigen Prunkräume sowohl wie auch die ausgedehnten Nebenwohnungen, und geheimnisvoll ladet das mächtige Tor, das höchste Tor ganz Indiens, zu dem man auf breiter Freitreppe aufsteigt, in die weiten, leeren Hallen ein (s. Bildertafel 5, Bild 1 und 2).

Und das Merkwürdigste ist, daß wir hier an einem der Pfeiler im Durchgang des Tores ein angebliches Wort Jesu in eine der mächtigen Steinquadern eingegraben finden. Wie eine hohe Brücke verbindet der Toreingang die Umgegend des Palastes mit den hinter dem Portal wieder etwas tiefer liegenden Burgräumen.

Und jene Inschrift mit dem angeblichen Wort Christi lautet (s. Bildertafel 4, Bild 1):

Isa (Jesus), über dem Friede sei, hat gesagt: Diese Welt ist nur eine Brücke. Gehe hinüber, aber baue nicht eine Wohnung dort. Die Welt dauert nur eine Stunde. Verbringe sie im Gebet.

Dieser Ausspruch gehört zu den wenigen sog. „Agrapha“, d. h. Worten des Herrn, die sich nicht in den kanonischen Evangelien aufgezeichnet finden, und von denen einige möglicherweise auf echte Worte Jesu zurückgehen mögen, wie jedenfalls das vom Apostel Paulus zitierte Wort: „Geben ist seliger denn nehmen“ (Apostelgesch. 20, 35).

Wir geben ja nicht viel auf mündliche Tradition, die sich über Jahrhunderte hin erstreckt, aber die Fachgelehrten halten in diesem Fall eine echte Ueberlieferung für möglich, zumal das Wort auch sonst bezeugt ist. Immerhin klingt es in seiner jetzigen Fassung etwas eigentümlich, wenn es auch einen schönen Gedanken enthält.

Verhalte es sich mit der Echtheit dieses angeblichen Herrnwortes wie ihm wolle, jedenfalls paßt sein Sinn ausgezeichnet zu diesem hohen Lorddurchgang, der gewissermaßen eine Brücke bildet aus einer Welt in eine andere, aus der profanen Welt des Alltags hinein in den stillen Vorhof des gewaltigen Gotteshauses, zu dem das Tor den Zutritt gibt.

Auffallend bleibt, daß dieses wenn auch nur vermeintliche Wort Jesu im Eingang zu einer muhammedanischen Moschee steht, und ihm, dem Friedenskönig, von hier aus ein Friedensgruß zugerufen wird: „Jesus, welchem Friede sei! spricht:“...

Wir denken dabei an die Aufforderung des 18. Psalms: „Machet die Tore weit und die Lüden in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehen könne!“

Und daß er auch in Indien am Einzug ist, nicht in jenen verlassenen toten Steinbauten, sondern in den Herzen der Menschen, trat mir auf Schritt und Tritt bei meinen Reisen durchs Land entgegen (vgl. besonders auch Abschnitt 18).

8. Die vergebliche Beschwörung des Flußgottes.

Der Freundlichkeit meiner hinduistischen Reisegefährten auf dem Dampfer nach Indien hatte ich es zu verdanken, daß ich unter anderem auch auf die Wallfahrtsstätten Mudra und Brindabam bei Agra war aufmerksam gemacht worden.

An beiden Orten fließt der zweitheiligste Fluß Indiens, der Djumna, ein Nebenfluß des Ganges, vorbei. An bestimmten Tagen wird in Mudra dem Flußgott ein Feuer- und Blumenopfer dargebracht. Ein Fremder kann nur vom Fluß aus in einem Boot zuschauen, denn das Opfer findet an einer eng von

Häusern eingefassten steinernen Freitreppe statt, die in den Fluß hinausführt. Diese bildet den Abschluß einer von der Hauptverkehrsader der Stadt abzweigenden kurzen Nebenstraße und läßt für Zuschauer vom Land her keinen Raum.

Dort erlebte einst ein mir befreundeter Missionar eine große Bewahrung. Er fuhr mit seiner Familie bei Nacht im Auto durch Mudra und wäre beinahe in jene Seitenstraße eingelenkt, die über die Treppe hinüber im Fluß endet. Im letzten Augenblick war er seines Irrtums gewahr geworden und konnte noch rechtzeitig umlenken.

Der Mäcen des archäologischen Museums der Stadt, ein vornehmer Brahmane, bestellte mir ein breites Boot, damit ich vom Fluß aus der Opferzeremonie beiwohnen könne. Bei einbrechender Dunkelheit bestieg ich es etwas unterhalb der Opferstelle. Mit ihren Händen und mit Hacken hielten es die drei Schiffer unmittelbar neben dem Wasseraltar, einem eisernen Gestell mit Baldachin, fest, der auf die Freitreppe in die Fluten des damals hochgehenden Flusses gestellt war.

Noch ehe die Priester erschienen, war der Platz hinter der Treppe dicht mit Menschen besetzt. Ueber ihre Köpfe weg schwangen sich von den nahen niederen Hausdächern her Tempelaffen und kletterten an den Glocken unter dem Altar baldachin herum, die sie zum Anschlagen brachten. Zwischen der Menge hindurch drängten sich heilige Rinder hervor, frech, wie diese meistens sind, und die Umstehenden beiseite stoßend. Es war ihnen um die dem Flußgott zugeachteten Blumenopfer zu tun. Unterdessen hatten auch Schildkröten, von denen es im Fluß wimmelt, gemerkt, daß etwas los sei. Sie streckten zu Duzenden, wenn nicht gar zu Hunderten ihren Kopf beim Ufer aus dem Wasser, um gefüttert zu werden. Gelten sie doch als sichtbare Vertreter des Flußgottes, sozusagen als seine Kinder.

Wem es in dem Gedränge von Menschen, Rindern und Affen gelang, setzte ein großes Blatt oder ein kleines Brettchen mit einer brennenden Kerze auf das Wasser und ließ es eine kurze Strecke lang schwimmen. Dann trug er es sorgfältig, die heilige Flamme mit der Hand gegen den Luftzug schützend, als Symbol der Gottheit in seine Wohnung.

Endlich nahten mit gleichgültigen Mienen einige Priester. Sie stellten, nachdem sie zuvor noch einige Rippenstöße von den Rindern erhalten hatten, ein pyramidenförmiges eisernes Gestell mit Kerzen neben den Altar in die Fluten. Als die Lichter alle brann-

ten, erinnerte mich dieses Feueropfer an einen Weihnachtsbaum. Der Wind blies in die Flämmchen und ließ sie lustig flackern. Ihr unruhiger Schein rötete von unten her die dunkeln Gesichter am Ufer und ließ deren glänzende Augen und Zähne aus dem pechschwarzen Hintergrund heraus unheimlich hervorblicken. Kaum waren die Kerzen alle angezündet, so stürzten die Anwesenden, einander dabei gegenseitig fast in den Fluß stoßend, ungestüm heran. Sie streckten die Hände in die Flammen und bestrichen dann ihr Gesicht damit, um sich den Segen des heiligen Feuers sozusagen einzureiben (vgl. S. 76).

Dabei erhoben sie ein Geschrei, ein Gebrüll, ein Getöse, das die stark rauschenden Wogen des Djumna fast übertönte.

Hoch oben in den Vorbergen des Himalaya waren in jenen Tagen furchtbare Wolkenbrüche niedergegangen, deren Wasser dann die Flüsse im Gangesstale von Minute zu Minute steigen ließen. In Simla hatte der Platzregen ununterbrochen volle achtzig Stunden lang gedauert. Man sah es förmlich, daß die Fluten fortwährend stiegen. Und jene Feuerzeremonie in Mudra war nicht nur ein gewöhnliches Opfer, es sollte auch eine Beschwörung des Flußgottes sein, Erbarmen zu haben und keine Verheerungen anzurichten.

Es muß trostlos sein, sich ohne das Vertrauen auf einen allmächtigen und gütigen Gott blinden Naturgewalten ausgeliefert zu fühlen. Aber schrecklich ist der Glaube an die Willkür launenhafter Naturgötter, und man begreift den verzweifeltsten Aufschrei gegen ihr vermeintlich herz- und sinnloses Walten. Jener Abend auf dem von den brausenden Fluten des Djumna gepeitschten schwankenden Boot angesichts jener verzerrten Gesichter fassungsloser Menschen, die ein drohendes Unheil vergeblich zu beschwören suchten, ließ mich zum erstenmal einen Blick tun in die namenlose Hilfs- und Trostlosigkeit des Heidentums.

Bald nach meiner Abreise von Mudra las ich in den Zeitungen, daß der Djumna noch weiter gestiegen sei und in Mudra die meisten Häuser am Ufer zum Teil samt Grund und Boden weggerissen habe. Tausende von Menschen verloren in jenen Tagen in den tobenden Fluten des Ganges und des Djumna ihr Leben.

Als ich aus dem Gebirge in jene Gegenden zurückkam, war auf weite Strecken hin der Eisenbahnverkehr unterbrochen. Manche Brücken waren weggeschwemmt worden, und es hingen nur noch die Geleise in der Luft (s. Bildertafel 4, Bild 4).

9. Die Heidenpredigt eines indischen Oberrichters und muhammedanische Bekenntnistreue.

In der Nacht bevor unser Schiff, die „Pilsna“, in den Hafen von Bombay einfuhr, saßen Missionar Streckeisen und ich auf dem Achterdeck in einem Rettungsboot und betrachteten den wunderbaren Sternenhimmel. Leise, ohne daß wir es bemerkt hatten, war einer der Hindustudenten, mit dem wir viel über religiöse Fragen gesprochen hatten, an uns herangetreten. Als wir ihn bemerkten, stand er mit gefalteten Händen da und sagte feierlich mit einem Blick zum Himmel: „Ich bete zu Gott, daß Sie beide zur Erkenntnis der Wahrheit des Hinduismus kommen möchten“, denn seine Religion sei eben doch der unsern überlegen. Er lud uns ein, ihn in seiner Heimat zu besuchen, in Hoshiarpur, im nördlichen Punjab. Bei der Landung in Bombay standen seine Mutter und Schwester zu seinem Empfang bereit. Sie waren einige Eisenbahntagereisen weit hergefahren. Sobald sie sich gegenseitig erspäht hatten, begrüßten sie sich herzlich, noch lange bevor das Schiff völlig anlegte.

Als ich vier Wochen später ins nördliche Punjab kam, fuhr ich nach Hoshiarpur, um den früheren Reisebegleiter aufzusuchen. Leider traf ich ihn nicht an, da er eben sein juristisches Examen in Lahore machte. Er hatte aber auf meine Anmeldung hin genaue Anweisungen zu meinem Empfang gegeben. Drei seiner Freunde waren aufgebeten worden, um mich zu seinem Onkel, einem Friedensrichter, zu führen.“

In einer offenen Halle hielt er Gericht. Es lagen nur kleinere Fälle vor. Nach Anhören von Klage und Verteidigung wurde rasch und sicher das Urteil gefällt. Die Parteien schienen befriedigt zu sein.

Auf der Rückreise fuhr der Richter ein Stück weit mit mir bis Jullunder. „Sehen Sie,“ sagte er unter anderem, „der Unterschied zwischen euch Abendländern und uns Morgenländern ist der: Ihr seid Materialisten und denkt nur ans Geldverdienen und ans Wohlleben auf Erden; für uns aber ist dieses irdische Leben nur ein Durchgang, nur eine Vorbereitung für das jenseitige. Unser ganzes Denken ist auf das Leben nach dem Tode gerichtet. Das ist das einzig Vernünftige; denn dieses Leben eilt rasch dahin, jenes aber dauert ewig.“ Auch eine „Heidenpredigt“ (vgl. S. 39 unten).

Auf der Eisenbahnstation Jullunder sah ich einen Muhammedaner mitten in der Bahnhofshalle seine vorgeschriebenen Gebete

verrichten (s. Bildertafel 4, Bild 3), unbekümmert um alles, was um ihn her vorging. Außer mir schaute niemand nach ihm, denn solches ist man gewohnt in Indien, wo jedermann seinen Glauben frei und offen bekennt. Würde nicht vielleicht auch dieser Jünger Muhammeds etwas Ähnliches gesagt haben wie der Friedensrichter, hätte man mit ihm das Gespräch auf jene Fragen gebracht?

Jedenfalls macht die Bekenntnistreue der Muhammedaner überall Eindruck, aus welchen Gründen sie auch erfolgen mag. Der Gedanke eines Verdienstes fürs Jenseits mag mitspielen, vielleicht sogar eines sehr materiell gedachten Jenseits; aber es liegt ihm doch eine feste Ueberzeugung zugrunde, die geistig immer noch höher steht als der glaubenslose Materialismus vieler Abendländer. Und darum erobern sich auch die Muhammedaner ein Volk ums andere, von Marokko bis Celebes (vgl. Abschnitt 28).

10. Vor den Toren Kashmirs und Afghanistan.*)

Mein leider inzwischen verstorbener Freund D. Friedrich Würz hatte mir einst gesagt, er würde viel darum geben, in Peshawar am Fuße des Khatbarpasses, an den Pforten Afghanistan in Nord-Indien, die dortige Mission unter den Muhammedanern zu sehen. Sie gehöre zum Interessantesten auf dem ganzen Missionsgebiete.

Hauptsächlich um ihm darüber berichten zu können, reiste ich von Lahore aus über Rawalpindi auch noch nach Peshawar.

Rawalpindi und der Blick nach Kashmir.

Ein eigentümliches Gefühl war es, als der Eisenbahnzug auf hoher Brücke über den Jhelumfluß, den berühmten alten Hydaspes, fuhr. Frohe Erinnerungen an die herrlichen Geschichtsstunden im Gymnasium erwachten, an die Schilderungen der Züge Alexanders des Großen und seines Einbruchs durch die Kabulschlucht und über den jetzigen Khatbarpaß ins Industal, dann über den Hydaspes bis zum Hyphasis, dem jetzigen Bias.

Es war Winterszeit, als ich dort durchfuhr, und das Land schien öde und leer. Monoton, fast wüstenhaft wirkte es. Im Sommer mag seine berühmte Fruchtbarkeit längs den Flußläufen ihm stellenweise mehr Farbe verleihen. Viel höhere landschaftliche

*) Vgl. Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ vom 25. Sept. 1927.

Reize wird es auch dann nicht bieten. Von Palmen oder sonst irgendwelcher indischen Naturpracht in jenen baumlosen Ebenen keine Spur! Ich verstehe das Heimweh der Soldaten Alexanders und ihre strikte Weigerung, nach der Besiegung des Porus noch weiter ins Ungewisse zu ziehen.

In Rawalpindi haben die Amerikanischen Presbyterianer eine Reihe höherer Schulen, auch ein Aussäzigenasyl, wo mir die Patienten ihre fingerlosen Hände zum Gruß entgegenstreckten (s. Bildertafel 7, Bild 1). Auf einem freien Platz bei einer der Schulen wird häufig in den Hauptverkehrszeiten Straßenpredigt gehalten (s. Bildertafel 7, Bild 3).

Rawalpindi ist das Eingangsthor für Kaschmir. Von ferne winkten dessen Berge wie Schweizeralpen einladend herüber.

In Bombay hatte ich einen Missionar der Brüdergemeinde kennen gelernt, der dort seine Braut abholte, um mit ihr durch Kaschmir auf seine hochgelegene Himalayastation zu ziehen. Er hatte mir die Reiseroute dorthin beschrieben, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Beginn meiner indischen Missionsstudienreise ein Besuch der berühmten Brüdermissionsstation Lee hoch oben in Klein-Tibet gewesen. Aber der Abstecher hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen und wäre in jenen Wochen auch technisch undurchführbar gewesen. Denn die Verkehrsstraße nach Kaschmir war für den Privatverkehr damals gesperrt worden wegen des bevorstehenden Besuches des Bizekönigs. Und so begnügte ich mich mit einem Blick in jene ferne Gebirgswelt, die aus duftiger Bläue in den rotglühenden Sand Rawalpindis hinuntergrüßte.

In einem ehemaligen Lager Alexander des Großen.

Kurz hinter Rawalpindi führte uns, einen aus Java heimkehrenden Schweizerarzt und mich, der Arzt des amerikanisch-presbyterianischen Missionspitals in Taxila in sein geräumiges Spital. Alle Missionsposten an der Nordwestgrenze haben größere oder kleinere Spitäler. Durch die Hilfeleistung in leiblicher Noth soll bei der vorwiegend muhammedanischen Bevölkerung zunächst das Vertrauen zur Missionsarbeit erweckt werden.

Unter der kundigen Führung des Missionsarztes besuchten wir auch die topographisch zu Taxila gehörenden drei Ruinenplätze Bhir Mound, Sirkap und Sirsukh, auf denen im Laufe von zwölf Jahrhunderten acht bis neun immer wieder zerstörte Städte gestanden hatten. Bhir Mound war im Jahre 326 vor Christus der Rastort Alexanders des Großen nach seiner Ueberschreitung

des Khaibarpasses gewesen. Hier rüstete er sich zum Kampfe gegen den König Porus, indem er gleichzeitig den König von Taxila auf seine Seite zu ziehen wußte und ihn gegen Porus ausspielte (s. Bildertafel 7, Bild 2).

So kurz Alexanders und seiner Leute Aufenthalt in Indien auch gewährt hatte, so nachhaltige Wirkungen hinterließ doch seine Invasion und knüpfte neue Verbindungen zwischen westlicher und östlicher Kultur an, die jahrhundertlang dauerten.

Überall zeigen sich um Taxila herum auf den Ruinenfeldern Spuren westländischer Kultur aus hellenistischer Zeit. Zwei gewaltige jonische Säulen eines noch in seinem Unterbau unverfehrt erhaltenen Tempels weisen ihrem Stil nach ins Abendland, und ihr Material stammt aus Steinbrüchen jenseits des Khaibarpasses. In einem unlängst aus dem Dschungel herausgehauenen buddhistischen Kloster konnte ich in einer verborgenen Ecke eine wundervolle gräzifizierende Buddhafigur in Halbr relief photographieren. Ueberhaupt zeigen sehr viele in Nord-Indien gefundene Buddha-bilder griechischen Charakter (s. Bildertafel 5, Bild 3).

Auf die Architektur im Tempelbau erstreckt sich bis gegen Bombay hin der Einfluß abendländischer Kultur. In der neu-entdeckten buddhistischen Klosteranlage in Sanchi zwischen Bombay und Agra stehen noch zwei Tempelchen mit griechischen Kolonnaden.

In Taxila fand man tönernerne Opferschalen ägyptischen Stils und Silbermünzen mit dem Bildnis Alexanders, gleich denen, die jetzt noch gelegentlich in Aegypten gefunden werden. Der Eroberer kam ja über Aegypten nach dem fernen Orient. Es mag noch manches aus der westlichen Kultur damals nach Indien gebracht worden sein. Kürzlich wurden Opferpfannen, ähnlich denjenigen aus Herkulanum am Vesuv, in Taxila ausgegraben.

Beim Mondschein fuhren wir in der Nähe des Forts Attock über den Indus und langten am späten Abend in Peshawar an (s. Bildertafel 6, Bild 5).

Die Mission unter den wilden Bergbewohnern der afghanischen Grenze.

Peshawar, wo alle Sprachen zwischen dem Mittelmeer und der Bucht von Bengalen gesprochen werden, ist die Schwelle zwischen dem Nahen und dem Fernen Orient, und war es schon lange vor den Tagen Alexanders des Großen, wohl schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend. Kulturelle Beziehungen aus

jener Zeit zwischen Mesopotamien und dem Punjab sind auf Grund neuester Ausgrabungen nachgewiesen.

Die Straßen Peshawars zeigen ein ungemein buntes Völkergemisch. Neben den struppigen Karawanentreibern Innerasiens erscheinen die einheimischen schlanken und sauberen Pathanleute geradezu elegant. Im Gegensatz zu den graubraunen, rundäugigen und kurznasigen Indern, die hier allerdings nur spärlich vertreten sind, erinnern die feingeschnittenen Pathangesichter mit den schmälern Augen und der langen spitzen Nase an die Perser. Ihre Hautfarbe geht ins Rötlich-Braun über. Ähnliche Züge zeigen die gefährlichen und verschmitzt dreinschauenden Afridi und Wafiri. Die fast weißhäutigen, bunt und zierlich gekleideten Kaschmirleute können ihre arische Herkunft nicht verleugnen. Selbst dort — man sollte es nicht meinen — wissen sogar die einfachsten Leute etwas von der Schweiz. Als mein Führer zufällig erfahren hatte, woher ich sei, bat er mich im Scherz sofort um eine Taschenuhr als Bakschisch. Die Schweiz produziere ja so viele Uhren.

Der vorwiegend muhamedanische Charakter der Bevölkerung zeigt sich auf Schritt und Tritt. Da kreuzt stolz ein Verehrer Allahs die Straße, und seine dicht verhüllte kleine Frau folgt einige Schritte hinter ihm wie ein Hund. Vor einer Missionsmädchenschule muß ich warten, bis die muhamedanischen Mädchen sich versteckt haben. Kein Mann darf sie ansehen. Bei meiner Ansprache in dem von D. Pennel gegründeten Missionscollege erkenne ich an der Form der Kopfbedeckung die meisten Studenten als Anhänger Muhammeds.

Jeder nichtchristliche Student hat auf dieser eigenartigen Hochschule zuerst die heiligen Bücher seiner eigenen Religion kennen zu lernen, bevor er an das Studium der Bibel gehen darf. Durch den Kontrast soll ihm die Ueberlegenheit der Heiligen Schrift von selbst einleuchten. In Diskussionen mit Glaubensgenossen und Andersgläubigen hat jeder Schüler Gelegenheit, sich über seine Position noch klarer zu werden. Eine originelle und nachweislich nicht erfolglose Art, die christlichen Wahrheiten den jungen Leuten nahezubringen.

Daß dies aber in jener Gegend nicht ungefährlich ist, hat ein Arzt des Missionspitals vor wenigen Jahren erfahren müssen. Einer seiner Patienten, ein junger Afridi, hatte sich unter seinem Einfluß dem Evangelium zugewandt und lehrte als getaufter Christ in seine Berge zurück. Dort bekannte er den neuen Glauben. Sofort wurde er von seinen nächsten Angehörigen, fanatischen

Muhammedanern, ermordet. Bei Nacht schlichen diese nach Peshawar hinein vor die Arztwohnung beim Missionshospital. Unter dem Vorwand, es handle sich um einen dringenden Fall, lockten sie den Arzt heraus und stachen ihn ohne weiteres nieder.

Seine Wittve übt als Krankenschwester in der Pflege der Volksgenossen der Mörder ihres Mannes christliche Vergeltung.

Die Stadt ist seit jener Mordthat mit einem dichten Zaun aus Stacheldraht umgeben, und ihre eisernen Thore werden jeden Abend sorgfältig geschlossen.

Der Begründer jener interessanten Grenzmission machte seinerzeit darauf aufmerksam, daß der Bezirk Kafiristan an der Nordostgrenze des jetzigen Afghanistan eine versäumte Missionsgelegenheit bedeute. Jene Bevölkerung leite ihren Ursprung von den Griechen her, die Alexander der Große dort als Grenzwache zurückgelassen habe. Noch bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hätten sie trotz ihrer islamischen Umgebung ihre eigene heidnische Religion aus ältester Zeit bewahrt gehabt und die ersten christlichen Missionare freundlich aufgenommen. Da aber die Mission nicht nachdrücklich betrieben worden sei, und zudem der Emir von Afghanistan das bis dorthin freie Bergland inzwischen unter seine Herrschaft genommen hatte, seien jene Stämme nun dem Islam verfallen.

Wie man aber hört, hatte der bekannte König Amanullah, der unlängst Europa besuchte, die Erlaubnis für christliche Mission in seinem ihr bis jetzt verschlossenen Reiche gegeben. Die Wirren infolge der Reformversuche des nun zurückgetretenen Königs stellen jedoch einstweilen jeden neuen Missionsversuch in Frage.

Auf zentralasiatischer Karawanenstraße.

Ist man schon in Peshawar, von wo aus unter den räuberischen Bergvölkern an der afghanischen Grenze missioniert wird, und wo die Straßen von Gestalten aus Afghanistan, Belutschistan und Turkestan belebt sind, so möchte man nicht versäumen, auch den berühmten Khaibarpaß zu besuchen, der seit Jahrtausenden das Eingangsthor aus Zentralasien für Indien bildet, und den jene Räuberhorden unsicher machen.

Wie seit den urältesten Zeiten, so dient noch jetzt der Paß dem Verkehr zwischen Indien und der nordwestlich davon gelegenen Welt, dem vorderen Orient und dem westlichen Teil von Zentralasien, und bildet bis auf den heutigen Tag eine der wichtigsten



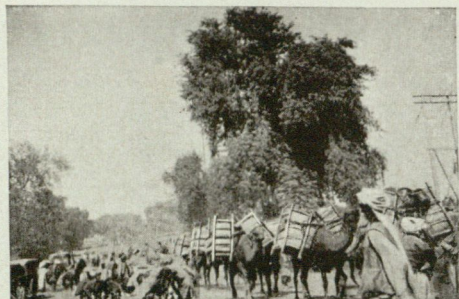
1. Afridi-Dorf mit Wachturm am Khatbarpaß
(f. S. 49).



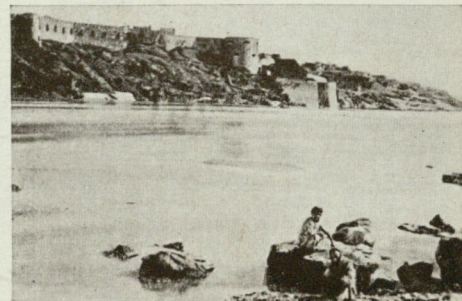
3. Eine Schlucht am
Khatbarpaß
(f. S. 50).



2. Grenze zwischen Indien und Afghanistan
auf dem Khatbarpaß
mit Verbot zum Betreten des afghanischen Bodens (f. S. 51).



4. Eine Karawane aus Inner-Asien vor den
Toren Peshawars (f. S. 51 und 52).



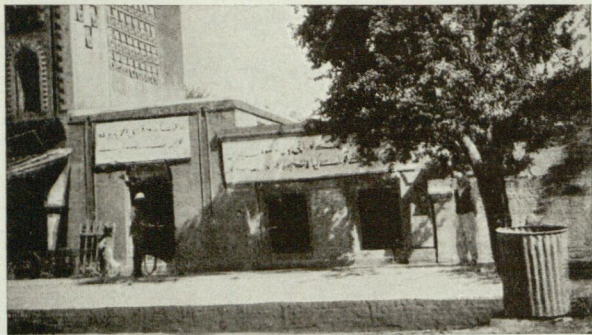
5. Fort Attock am Indus
(f. S. 46).



1. Aussätzige im Asyl der Amerikanischen Vereinigten
Presbyterianer
zwischen Rawalpindi und Taxila, 8. Oktober 1924 (f. S. 45).



2. Ungefährer Ort des Sieges Alexanders des Großen
über den König Porus
im Mai des Jahres 326 v. Chr. im Punjab (f. S. 46).



3. Ort der Straßenpredigt bei einem Gymnasium der Ameri-
kanischen Vereinigten Presbyterianer in Rawalpindi (f. S. 45).



4. Inneres der Knaben=Mittelschule der Englischen Kirchen-
mission in Peshawar
im ehemaligen Residenzschloß eines Emirs von Afghanistan, 11. Oktober 1924.

Karawanenstraßen in Asien. Andererseits bedeutet er für die Engländer die allergrößte Gefahr als Einfallstor in ihren indischen Besitz und muß darum von ihnen befestigt und streng bewacht werden. Als Festungsgebiet darf ihn niemand ohne besondere Erlaubnis betreten im Blick auf Spionagemöglichkeiten.

Die Militärerlaubnis zum Besuch des Passes war bald erlangt. Einem Schweizer macht niemand Schwierigkeiten, nicht einmal beim Herumklettern auf der chinesischen Mauer, auch wenn's verboten ist; wieviel weniger bei seinem Wunsche, ganz legal die afghanischen Grenzvölker zu besuchen und einige zentralasiatische Eindrücke zu gewinnen.

Den Reisenden, die den Paß bloß besichtigen wollen, ist nur gestattet, ihn im Auto oder auf dem Motorrad zu besuchen. Mit einem andern Fuhrwerk könnte man nicht an einem Tage von Peshawar bis auf die Paßhöhe und zurück gelangen. Spätestens um elf Uhr vormittags muß der Paß erreicht und vor vier Uhr nachmittags wieder verlassen sein.

Es ist auch nicht erlaubt, unterwegs vom Eingang in die Gebirgsschlucht an bis zum Militärlager auf der Paßhöhe anzuhalten oder gar auszustiegen. Es könnten ja sonst allerhand Zeichnungen gemacht werden. Das Photographieren ist selbstverständlich von vorneherein verboten. Beim Anhalten oder beim Verlassen der Straße bestände für die Reisenden auch die Gefahr, von räuberischen Bergbewohnern aus dem Stamm der Afridi überfallen zu werden. In zahlreichen, hochummauerten Dörfern bewohnen diese den ganzen Paß (s. Bildertafel 6, Bild 1), anerkennen die britische Herrschaft nicht und bereiten den Bewachungstruppen fortwährend große Schwierigkeiten. Ein Abkommen mit ihnen sichert den Paß wenigstens zweimal in der Woche. Am Dienstag und am Freitag dürfen sie die Karawanen, die den notwendigen Verkehr zwischen hüben und drüben vermitteln, und andere Reisende nicht ausplündern. Im Blick auf die Militärtransporte haben sie nichts versprochen. Wenige Monate vor unserm Besuch wurde am hellen Tage ein britischer Soldat auf offener Straße von ihnen erschossen. Die Engländer müssen die Augen zudrücken bei solchen Zwischenfällen. Mit einigen Kanonenschüssen könnten sie jedes Afrididorf dem Erdboden gleich machen. Der Erfolg wäre, daß sich ganz Afghanistan in Solidarität mit den Religions- und Stammesgenossen im Gebirge erhöbe, wobei vielleicht die religiöse Gemeinschaft des Islam noch schwerer wiegen dürfte als die Stammesverbundenheit.



Von der Dase Peshawar bis zum Gebirge, das als Riesensmauer fast senkrecht wie der Sinai aus der Ebene aufragt, fährt man etwa eine halbe Stunde lang. Die Gegend zeigt hier völliges Wüstenbild. Einige wenige Grasbüschel in der Sand- und Geröls ebene verstärken nur den Eindruck der Vegetationsleere. Verwesende Tierkadaver drücken der trostlosen Einöde vollends den Charakter eines Todestales auf.

Bei dem starken englischen Fort Jarmud am Fuß des Aufstieges findet nochmals strenge Kontrolle der Ausweispapiere statt. Ein gut bewaffneter Dragoman setzt sich neben den Chauffeur, ein loyaler Afridi, der Garantie leistet für die Sicherheit der Reisenden seinen räuberischen Volksgenossen gegenüber.

Die Karawanen brechen zu beiden Seiten jeweiligen schon in der Nacht in ihren Lagern auf, in der Richtung nach Kabul und nach Peshawar, um den langen Paß in der kurzen, räubersichern Zeit hinter sich zu bringen.

Auf englischer Seite führen zwei breite Verkehrswege bis zur Grenze, die alte Karawanenstraße und eine moderne, zum Teil asphaltierte Chaussee für Automobile, eine der andern sorgfältig ausweichend durch Unter- und Ueberführungen (s. Bildertafel 6, Bild 3). Die altmodischen Kamele schätzen nichts weniger als die Begegnung mit Automobilen. Ihre ohnehin mißmutige Physiognomie nimmt beim Herannahen eines Benzinfuhrwerkes einen geradezu dämonischen Ausdruck an. Sie empfinden da offenbar ganz ähnlich, wie die indischen Elefanten, neben denen die Chauffeure so sorgfältig vorbeizufahren pflegen, wie wenn sie einem Kinderwagen ausweichen müßten. Das graue schnaubende Ungeheum könnte sie in seiner Gereiztheit sonst zertreten wie eine Fliege.

Außer den beiden Straßen für Karawanen und Auto verbindet auch eine unlängst fertiggestellte strategische Eisenbahn das englische Lager mit Peshawar.

Es bietet eine Romantik sondergleichen, die zahlreichen Kamel-, Ochsen- und Eselkarawanen sich folgen und kreuzen zu sehen. Wie zierlich nehmen sich aus der Ferne die unzähligen Tierfilhouetten am Horizonte aus oder heben sich vom roten Hintergrund des Wüstengesteins ab! Turmhoch, berghoch wirbeln die Staubwolken von ihnen auf und erfüllen den ganzen Talkessel wie mit Rauchsäulen eines Riesenvulkans.

Die ganze Landschaft ist in roten Dunst gehüllt. Dieser gesamte Verkehr geht völlig lautlos vor sich im Gegensatz zu dem Getöse der Auto.

An einer Stelle, wo Karawanen- und Autostraße sich noch schneiden, mußte unser Vehikel für einen Augenblick anhalten. Feierlich langsam und geräuschlos wie Geister zog eine Karawane schwerbeladener Kamele mit ihren Begleitern neben uns vorbei, wie eine Vision aus der Patriarchenzeit. Verächtlich schauten die Tiere auf den modernen Schnaufkarren herab. Ob es auch hier noch so weit kommen wird, daß das Auto die Alleinherrschaft erringt und die Kamele überflüssig werden wie die Pferde in Kalifornien? Dort, in Los Angeles, muß man schon in den Zoologischen Garten gehen, um noch ein Roß zu sehen als Zeugen einer vergangenen Zeit!

Auf der Paßhöhe werden wir vom Lagerkommandanten aufs freundlichste empfangen. Wir betreten durch das eiserne Thor den Hof des Lagers, besteigen den gepanzerten Turm, besichtigen die Maschinengewehre und Kanonen, mit denen der ganze Bergsattel abgesperrt werden kann, besuchen die Kantonnements der Soldaten, lauter Briten. Wir schreiten durchs Lager neben den hübschen Häuschen der Offiziere vorbei gegen die obere Grenze. Da wehrt unser Dragoman, der uns stets auf dem Fuße folgt, energisch ab. Noch in der Nacht vor unserm Besuch sei vom benachbarten, nur wenige hundert Meter weit entfernten Afrididorf aus ein Schuß mitten ins Lager gefallen, ohne allen besonderen Grund, bloß aus mutwilliger Feindseligkeit! Schwierigkeiten wollen wir nicht verursachen und so kehren wir eben um. Die Afridi beobachten fortwährend argwöhnisch jeden Schritt, der im Lager getan wird. Es wäre droben auch weiter nichts zu sehen gewesen, als eine Mauer mit Stacheldrahtverhau auf der andern Seite.

Weiter als wir sind auf dem Rhaibarpaß Ausländer noch nie gekommen. Nur britischen Staatsangehörigen ist es erlaubt, bis zur nahen afghanischen Grenze zu fahren (s. Bildertafel 6, Bild 2).

Die Hauptsache haben wir gesehen. Wir waren gewissermaßen in Augusta Mauracorum, in Bindonissa und auf der Saalburg zur Römerzeit gewesen. Abgesehen von der Waffentechnik mag die damalige Situation der Römer eine ähnliche gewesen sein, wie jetzt die der Engländer auf der Grenze zwischen Indien und Afghanistan ist.

Am Abend vor Sonnenuntergang stauten sich die zahlreichen Karawanen vor dem Westtor Peshawars. Für jedes Kamel war eine Steuer zu entrichten. Geduldig warteten die müden Tiere nach zum Teil monatelanger Reise, bis sie endlich eingelassen

wurden (s. Wildertafel 6, Bild 4). In den Karawansereien fanden sie und ihre Führer die ersehnte Herberge.

Nachts bei hellem Mondschein durchwanderte ich eine solche Lagerstätte. In der Mitte des geräumigen viereckigen Hofes lagen die Kamele in kleineren Gruppen, mit den Köpfen gegeneinander, zwischen den zu Bergen aufgehäuften Waren, die sie auf ihrem Rücken hergebracht hatten. Langsam und bedächtig nahmen sie ihr Futter ein, manche scheinbar fast zu müde dazu.

In den etwas erhöhten Hallen rings an den Mauern lagerten die Menschen. Dort in der Ecke eine Gruppe mit Dechsein und Eesein — es fehlte nur noch das Kind der Krippe, und wir wären in Bethlehem gewesen!

11. Benares, die Stadt der Gebete und Opfer.

Ueber den großen Wallfahrtsort Benares ist schon viel geschrieben worden. Ich werde mich wohl hüten, eine Beschreibung dieser Stadt zu geben mit ihren wie Bienenwaben am Gangesufer ineinandergekeilten Hindutempeln, hoch überragt von der mächtigen Moschee des fanatischen Großmoguls Aurangzeb, mit ihren hunderttausenden stets wechselnden Pilgern aus ganz Indien, ihren unzähligen Bettlern in den engen Straßen voller Gößenverkäufer und heiliger Kühe und mit ihren großen stattlichen und dann wieder ganz kleinen bescheidenen Missionschulen aller Kirchen und Denominationen.

Jeden Morgen früh beim Sonnenaufgang wimmeln jene breiten Freitreppen gegen den heiligen Fluß Ganges, die „Gaths“ von Pilgern, die hier ihre Gebete verrichten. Seit vielen Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden, spielen sich hier jeden Tag die gleichen Szenen ab, wo in den ersten Strahlen der Morgen Sonne von den trüben Gangesfluten alles Heil für Leib und Seele und die Erfüllung aller Wünsche erwartet wird. „Blinde Pilger flehen um Licht“. Keiner läßt sich in seiner Andacht stören. Jeder benimmt sich so, wie wenn er ganz allein da wäre. Das Baden in dem schmutzigen, aber heiligen Wasser ist die Hauptsache. Es ist ja leicht zu bewerkstelligen, da die breiten Stufen der zahlreichen Treppen noch unter den normalen Wasserspiegel hinunterreichen, so daß man auch bei niederem Wasserstande immer noch bequem und ungefährdet am Ufer baden kann. Das Wasser wird auch getrunken, denn in jeder Anwendung bringe es Segen, auch

wenn unmittelbar neben dem Trinkenden nur wenige Schritte oberhalb der halbverbrannte Leichnam eines an der Pest oder der Cholera Gestorbenen ins Wasser geworfen wurde (s. Bildertafel 8, Bild 3 und 4).

In allen Stellungen und Sprachen, laut schreiend, daß die Mauern widerhallen oder ganz still, wie in einer Meditation wird gebetet. Der eine schlägt während seines Gebets mit allen Gliedern um sich wie ein Kunstturner, der andere sitzt ruhig da wie eine Buddhafigur.

Jetzt nahen durch die engen Gassen Leichenzüge mit nur notdürftig durch Lächer zugedeckten Toten. Schon lodern die Scheiterhaufen dicht neben den Betenden und Badenden und bald erfüllen dichte Rauchschwaden und der widerliche Geruch verbrannten Menschenfleisches die Luft. Der mittlere Teil des Leichnams verkohlt meist zuerst. Die Sehnen ziehen sich zusammen und Arme und Beine des Toten schlagen in der Luft herum, wie wenn er sich wehren wollte. Mit Stangen werden die Glieder durch besondere, gutbezahlte Angestellte in das Feuer zurückgestoßen, während die nächsten Verwandten des Verstorbenen teilnahmslos zusehen. Denn je rascher der Leib zerstört wird, um so schneller wird die Seele befreit vom Irdischen und kann sich in einem neuen Körper wieder inkarnieren. So gilt der Leichnam den Hindu gar nichts mehr im schroffsten Gegensatz zu der Auffassung der alten Aegypter.

Hart neben der Stelle der Leichenverbrennungen ist jetzt noch die Steinplatte zu sehen, auf der die Holzstöcke für die Witwenverbrennungen errichtet wurden. Trotz dem strengen Verbot der britischen Regierung kam unlängst an einem abgelegenen Orte wieder eine solche vor.

Wie grauenvoll es auch sonst in Benares — wie übrigens durch ganz Indien hindurch — vor der britischen Besitzergreifung zugegangen war, beweist der unheimliche Tempel der Göttin Durga, nicht weit von den Gaths entfernt. Noch heutzutage wird dort jeden Dienstagmorgen in aller Frühe eine Ziege geköpft als Ersatz für die früheren, jetzt verbotenen Menschenopfer, die der blutdürstigen Göttin waren dargebracht worden (vgl. Bildertafel 9, Bild 1). Der aus rotem Sandstein erstellte Tempel gehört zu den schönsten Bauten Indiens und barg doch solche Greuel. Jetzt bevölkern ihn heilige Affen und ekelhafte Hunde, die gierig das Blut der getöteten Ziegen aufzulecken pflegen.

Nabe dabei erhebt sich das Gymnasium, das auf Frau Besant zurückgeht, die Mitbegründerin der Theosophie, aus dem die west-

ländische Anthroposophie Dr. Steiners hervorgegangen ist. Auf der andern Seite der Straße liegt in einem Buchladen theosophisch-anthroposophische Literatur auf. Eine Reihe stattlicher Bände enthielt die Hauptwerke Dr. Steiners in englischer Sprache. Als ich meiner Verwunderung Ausdruck gab, diese Bücher auch hier zu finden, bemerkte der indische Buchhändler: „Warum denn nicht? Dr. Steiner gehört zu uns. Er ist unser Mann, denn seine Lehre stammt aus Indien.“

Draußen vor der Stadt standen die Gebäulichkeiten einer hinduistischen Universität, der ersten dieser Art in Indien, als Neubauten da. Es sind drei immense Gebäude, deren jedes eine stattliche europäische Universität abgeben könnte mit drei entsprechenden Logierhäusern für die Studenten. Ein Riesenunternehmen, mitangeregt und veranlaßt durch die theosophische Bewegung. Diese Universität soll eine hinduistische Hochburg werden, eine Zusammenfassung aller Kräfte dieser Religion zur Abwehr des auf der ganzen Linie in Indien siegreich vorwärtsschreitenden Evangeliums und seines gewaltigen Einflusses auf die intellektuelle Jugend durch die zahlreichen großen Missionsuniversitäten.

Deutlicher als alle Missionsanstalten auf der einen Seite und alle Tempelneubauten auf der andern beweist diese hinduistische Universität, daß sich der Hinduismus schwer bedrängt fühlt und daß darum seine verzweifelte Lösung heißt: Auf zum letzten Kampf gegen den Galiläer!

Mitten in Benares, dem Brennpunkt des ältesten und modernsten Hinduismus, liegt eine christliche Niederlassung, eine freundliche Kolonie mit sauberen Häusern um eine Kirche und Schule gruppiert, wo christliche Familien beisammen wohnen und ihre Kinder in christlicher Atmosphäre erziehen können.

Die englische Mission hat ihre Aufgabe für Benares erkannt und arbeitet auch hier durch ein ausgedehntes Schulwesen, das nach seiner praktischen Seite hin eine Ergänzung in einer großen Industrieschule findet, wo die jungen Burschen ein Handwerk erlernen können.

In einem gutbesuchten Abendmahlsgottesdienst der Londoner Mission wurde mir Gelegenheit gegeben, zum erstenmal zu einer heidenchristlichen Gemeinde zu reden. Man vergegenwärtige sich im Geist eine solche Gemeinde, deren Glieder aber nicht beisammen wohnen, sondern noch unter der heidnischen Bevölkerung zerstreut sind, mitten in einer Stadt wie Benares, und dann lese man die apostolischen Briefe. Sie werden einem so modern und

aktuell vorkommen, als ob sie eben erst mit der neuesten Post aus Ephesus oder Korinth eingetroffen wären! (vgl. Abschnitt 6 und 14 bei Runnur S. 66 u. 67).

12. Ein vergnügtes Bergvölklein.

Dort oben mitten im Radschahstaate Bihar und Driffa wohnt von dichten Wäldern und tigerreichen Dschungeln umgeben das dunkelfarbige Bergvolk der sogenannten Kol, das zur Urbevölkerung Indiens gehört, sich auch bewußt in jeder Hinsicht von seiner Umgebung unterscheidet: „Wir schauen tief auf die Brahmanen hinunter“, versicherte mir ein älterer Kol. Der Stolz der Brahmanen macht auf die Kol keinen Eindruck, denn sie anerkennen das ganze Kastenwesen überhaupt nicht. Auch ihre Religion hat nichts mit dem Hinduismus, der Religion der meisten nicht-muhammedanischen Inder zu tun, sondern besteht in Animismus, also in Geister- und Fetischdienst, wie bei den meisten Naturvölkern. Zu diesen gehören die Kol auch heute noch trotz dem Eindringen der abendländischen Kultur von allen Seiten her. Umgekehrte, auf Stecken gestülpte Tongefäße, wie sie jetzt noch da und dort zu sehen sind, sollen den aus der Erde etwa emporschauenden Blick böser Geister bannen (vgl. S. 72).

Schwieriger gestaltet sich die Abwehr der zahlreichen Tiger, die das Land unsicher machen. Auch mit ihnen werden die Bewohner fertig. Bloß mit Pfeil und Bogen bewaffnet verstehen sie es mit Erfolg, den Kampf gegen diese Bestien aufzunehmen. Jetzt werden die Tiger dort gelegentlich auch auf moderne Weise umgebracht, sozusagen „hingerichtet“. Blieb doch einmal in der Nacht so eine Riesenkäse mitten auf der Straße beim Herannahen des Dschungelautos, von dessen Lichtern geblendet, stehen. Der Chauffeur gab Vollgas und im nächsten Augenblick lag das Tier mit zerquetschtem Brustkorb unter dem Fahrzeug. Uebrigens weichen die Tiger auch sonst, gewissermaßen grundsätzlich, niemandem aus.

Bei meinen Fahrten in jener Gegend sah ich nur „Kleinvieh“: bei Nacht einen schwarzen Panther, der neugierig aus dem Busch hervorblinzelte, als er die Lichter des Autos kommen sah, und bei Tag verschiedene Schakale.

Im Hauptort Nantschi angekommen, brauchte ich nicht lange nach der von mir gesuchten Gohnerschen Missionsstation zu suchen. Ich sagte nur zum ersten mir begegnenden Kinde in fragendem

Ton: „Gosner?“ und seine Handbewegung wies mir sofort den Weg.

Nach großen Anfangschwierigkeiten wurde die Gosnersche Mission bekanntlich eine der erfolgreichsten in Indien und ihr Arbeitsfeld ist jetzt übersät mit Stationen und zählt viele treue Christen.

Ich kam auf ein weites Grundstück mit ausgedehnten Spielmatten für die Jugend, umringt von altmodischen, aber solid gebauten Schul- und Wohnhäusern mit Kirche und Spital. Im Hintergrund glänzte ein See von echten Nilpalmen umrahmt, die von einem Gosnerschen Missionar einst als Gruß aus Aegypten waren mitgebracht worden. Die damals noch ganz winzigen Pflänzchen haben sich unter der indischen Sonne zu stattlichen Bäumen entwickelt.

Von der Mission hatte ich einstweilen noch niemand ange getroffen. Es war alles offen und zugänglich. Ich betrat das erste beste Gebäude. Es war der Versammlungsaal des Gymnasiums. An der Wand hing das Bild des alten „Vater Gosner“, wie es mir von Jugend auf bekannt war. Ich befand mich also jedenfalls am rechten Ort.

Bald traf ich den deutsch-amerikanischen Missionar Werner, einen Abkömmling aus der Familie des Gustav Werner von Neutlingen, der im Namen seiner amerikanisch-lutherischen Mission die Arbeit für die damals noch verbannten Gosnerschen Missionare leitete.

Bis zu seiner Ankunft hatte der jetzige Metropolitan der anglikanischen Kirche in Indien und Bischof von Calcutta als damaliger anglikanischer Missionar in Rantschi alle die vielen Stationen der Gosnerschen Mission persönlich besucht, indem er ganz allein auf seinem Motorrad Kreuz und quer das gefährliche, raubtierreiche Land durchfuhr, überall nach dem Rechten sehend und das Missionswerk weiter führend.

Gleich nach meiner Ankunft wurde ich in der ganzen Missionsniederlassung herumgeführt. In der Druckerei werden in den drei Landes sprachen Bibeltheile gedruckt und sonst noch eine umfangreiche Literatur. Im Studiensaal der Gymnasiaften zählte ich nicht weniger als dreizehn Sprachen, die dort getrieben werden: die beiden eigenen, Mundari und Uraon, sowie das unter der Hinduherrschaft eingeführte Hindi, dann Bengallisch, Urdu, Sanskrit, Punjabisch, Persisch, Arabisch, Griechisch, Lateinisch, Französisch und Englisch! Das läßt sich hören. Natürlich lernt nicht jeder Schüler alle diese Sprachen, aber sie alle sind dort Unterrichtsfächer.

Vor dem Hauptgebäude der Station ist ein hoher Denkstein an der Stelle errichtet, wo einst die Gofñnerschen Pioniermissionare mitten in der Wildnis ihr erstes Zelt aufgeschlagen hatten. Bei der Einweihung des Monuments meinte eine eingeborene Frau, sie verstehe nur nicht, wie jene Missionare neben diesem großen Denkmal noch Platz in ihrem Zelt gefunden hätten!

Des andern Tags bewährte sich das Ford-Auto des Missionars glänzend. Wir fuhren mit einer Missionarin, die eine Mädchenarbeitschule besuchen wollte, auf die zweite Hauptstation, wo sich außer verschiedenen Schulen auch ein Lehrerseminar befindet. Der Tag war regnerisch, im Gebirge hatten Wolkenbrüche stattgefunden, und die fünf brückenlosen Flüsse, die wir durchqueren mußten, schwellen zusehends an. Mitten im letzten Fluß, schon beim Dunkelwerden, blieb das Auto stecken und das Wasser drang ins Innere des Wagens herein. Wir sprangen hinaus und schaufelten mit den Händen den Rädern einen Weg bis zum Ufer. Mit knapper Not konnte sich da das Auto auf dem ansteigenden, glitschigen Lehmboden aus dem Flußbett befreien. Im andern Fall wären wir übel daran gewesen, denn der Fluß stieg von Minute zu Minute, die Nacht brach an und weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen.

Während unserer Tagesfahrt hatten wir da und dort bei den freundlichen Christen angehalten und sie begrüßt. Die Mittagszeit galt dem Besuch des Seminars. Mit der Disziplin hat man dort nichts zu tun. Die jungen Leute sind immer beschäftigt und darum vergnügt. Die ganze Jungmannschaft ist nämlich veressen auf das Golfspiel, das Ähnlichkeit mit einem ihrer einheimischen Spiele hat.

In ganz Indien vom Schulschluß bis zum Einbruch der Dämmerung nach sechs Uhr spielt alles Golf oder Tennis, um sich gesunde Bewegung zu geben. Das haben auch die Mundariburschen erfaßt und studieren dann nachher nur um so lieber.

Viele von ihnen, Knaben und Mädchen, sind auch als Pfadfinder organisiert, was ihrem praktischen Wesen und ihrem Verständnis für sinnreiche Spiele ungemein entspricht (vgl. Abschnitt 20 und Bildertafel 13, Bild 1).

Als wir das Seminar verlassen wollten, ließen uns die Burschen sagen, ich dürfe noch nicht fort, bevor ich ihnen etwas aus der Schweiz erzählt hätte. Sie wüßten, daß die Schweiz auch ein schönes Gebirgsland sei wie das ihrige, und sie wollten noch näheres darüber hören. Sie seien schon alle versammelt.

Das war ganz von ihnen angeregt worden, ohne Mitwirkung der Lehrer. Ich hatte noch kaum eine aufmerksamere Zuhörerschaft als dort bei jenen munteren und gescheiten Kol!

Man darf ihnen aber scheint's nicht mehr „Kol“ sagen. Das sei eigentlich ein Uebername. Man müsse sie Mundari und Urao nennen, je nach ihrer engeren Stammeszugehörigkeit. Eine bescheidene Bitte, die leicht zu gewähren ist.

Vom hohen Kirchturm der Station Nantschi aus zeigte mir Missionar Werner vor meiner Abreise noch in der Ferne die Ruinen eines Tempels der Göttin Durga, der einst — unter zeitweiliger hinduistischer Herrschaft — grauenvolle Menschenopfer dargebracht wurden.

Es war nicht der erste zerfallene Tempel, den ich in Indien sah, und es gilt von ihnen, wie es auch von all den neuentstehenden einst heißen wird:

„Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.“

13. An der Schwelle von Tibet.

In unzähligen Windungen und Spitzkehren schlängelt sich die Schmalspurbahn aus der bengalischen Ebene hinauf nach Guhm, um von dort in einigen Minuten wieder etwas hinunter nach dem 2000 Meter hoch gelegenen Darjiling zu fahren.

Die üppigen Palmwälder am Fuße des Gebirges werden in den höheren Lagen durch eine verschwenderische Fülle der verschiedenartigsten Farrenkräuter abgelöst, die urwaldmächtig wuchern und vom Eisenbahnwagen aus mit der Hand erreichbar sind. Darjiling liegt am Fuße des zweit- oder dritthöchsten Berges der Welt, des Kanchanjanga oder Kintschindschinga, verhältnismäßig nahe dem Mount Everest, dessen höchste Spitze 8840 Meter hat und nach einem dreistündigen Marsch von den Tigerhills aus gesehen werden kann.

In feuerroter Glut leuchtete die breite Wand des ungeheuren Kanchanjanga durch malerisch verzweigtes, feines Nadelholz hindurch, als der Zug abends in Darjiling einfuhr. Ein Alpenglühen von noch nie gesehener Pracht.

Die ganze Berneralpenkette müßte man sich 1000 Meter höher als schneelosen, bis 3500 Meter Höhe dicht bewachsenen Unterbau

dieser 5—8600 Meter hohen Gletscherwelt denken, die in der ungefähren Form der Jungfrau sich wie eine überirdische Welt in die Lüfte erhebt (s. Bildertafel 11, Bild 1).

Die gigantische Masse dieses Gebirgsstockes wurde mir besonders bei der Rückfahrt durch die bengalische Ebene eindrucklich, als wieder bei über einstündigem Alpenglühen der Berg sozusagen sichtbar in die Höhe stieg, je weiter man sich von ihm entfernte. Ähnliches beobachtete ich, allerdings nur im Verlauf von wenigen Augenblicken, einmal bei der Ausfahrt aus dem Ulmer Bahnhof gegen Heidenheim zu beim Rückblick auf den Turm des Münsters, der wie aus dem Boden herausgetrieben scheinbar in die Höhe schoß.

Ich hatte es in jeder Hinsicht gut getroffen dort oben am Einfallstor ins Tibet.

Die Luft war meist klar und die Aussicht auf die unabsehbare Himalayakette grandios. Aus dem endlosen Gewoge von 4—5000 Meter hohen ländlerweiten Gletschern hoben sich die 6—7000 Meter hohen Bergspitzen nur wie kleinere Erhebungen ab.

Ich fühlte mich im Geist in eine unserer Eiszeiten versetzt, wo die Alpen noch mindestens doppelt so hoch waren wie jetzt und die Gletschermassen halb Europa bedeckten.

Die Landschaft um Darjiling herum trägt schon völlig tibetanischen Charakter. Die ungemein steilen, Tausende von Metern abfallenden Berghalben begegnen sich in tief eingeschnittenen engen Schluchten. Wie Vogelnester kleben an ihnen die Dörflein der Sikkimleute. Ein Haus steht dicht hinter und über dem andern, wie in manchen Dörfern am Luganersee. Die helle Luft ließ die Distanzen klein erscheinen, und gegenüberliegende Dörfer, die man meint in wenigen Stunden erreichen zu können, sind vielleicht zwei Tagereisen weit.

Günstig war es auch hier, daß ich gerade auf einen Markttag nach Darjiling kam, wo ein buntes Völkergemisch den Bazar beherrscht. Neben den ansässigen mongolischen Bewohnern Sikkims, deren rassenverwandte Nachbarn aus Nepal und Bathan, dazwischen Tander aus Bengalen mit ihrer schwarzbraunen Haut, deren große runde Augen treuherzig abstachen von den schlauen Schlitzäuglein der Mongolen. Die verschiedenen Volkstrachten bildeten einen wahren Farbenjubiläum. Die reinsten und leuchtendsten Farben wogten bunt durcheinander. Diese Augenweide wurde erhöht durch den reichen Goldschmuck der Frauen und Mädchen. Das Gold ihrer Halsketten war durchsetzt mit großen roten durchbrochenen Kugeln. In altchinesischer Tracht, wie man sie in China

kaum mehr sieht, schritten Tibetaner in bunten Röcken und Jacken gravitatisch durch die Menge (s. Bildertafel 10, Bild 2).

Der farbenprächtigste Anblick aber stand noch aus. Am folgenden Tage wurde stündlich die Ankunft einer Karawane aus Lhasa erwartet. Ein hoher Beamter sollte von einem Besuch daselbst zurückkehren. Schon am frühen Morgen hatten sich die roten Lama (buddhistische Priester) aus dem nahen Kloster in Bhutia Basti Gompa mit langen Posaunen, schweizerischen Alphörnern vergleichbar, nach Darjiling aufgemacht, den Ankömmlingen einen würdigen Empfang zu bereiten (s. Bildertafel 10, Bild 4).

Erst am späten Abend erschienen die Erwarteten, nachdem sie vierzehn Tage lang über die gefährlichsten Gletscherpässe gereist waren. Es hieß, es sei ein Minister des Dalai Lama dabei gewesen. Ich wußte nicht war es der rot-, blau- oder gelbgekleidete Herr. Phantastische Kostüme. Auch ein Oberbonze tauchte in dunkelroter Kutte auf. Von der Basler Fastnacht her war ich ja solche Aufzüge nicht ungewohnt.

Nun konnten endlich auch die roten Lama mit ihren Musikinstrumenten in Funktion treten, die schon fast zwölf Stunden lang auf dem flachen Dach des Regierungsgebäudes gewartet hatten. Die Töne aus ihren Hörnern klangen wie der Uristier, das alte Kriegshorn der Urner Eidgenossen. Aber das schönste kam noch: „God save the King“, von einer andern Musikantengruppe geblasen, also die bekannte Melodie auch der schweizerischen Nationalhymne: „Rufft du mein Vaterland“, und das unter den in feurigem Alpenglühen hineinleuchtenden Gletschern des Kintschindschinga, eingekleilt zwischen Mongolen und Hindu! Heimatliches und Fremdartiges in merkwürdigem Kontrast beisammen!

In Gedanken sang ich das schweizerische Vaterlandslied. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde ich laut gesungen haben. Mit der Musik der Lama hätte ich's noch aufnehmen können.

Am nächsten Tage war um die gleiche Zeit der große Bazarplatz ganz leer. Da erschien ein eingeborener Pfarrer der schottischen Mission mit einem Begleiter zur Straßenpredigt. Schon folgten ihm eine große Anzahl Männer. Bald hatten sie eine ansehnliche Gruppe von Zuhörern um sich. Eine volle Stunde sprachen sie, besonders der Pfarrer in offenbar populärer Weise. Ich verstand ja kein Wort, aber ich merkte sofort, daß der Mann eine natürliche Beredtsamkeit besaß und seine Zuhörer fesselte. Auch seinem Begleiter wurde aufmerksam zugehört, obschon ihm die Rede nicht so leicht von den Lippen floß. Keiner der Zuhörer lief weg.

Die gehörte Botschaft muß sie gepackt haben (s. Bildertafel 8, Bild 1).

Zur selben Zeit hielten drei englische Missionarinnen in einer nahen Schule eine Bibel- und Gebetsstunde in der eigentlichen tibetanischen Sprache ab für Tibetaner. Es war eine Gruppe von solchen da, meist schon Getaufte, lauter junge Leute. Da hörte ich in der Sprache der Dalai Lama das Wort Gottes lesen und zum wahren Gott beten.

Wie klang das doch anders als das geistlose: „Om mani padme hum“ („O du heilige Lotosblume“, oder „Das Heil ist in der Lotosblume“), das einzige Gebet der tibetanischen Buddhisten, das auf lange Papierstreifen unzähligmal geschrieben, das Innere der Gebetsmühlen ausfüllt. Jede Umdrehung bedeutet soviele Gebete als auf dem Papierstreifen stehen. Auch große Gebetstrommeln, die vom Wasser getrieben werden und Gebetsfahnen, immer mit demselben Satz, durch den Wind bewegt, besorgen jenes Gebet (s. Bildertafel 10, Bild 3).

In einer kleinen Druckerei, drei Schritt lang und keine zwei Schritt breit, werden Bibelteile in der Sprache von Sikkim gedruckt. Als Uebersetzer stellte sich mir ein eingeborner Pfarrer vor (s. Bildertafel 10, Bild 1).

Wie in Peshawar ein Missionsvorposten zur Eroberung des muhammedanischen Afghanistan steht und in Poo und Leh, hoch in Kaschmir oben, die Brüdergemeine „Gewehr bei Fuß“ zum Einmarsch ins Tibet bereit ist, so sind auch schon im Sikkimlande die Boten gerüstet, das Evangelium über die höchsten Gebirgspässe der Erde in den jetzt noch verschlossenen Machtbereich des Dalai Lama zu bringen, wenn einmal auch diese Türen aufgehen werden.

Wie schwer es jetzt noch sogar für einzelne Personen ist, im Tibet das Evangelium zu verkünden, wissen wir auch aus den Berichten des Sadhu Sundar Singh, der sich schon mehrmals unter Lebensgefahr dorthin gewagt hatte. Unlängst ist es zwar einigen angelsächsischen Missionsleuten gelungen, das ganze Innentibet von West-China aus in der Richtung nach Kaschmir zu durchqueren.

14. Wie ich auf die Basler Missionsgebiete in Indien kam.

Das Basler Missionskomitee hatte mich bei meiner Ausreise in die Missionswelt im Herbst 1924 gebeten, in Indien die eigenen Gebiete unserer Mission nicht zu besuchen, da es bei der britischen

Regierung Mißfallen erregen könnte. Die Regierung hatte soeben die Erlaubnis gegeben, die Basler Mission dürfe zunächst wieder zwei Missionare nach Malabar hinausenden, und da sollte nicht der Schein erweckt werden, als mißbrauche das Komitee diese Erlaubnis und sende einen Mann mehr hinaus, als damals gestattet wurde.

So nahm ich denn Malabar, Kanara, Süd-Mahratta, Kurgland und Blaue Berge mit all den mir von frühester Jugend auf so wohl vertrauten Namen nicht in mein Reiseprogramm auf und wandte mich direkt von Bombay aus nach Norden und dann an die Ostküste.

Nun aber erhielt ich dreimal durch Vermittlung von Missionar Streckeisen die freundlichste Einladung des englischen Missionars Phillips in Calicut, des Vertreters der Londoner Missionsgesellschaft, doch ja auch Malabar zu besuchen. So war also das Bedenken, mein Besuch könnte die Engländer unangenehm berühren, beseitigt.

Zudem erfuhr ich während der ganzen Zeit meiner 16 wöchigen indischen Reise vonseiten englischer Missionsleute die allerherzlichste Aufnahme und zwar gerade in meiner Eigenschaft eines Zugehörigen zur Basler Mission. Die Nachricht der Ankunft der Missionare Sengle und Streckeisen als der beiden ersten, die nach dem Kriege wieder durch die Basler Missionsgesellschaft auf deren altes indisches Gebiet ausgesandt wurden, war durch die ganze indische Presse gegangen.

Überall empfingen mich die englischen Missionare mit offenen Armen, als sie vernahmen, ich komme aus Basel, und betonten ausdrücklich, wie sie sich glücklich schätzten, in mir wieder einen deutschen Missionar begrüßen zu dürfen. Wie habe es ihnen leid getan, daß die Deutschen aus Indien hätten weichen müssen, und wie hätten sie sich gefreut in der Zeitung zu lesen, daß deutsche Missionare wie Missionar Sengle nun wieder auf ihre alten Gebiete zurückkehren könnten.

Ganz ähnlich drückte sich später Rev. Phillips selber, der jetzige Inspektor der Londoner Mission für Indien, mir gegenüber aus bei einem gemeinsamen Besuch der Station Wanyankulam: „Welch eine schöne Station ist doch das! Wie leid muß es den Basler Missionaren getan haben, sie verlassen zu müssen! Und wir konnten so gar nichts dagegen tun!“

Als ich in den Missionshäusern in Indien herum als deutscher Missionar begrüßt wurde, mußte ich den englischen Missionsleuten die Enttäuschung bereiten, daß sie es nicht mit einem Deutschen,

sondern mit einem Schweizer zu tun hätten. So gern gesehen auch die Schweizer in der ganzen Welt sind, so herzlich sie auch überall aufgenommen werden, in diesen Fällen war es meinen Gastgebern offenbar leid, daß sie nicht einem Reichsdeutschen eine persönliche Freundlichkeit erweisen konnten.

Ich fühle mich verpflichtet, das hier ausdrücklich mitzuteilen. Es war noch vor der Stockholmer Konferenz und der Ausdruck unmittelbar echt christlichen Gemeinschaftsgefühles.

So stand zunächst wenigstens Malabar auch noch auf meinem indischen Reiseprogramm, so gewissermaßen als Nachtsch.

Als in Bangalore der Leiter der Methodisten-Mission, die unsere frühern Gebiete im Kurgland und auf den Blauen Bergen übernommen hat, von der Einladung Rev. Phillips nach Malabar hörte, hieß er mich sofort auch in die beiden eben erwähnten Bergländer reisen, gab mir Empfehlungsbriefe an die dortigen Missionare und sandte diesen noch besondere Eilpostbriefe.

Gleich darauf fuhr ich vom nahen Mysore aus im Dschungelauto ins Kurgland hinauf. Ein Marterkasten war das Vehikel, eine Art Britschenwagen mit harten Bänken und einem kleinen Motor. Ich saß neben dem Chauffeur und mußte krampfhaft Achtung geben, um nicht bei einem plötzlichen Ruck vornüber zu fallen. Etwa zwölf Stunden lang dauerte die Fahrt, immerhin etwas schneller als im frühern Ochsenwagen. Jetzt hatte ich wieder, wie damals bei den Kol in Bihar und Orissa, Gelegenheit, auch die Landbevölkerung und ihre Dörfer zu sehen, wozu das Eisenbahnfahren ja keine Gelegenheit gibt. Dann ratterte das Auto wieder stundenlang durch den Dschungel, bis gegen Abend der Aufstieg auf gewundener Bergstraße nach dem hoch gelegenen Kurgland begann. Dort war ich halbwegs Mangalur, und es wäre eine prächtige Talfahrt hinunter gewesen. Aber zunächst galt es also, der Einladung der Methodisten auf das Bergland Folge zu leisten.

Unterwegs hatte es mancherlei Abwechslung durch allerhand Getier gegeben, das vom Auto war aufgeschreckt worden. Dumm benahmen sich, wie immer in solchen Fällen, die Schakale. Sie rannten kilometerlang dem Wagen voraus, bis dieser sie schließlich einholte und mit den Rädern fast ihren Schwanz berührte. Erst dann erfolgte in scharfer Viertelsdrehung die Schwenkung in das Dickicht hinein. Einmal kreuzte ein prächtiges Rudel großer Hirsche unsern Weg. Der Chauffeur stoppte, ergriff seine Flinte und eilte ihnen ins Gebüsch nach. Aber die flinken Tiere waren schon längst auf und davon.

In Merkara hielt der Wagen bei der an der Straße gelegenen Missionsstation. Der junge englische Missionar empfing mich aufs herzlichste. Die Tageshelle reichte noch zu einem Rundgang über die hochgelegenen Hügel um die Station herum mit weiter Aussicht auf das mit Kaffeepflanzen bedeckte Kurgland und schönem Blick in die breite Hauptstraße der Stadt Merkara.

Bei der Abendandacht der Schüler in der Kirche erklang das Lied: „Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh“. Ich nahm nur von außen her teil, um nicht durch das unerwartete Erscheinen eines Weißen Aufsehen zu erregen und die Aufmerksamkeit abzulenken.

Am andern Morgen stand ich um vier Uhr auf der Terrasse des Missionshauses zwischen den beiden Palmen, die ein Basler Missionar einst gepflanzt hatte. Es war noch dunkel, und die Sterne funkelten wunderbar.

Da, gerade zwischen den Palmen am südlichen Himmel das Sternbild des südlichen Kreuzes! Ich sah es zum erstenmal. Es erhob sich über Malabar, streckte seine Arme aus über die Blauen Berge und Kanara und wies mit seinem obern Teil nach dem Kurgland und nach Süd-Mahratta.

So von hoher Warte aus unser ganzes indisches Missionsfeld zu Füßen, sah ich das südliche Kreuz leuchtend über ihm stehen. Wer hätte da nicht an das Wort gedacht: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“

Schon ertönte die Hupe des Auto, und bald darauf fauste ich auf dem Wagen um alle Kurven und Ecken herum in kühner Fahrt in die Mysore-Ebene hinunter, die im frischen Morgenduft von rotem Licht übergossen gegen Osten hin sich ins Unendliche auszudehnen schien und gegen Süden durch die zart blau schimmernden Nilgiris begrenzt wurde. Ihren Namen als „Blaue Berge“ rechtfertigten sie jetzt vollauf.

Diese waren mein Ziel für den folgenden Tag. Das Verkehrsauto befand sich in einem jämmerlichen Zustande. Im Durchschnitt war jede halbe Stunde eine Reparatur nötig, so daß die Fahrt statt zehn Stunden sechzehn und eine halbe gedauert hatte, und wir erst am andern Morgen um halb ein Uhr in bitterkalter Nacht in Utakamand ankamen.

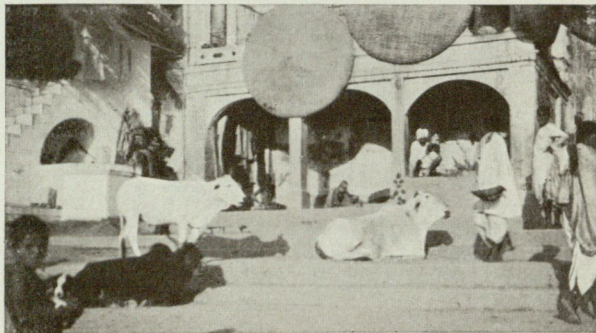
Die Fahrt durch eine stundenlange wundervolle dicht beschattete Landstraße war ein Hochgenuß. Die mächtigen Bäume zu beiden Seiten bilden ein undurchdringliches Blätterdach gegen die Sonnenstrahlen. Wo eine Baumücke entstanden ist, verlängert



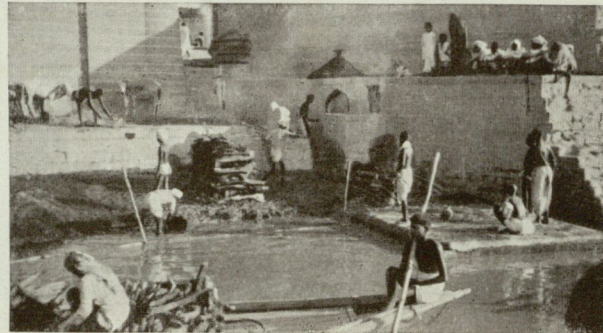
1. Straßenpredigt am Abend auf dem Bazarplatz in Darjiling,
18. November 1924 (f. S. 61).



2. Runnur auf den Blauen Bergen
mit dem Basler Missionskirchlein (links mit zwei schmalen Türmchen).
Aufgenommen Sonntag, 7. Dezember 1924 (f. S. 66).



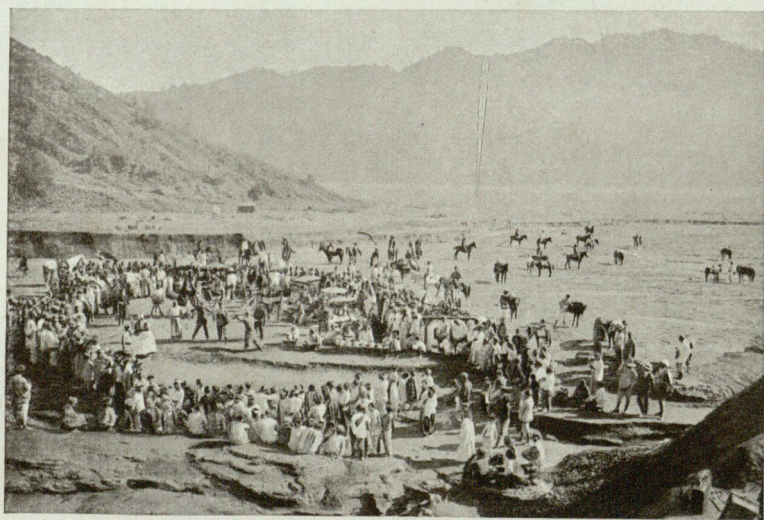
3. Heilige Kühe auf den Betplätzen am Ganges in Benares.
(f. S. 53).



4. Offene Leichenverbrennung
auf Holzstößen am Gangesufer in Benares. Die Angehörigen der Toten
sehen rechts von oben her zu. 1. November 1924 (f. S. 53).



1. Wöchentliche Tötung einer Ziege
als blutiges Opfer für die Göttin Durga in Benares zum Ersatz für die früheren Menschenopfer.
(f. S. 52).



2. Große alljährliche Opferfestlichkeiten in Java
im Riesenkater des Benandsaan am Fuß des darin noch tätigen kleineren Vulkans Bromo
(f. Bildertafel 11, 2). Es werden lebende Tiere in den Krater hineingeworfen statt lebender
Menschen, wie es früher Sitte war (f. S. 119 und 120).

einfach der gegenüberstehende Baum seine gewaltigen Aeste wagrecht über die breite Straße, wie wenn er Verstand hätte und wüßte, daß er nun einzugreifen habe.

Ein kühler Wind pfeift durch diese Alleen, in denen ein reger Verkehr hin- und herwogt. Noch sehe ich sie vor mir, all die malerischen Ochsenkarren, die vielen Lastenträger mit ihrer Bürde auf dem Kopf, und die ärgerlich schnaubenden Elefanten, wenn das Getöse unseres Motors nahte.

Im Dschungel am Nordfuß der Blauen Berge bemerkte ich mehrmals große Steine kreisförmig aufgestellt, die an die rätselhaften Steindenkmäler in der Bretagne und in Ost-Deutschland erinnerten. Sollten es alte Begräbnis- und Kultstätten oder astro-nomische Beobachtungspunkte gewesen sein?

Im dichten Bambusdschungel des Aufstiegs sollen Tiger hausen. Ein katholischer Pfarrer, der in jener Gegend stationiert ist und mit mir hinauffuhr, erzählte mir manches persönliche Erlebnis mit diesen Bestien. Er habe unter anderem beobachtet, wie harmloses Wild, z. B. Gazellen und Hirsche, beim Herannahen von Tigern durch bestimmte Vögel gewarnt werden, so daß sie entfliehen können. Er habe selbst auch schon Tiger erlegt. Seine Station liege mitten im Dschungel. Den Weg durch den Wald bei der schon längst eingetretenen Nacht gingen wir miteinander meist zu Fuß. Das Sitzen auf dem Auto war ein kalter Sport. Die Eingeborenen lachten uns zwar aus, daß wir die Fahrkarten nicht ausnützten, und erfroren sich lieber fast die Hände und Füße auf dem nur ruckweise vorwärtskommenden Karren. Jedesmal, wenn er uns nach einer erneuten Reparatur wieder eingeholt hatte und wir aufgestiegen waren, so blieb er aufs neue für eine Viertelstunde stehen. Erst oben auf der ebenen Höhe duldeten er die Last der beiden Pfarrer.

Am andern Morgen besuchte ich vor meiner Abfahrt nach Reti die in einem Park untergebrachte Siedelung der Toda, eines Nestes jenes aussterbenden Bergstammes, der zur sogenannten Urbevölkerung Indiens gehören soll. Viel Ursprüngliches war in jenem Park nicht mehr zu sehen. Das Verlangen der Leute stand nur auf Zigaretten und Bakschisch.

Auf dem Bazar in Kunnur begegnete ich dann aber noch unverfälschten Waldmenschen, pechschwarzen noch urwüchsigen Gestalten.

In Reti stellte mich der methodistische Missionar einem indischen Pfarrer direkt als Mitglied der Basler Mission vor, wäh-

rend ich doch den Eingeborenen gegenüber auf unseren früheren Gebieten incognito reisen wollte. Wie löste das einen Sturm von Fragen nach früheren Basler Missionaren bei dem Pfarrer aus: Lebt der und der noch? Was macht er? Wo wohnt er? Wie geht es seiner Familie? Kommt er nicht wieder? usw. Leider konnte ich nicht auf alle diese Fragen antworten. Auf solche Interviews war ich auch nicht gefaßt gewesen. Treu und loyal arbeiten auch hier die Methodisten.

In Rumnur läutete es eben im kleinen zweitürmigen alten Basler Kirchlein zum Sonntagsgottesdienst (s. Bildertafel 8, Bild 2). Ich fragte einen in der Nähe vor seinem Haus sitzenden Eingeborenen, welche Gemeinde hier Gottesdienst halte. Er glaube, es seien Presbyterianer. Ich trat unter die offene Tür des noch leeren Gotteshauses. Erst der Pfarrer und der Siegrist waren da. Sofort eilte der Pfarrer auf mich zu, bat mich freundlich einzutreten und fragte, wer ich sei. „Ein Reisender aus Wien.“ „Aus Wien?“ „Ja, aus Wien.“ „Aber Sie sehen doch aus wie der Sekretär einer christlichen Gesellschaft.“ „Also wie gesagt, ich komme aus Wien, reise durch Indien und will mich nur kurz hier umsehen. Good bye“ — und damit ließ ich den guten Mann mit einem großen Fragezeichen im Gesicht stehen. Ich war ja damals Reiseprediger unserer Mission in Wien und hatte meine Reise tatsächlich von dort aus angetreten. Also sagte ich genau die Wahrheit. Und damit bewahrte ich mein Incognito, was die Loyalität gegenüber den Methodisten besonders in Abwesenheit ihres Missionars erheischte. Ich wollte nicht riskieren, wieder wie in Keti als Zugehöriger der Basler Mission stürmisch begrüßt zu werden und durch meine Anwesenheit bei der Anhänglichkeit der Eingeborenen an die alten Missionare Hoffnungen auf die Rückkehr unserer Gesellschaft erwecken.

Offenbar war der Bericht des Missionsleiters von Bangalore an den Missionar in Keti weiter gedungen und vermutete der Pfarrer in Rumnur in mir jenen avisierten Basler, wagte es aber nicht, direkt zu fragen, und so konnte ich unerkannt bleiben.

Ich stellte mich dann halbwegs am Aufstieg zum Kirchhügel hin und ließ die Gottesdienstbesucher an mir vorbeigehen, einzeln und in kleinen Gruppen, die Alten sorgfältig geführt von ihren Kindern, junge Leute ältere rüstig überholend, alle das Gesangbuch in der Hand — ganz wie bei uns.

Wie hätte ich diese Leute stellen können, wenn ich den Namen eines früheren Basler Missionars genannt hätte! Wie hätten sie

aufgehört! „Was ist mit dem? Der hat uns ja getauft, konfirmirt, getraut!“ So hätte es lebhaft durcheinandergelungen. Aber die Nilgiri-Gemeinden sind nun einmal den Methodisten übergeben worden und werden von ihnen gut geleitet. Ihr Kompaß war gleichsam auf die Methodisten eingestellt worden und sollte nicht mehr durch den Basler Magnet abgelenkt werden.

Die Kirchentüre schloß sich und nun ertönten auch hier, wie in Merkara, bekannte Choräle, einst von Basler Missionaren eingeübt, nun ein unverlierbares Eigentum der Gemeinde, treulich gehütet und gepflegt von den Wesleyanern. Mit geschlossenen Augen hätte ich mich mitten in der indischen Umgebung in die Nähe einer heimatlichen Dorfkirche versetzt fühlen können. Beim Fortgehen las ich am Schulhaus über der Türe noch die Anfangsbuchstaben der englischen Bezeichnung der Basler Mission. Von ferne sah ich dann das Gemeindlein die Kirche wieder verlassen. Ein malerischer Anblick, wie diese sonntäglich gekleideten Christen den Kirchweg hinunterpilgerten, aber nicht in eine feierliche Sonntagsstille hinein, sondern in das Getöse eines orientalischen Bazarbetriebes.

Wieviel schwerer haben es solche Heidenchristen, ihren Sonntag zu feiern und überhaupt ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben, als wir in einer christianisierten Umgebung mit staatlich festgesetzter Sonntagsruhe! Leicht konnte ich mir da die apostolischen Gemeinden vorstellen, wie sie umbraust vom Alltagsgetriebe in einer sonntagslosen Welt am Tag des Herrn in einem Privathaus zusammenkamen, um das Wort Christi zu hören und sich mit Psalmen und Lobgesängen zu erbauen, und wie notwendig sie da die Briefe der Apostel hatten, die sie ermahnten, mitten in einer verdorbenen Welt sich von der Welt unbefleckt zu erhalten und selber ein Brief Christi zu sein, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen.

Jener Sonntagmorgen in Kunnur war mir ein eregetischer Kommentar ohne Worte zu manchen Stellen in den Briefen der Apostel (vgl. Abschnitt 6 und 11 am Schluß).

Im hochgelegenen Kotageri, im blumentumrankten Missionshaus, besuchte ich die, inzwischen heimgegangene neunzigjährige ehrwürdige Fräulein Cockburn, die bei ihrer geistigen Frische bis zuletzt eine lebendige Chronik der Basler Mission auf den Blauen Bergen war.

Auf der nach dem System des Basler Ingenieurs Riggensbach erbauten Bergbahn, die er als zweite unmittelbar nach dem

Bau der ersten Nigibahn entworfen hatte, fuhr ich wieder ins Tiefland hinunter. Die Wagen waren überfüllt mit englischen Kindern, die aus den wundervoll in gesunder Bergluft gelegenen Erziehungsanstalten der Blauen Berge zu ihren Eltern in der Niederung in die Weihnachtsferien reisten.

In Erode stieg Missionsarzt Dr. Emery in den Zug mit der erstaunten Frage an mich: „Wie in aller Welt kommen Sie hierher?“ „Das wollte ich gerade Sie fragen,“ entgegnete ich. Wir hatten gemeinsame Fahrt bis Calicut und genossen miteinander unsere erste Kokosnuß.

Am Bahnhof in Calicut stand senkrecht die hohe Gestalt von Missionar Adolf Streckeisen, der mich in das palmenüberschattete Missionshaus führte, wo mich Rev. Phillips aufs herzlichste begrüßte. Die ganze große Station mit Kirche, Spital und Schulhäusern war mir aus Berichten und Bildern seit mehr als einem halben Jahrhundert so wohl bekannt, daß ich zu allem nur „aha, richtig“ zu sagen brauchte.

Auf der Fahrt nach Talascheri mit Missionar Streckeisen wurde mir die erst wenige Tage zuvor eingeweihte Kapelle in Coilandi vom Zuge aus gezeigt, die nahe dem Plage steht, wo Vasco de Gama, der Entdecker des Seewegs nach Indien, einst gelandet hatte.

Oben auf dem in der Basler Mission so berühmten Netturhügel bei Talascheri nahmen wir in der ehemaligen Wohnung von Inspektor Frohnmeyer Quartier. Sie stand damals leer. Beide genossen wir zum erstenmal die zauberhaft schöne Aussicht durch die Palmenhaine hinunter in die silberhellen Spiegel der verschiedenen Gewässer rings um den Hügel her.

So reinliche Häuser wie die der Christen auf Nettur hatte ich in ganz Indien noch kaum gesehen. Ich setzte mich auf einer Veranda an ein Spinnrad, um auch einmal wie Gandhi und seine Anhänger das nationale Möbel zu drehen.

In der Schule war eben Examen. Ich freute mich über die schönen und individuellen Schriftzüge der Knaben. Ein fröhlicher Jünglingsverein zeigte uns die Umgebung. Bei einem Tempel schloß ein Priester ängstlich das Tor, als wir vorbeingingen. Wir hätten ihn ja mit unseren Blicken verhexen können! Aber was für ein elender „Tempel“ war das gegenüber dem, was ich im ganzen übrigen Indien sonst an Tempelbauten gesehen hatte! Eine elende Holzbaracke hinter einem Palisadenzaun. In Malabar fiel mir überhaupt auf, wie verhältnismäßig wenig Idole und sonstige

Embleme des Heidentums zu sehen waren. Das Volk scheint nach außen weniger „religiös“ zu sein als im übrigen Indien, hält aber strenger als anderswo an der Kaste und ist darum auch schwerer für das Evangelium zu gewinnen.

Inzwischen hatte Rev. Phillips nach Mangalur telegraphiert, ob unser Besuch gelegen käme. Umgehend war in Talascheri eine herzliche Einladung von dort eingetroffen.

Mangalur ist eine der reinlichsten Städte, die ich je betreten. Es mag an der Bevölkerung liegen. Jedenfalls übt auch die tadellos unterhaltene Missionsstation mit ihrer stattlichen Kirche, umgeben von den soliden und sauberen übrigen Gebäuden, einen erzieherischen Einfluß.

Wir wurden aufs herzlichste von den kanaresischen Missionaren empfangen, die eben eine Konferenz abhielten, und zur Teilnahme an ihrer Abendversammlung gebeten. Vorher war noch reichlich Zeit, die Station gründlich zu besichtigen. Wir besuchten die ehemalige Schule Hebichs und auch die bekannte Missionsdruckerei, wo wir einst einen Korrektor hatten, der sich in dreizehn Sprachen auskannte.

Es war schon stockfinster, als wir gegen sechs Uhr nach Dschepu hinauswanderten, um Missionar Glattfelder zu besuchen und zur Abendversammlung einzuladen.

Da ertönten auf einmal wundersame, silberhelle Kinderstimmen. Es waren die Klänge des uralten Weihnachtsliedes: „Herzbei, o ihr Gläubigen!“ mit dem einzigartigen Refrain: „Venite adoremus“ Kommt, lasset uns anbeten!

Wir folgten den Tönen und tasteten uns in der Finsternis in die kleine Kirche der Dscheppegemeinde hinein. Vorne im Chor brannte ein helles Licht, um das eine indische Lehrerin mit einer Schar Kinder gruppiert war. Fast heller noch als das Licht leuchteten die großen glanzvollen Augen der indischen Kindergesichter, auf denen schon die Vorfreude des Weihnachtsfestes zu lesen war.

Und immer wieder ertönte es in engelreiner Weise: „Kommt, lasset uns anbeten den König, den Herrn!“ Der achte Psalm stand greifbar vor uns: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen. Aus dem Munde der jungen Kinder hast du eine Macht zugerichtet!“

In der Zusammenkunft am Abend unter der Leitung von Dr. Paul Burchardt fanden sich etwa zwanzig Missionsleute zusammen. Es war ein ungemein sympathisches Meeting und gehört zum freundlichsten, was ich auf meiner Reise erlebt habe.

Auch Süd-Mahratta noch zu besuchen, reichte leider meine Zeit nicht mehr, da ich damals noch nicht um Verlängerung meines einjährigen Urlaubs eingekommen war und ich noch ein großes Stück Weges vor mir hatte, wenn ich auch noch Indonesien, China und Japan besuchen wollte.

In Paraperi traf ich mit Rev. Phillips zusammen, mit dem ich von Schoranur aus auf einem holperigen Ochsenkarren nach dem wunderbar gelegenen Wanyankulam fuhr. Den Rückweg nach Schoranur machten wir am folgenden Tag zu Fuß. Im weiten Hof eines Madschapalastes aus Ziegelsteinen und Lehm, neben dem wir vorbei kamen, wurde eben Morgenandacht gehalten. Acht Personen zogen in einer Prozession herum, umkreisten ein kleines Heiligtum und verschwanden dann für einige Augenblicke in einem Haus-templel, wo sie vermutlich Del über ein Götzenbild gegossen hatten.

In Schoranur verabschiedete ich mich von Rev. Phillips, dem ich auf der Rückreise in London noch einmal danken konnte für all' seine Liebenswürdigkeit, die allein es mir ermöglicht hatte, etwas von unseren Basler Missionsfeldern in Indien zu sehen.

15. Das Land Ophir und die nestorianischen Christen.

Bei den Missionaren in Südindien, Travankor, Cochin und dem Hinterland bis nach Madras gilt es als ausgemacht, daß sie im alten Ophir leben, wohin Salomo nach den biblischen Berichten (1. Kön. 9, 26—28; 10, 11 und 12; 2. Chron. 8, 17 und 18; 9, 10—11. 21) mit Unterstützung des Königs Hiram von Tyrus sogenannte Tarfisschiffe, d. h. große Ueberseesegler, vom Elamitischen Meerbusen im Roten Meer hat ausgehen lassen, die nach dreijähriger Abwesenheit aus dem Lande Ophir zurückzukehren pflegten mit den Produkten Gold, Silber, Elfenbein, einem fremdländischen Holz, Edelsteinen, Affen und Pfauen.

Meist wird das Land Ophir jedoch in Arabien oder Afrika gesucht.

Was den Pfau betrifft, so spielt er jedenfalls von altersher in Südindien, seiner ursprünglichen Heimat, eine große Rolle.

Marco Polo erzählt eine alte Legende, wonach der Apostel Thomas in Madras in einem Palmenhain von einem auf die Pfauenjagd gehenden Eingeborenen mit einem Pfeil tödlich getroffen worden sei, was jedenfalls auf das häufige Vorkommen des Pfau schon in alter Zeit in Südindien hinweist.

Das Bild des Pfauſ prangt an den Mauern der großen Schiwatempel und der alten nestorianischen Kirchen jener Gegenden sozusagen als das Wappentier des Landes. Pfauenzungen waren eine Lieblingsspeise römischer Schwelger schon zur Zeit der Republik. Und nachgewiesenermaßen standen die Römer von Kaiser Augustus an mit Südindien in direkten kommerziellen und politischen Beziehungen. Sie hatten dort sogar einen Gesandten in Madura, wo man jetzt noch römische Münzen findet.

Die Südwestküste Ostindiens war für Segelschiffe das gegebene Einfallstor für Indien, wurden sie doch durch die Monsunwinde von selbst dorthin getrieben. So begannen auch die sogenannten syrischen Christen ihre nestorianische Mission an jener Küste und auch Vasco de Gama mußte dort herum landen bei Coilandi, etwas nördlich von Calicut (vgl. S. 68). Auch jüdische Kaufleute hatten sich an jener Küste niedergelassen. In Cochín fand ich an einer und derselben Straße gleich zwei Synagogen, eine für weiße, die andere für schwarze Juden.

Jedenfalls waren jene Gegenden schon in uralten Zeiten ein Reise- und Handelsziel, das von Westen her durch die Monsunwinde leicht zu erreichen war, und wo bei einer Küstenschiffahrt die Felsenriffe der Adamsbrücke zwischen Südindien und Ceylon ein „Halt“ geboten.

Nachdem ich mich von Rev. Phillips am heiligen Abend in Schoranur verabschiedet hatte (vgl. S. 70), fuhr ich weiter südwärts und kam am Weihnachtstage kurz nach Mitternacht in Cochín an.

Auf den Tag waren es 400 Jahre, daß Vasco de Gama am 25. Dezember 1524 in Cochín gestorben war. Ich vermute, ich sei der einzige Mensch gewesen, der ausgerechnet in Cochín selbst dieses Todestages gedachte.

In der großen englischen Kirche mit vielen Grabdenkmälern aus der holländischen Zeit des Landes wohnte ich einem Gottesdienst nach anglikanischem Ritus bei.

Zwei Tage hernach genoß ich die reiche Gastfreundschaft in der Familie des Sekretärs der Christlichen Vereine Junger Männer, Herrn Dixon in Kottayam. Wir besuchten eine jahrhundertalte syrische Kirche, deren Ornamente hauptsächlich in Pfauen- und Elefantenbildern bestehen. Am Chorbogen ist über einem Seitenaltar ein uraltes Steinkreuz, wie sich ein ähnliches auch in der Thomaskirche in Madras findet, in die Mauer eingelassen. Im Schiff der Kirche ragen von beiden Seiten zwei lange, blau-

gefärbte hölzerne Arme ins Innere mit ausgestreckten Fingern. Auf meine Frage nach dem Sinn meinte der Küster, das bedeute wohl die Hand, die jene geisterhafte Schrift im Prunksaal Bel-sazars geschrieben hatte. Sicher eine falsche Deutung. Die Hände wiesen ja von den Wänden weg.

Von Süditalien her kennt man die aus der heidnischen Zeit stammende und dort noch überall übliche Abwehr gegen den „bösen Blick“ durch das Ausstrecken zweier Finger der rechten Hand, die sogenannte „jettatura“. So hatte man von einem der Schiffe des Caligula im Nemisee, die jetzt gehoben werden sollen, schon im Jahre 1895 eine Bronzeplatte, die das Ende eines Schiffsbalkens schmückte, herausgezogen, mit der Darstellung einer ausgestreckten Hand, offenbar eines Abwehrmittels gegen den bösen Blick. Das und nichts anderes müssen auch jene Arme mit den ausgestreckten Fingern in der nestorianischen Kirche von Kottayam bedeuten.

Die indischen Nestorianer sind wie die Italiener notorisch von dieser Angst vor dem bösen Blick besessen. Und die blaue Farbe dient bekanntlich auch in andern Ländern, z. B. auch im vorderen Orient, zur Bannung des bösen Blickes. Blaue Abwehrfinger, wenn auch nur aus Holz, müssen darum ein besonders wirksames Mittel gegen Verhexung sein (vgl. S. 55 Mitte).

In der Stadt Kottayam bemerkte ich an einem nestorianischen Haus mitten aus dem Dach eine große Puppe wie eine Vogelscheuche hervorragen. Das diene auch, wurde mir gesagt, zur Abwehr des bösen Blickes von der Tür und den Fenstern des Hauses!

Man versteht, weshalb das syrische Christentum so wenig Einfluß in Indien durch die Jahrhunderte hindurch hat ausüben können, wenn es solch heidnischem Aberglauben verfallen war. Und es muß schon früh innere Zugeständnisse an das Heidentum gemacht und so seinen Einfluß infolge Vertrocknung verloren haben. So geschieht es überall, wo eine Kirche nur oder hauptsächlich im Sandboden der Tradition gräbt, statt aus dem Lebenswasser der Heiligen Schrift zu schöpfen. Da hilft auch die Berufung auf apostolischen Ursprung nichts, auf den sich die syrischen Christen in Indien viel einbilden, da der Apostel Thomas als erster das Evangelium in Indien verkündet habe. Das kann ja gut sein, daß der Apostel das Evangelium irgendwo im vorderen Orient in die Heimat der syrischen Christen gebracht hat, aus deren Mitte dann später die ersten indischen Glaubensboten hervorgingen, aus welchem Zusammenhang dann wohl die ganze Legende der Reise des

Apostels selbst nach Indien entstanden sein mag. In Madras besuchte ich die angebliche Stätte, wo er seinen Tod gefunden haben soll.

Man unterscheidet jetzt drei Gruppen nestorianischer Christen in Südinien: diejenigen alter Observanz mit uraltem Ritus, die römisch-katholischen und die evangelischen.

Beim Bischof der letzteren fuhr ich mit dem E. W. J. M.-Sekretär Hatch und seiner Frau, die die Weihnachtstage in Rotterdam zugebracht hatten, auf der Heimreise nach Trivandrum vor. Er nennt sich „The most Rev. Titus Mar Thomas“ und hält sich natürlich für einen Nachfolger des Apostels Thomas. Er steht jener hunderttausend Seelen zählenden Kirche vor, deren Mission wir seinerzeit Nord-Kanara mit Gokarna, dem Lieblingspredigtort von Missionar Hebig, übergeben hatten.

Der Kirchenfürst bezeugte große Freude über den unerwarteten Besuch und zog sofort sein feierlichstes Amtsgewand an, einen kirschroten Mantel, setzte die reichverzierte Mitra aufs Haupt und nahm den Bischofsstab in die Hand. So ließ er sich von mir photographieren. Für den Fall des Mißlingens des Konterfeis schenkte er jedem von uns dreien noch das Bild seiner Priestergestalt in Farben (vgl. Bildertafel 2, Bild 3). Er ist ein lieber, rührend naiver Mann.

In Quilon besuchten wir den Leseraum des ganz selbständigen Christlichen Vereins Junger Männer, den die indischen Jünglinge auf eigene Kosten gemietet und mit allerhand guten Blättern ausgestattet haben, hauptsächlich um ihren noch heidnischen Altersgenossen die Möglichkeit gediegener Lektüre zu verschaffen. Gerettetsein schafft Rettensinn. Jugendllicher Tatendrang und junges Christentum mit dem Feuer der ersten Liebe zu Christus vereinigten sich hier zu frisch-fromm-freier Initiative! Macht's nach ihr jungen Leute in der alten Christenheit!

Bei einer Benzinstation im Tinneweli-Gebiet, wo das Verkehrsauto Halt machte, stand ein kleiner Tempel, dessen zahlreiche alte tönerner Götzenbilder durch buntbemalte neue ersetzt wurden. Die darangierten standen in Reih' und Glied unter den Bäumen vor dem Tempel. Ich besichtigte sie alle genau, die alten und die neuen. Unter den alten, zum Teil in Trümmer liegenden, gefiel mir ein ganz kleines mit abnehmbarem Kopf. Ich hob es auf und zeigte es den Autoinsassen, lauter Indern. Unter allgemeinem Beifall-Lachen steckte ich es in meine Tasche. Das Mitnehmen war damit sanktioniert. Großen Respekt scheint man

dort solchen Figuren nicht mehr entgegenzubringen, wenn auch die Priester aus Selbsterhaltungstrieb ihre Tempel modernisieren und mit neuen Figuren füllen lassen.

Ich war also im Lande Tinnewel, worüber mir ein kleiner Fünfrappentraktat erinnerlich ist, den ich als Kind las. Ein Bild darin zeigte die Bewohner auf Bäumen, wo sie damals noch aus gegenseitiger Furcht vor einander wohnten. Jetzt zählt kein Landstrich in Indien so viele Christen wie diese Gegend.

In Trivandrum hatte ich an einem einzigen Sonntag Vormittag die Gottesdienste sechs verschiedener Kirchen besucht. Daß an den Landstraßen trotzdem noch fast unter jedem Baum ein Idol steht, beweist nur den „religiösen“ Sinn der Bewohner, die darum auch besonders empfänglich fürs Evangelium sind.

Wegen der Weihnachtsferien waren die stattlichen Schulen der Leipziger Mission in Nagerkoil und die der englischen Gesellschaften in Palamcotta geschlossen, aber ihre ausgedehnten Gebäulichkeiten ließen auf eine intensive Schularbeit schließen.

Auf einem Felsen von Kap Komorin, der äußersten Südspitze Indiens, dachte ich an das letzte Wort des Herrn an seine Jünger: „Ihr werdet meine Zeugen sein bis ans Ende der Erde.“ Auch die Hochtäler Tibets, die hintersten Räubergebirge Chinas, die Urwälder Borneos und die fernen Inseln alle, sie sind alles „Enden der Erde“, und überallhin ist schon das Zeugnis vom auferstandenen Herrn gedrungen.

Wir können ruhig und getrost sein; wie bisher wird auch in Zukunft die Entwicklung des Reiches Gottes so verlaufen, wie sie der Herr vorausgesagt hat. Frei von oberflächlichem Optimismus, der keine dämonischen Widersprüche sehen will und eben so fern von trübem Pessimismus, der den nahen Anbruch und die Vollendung des Gottesreiches nicht glauben kann, sehen die Jünger Jesu nach des Meisters Worten orientiert zwar einen fortwährenden Kampf mit den Mächten der Finsternis voraus, aber mit dem endlichen Sieg des Reiches Gottes.

Dort in Matthäus 24 bei dem Herrenwort: „Siehe, ich habe es euch gesagt!“ liegt die Orientierungstafel der Reichsgottesgeschichte bis zur Vollendung.

16. Das große Schiwafest in Tiruwanamalai.

Dänische Missionare in Bangalore hatten mich auf das große mehrtägige Schiwafest in Tiruwanamalai in Südindien aufmerksam gemacht, das alle Jahre anfangs Dezember dort abgehalten wird und mit dem siebenten und letzten Tage seinen Höhepunkt erreicht.

Ueber 50 000 Pilger waren am Vormittag jenes Tages an der Bahnstation der Stadt angekommen und ebensoviele hatten sich schon vorher eingestellt. Viele kamen aus weiter Ferne zu Fuß oder per Auto hergereist. Auf den breiten Straßen des Wallfahrtsortes, in den weiten Höfen und Hallen des ungeheuren Tempels mit seinen turmhohen Toren, und auf den Landstraßen am Fuß des ziemlich hohen Bergkegels, der die Stadt überragt, flutete die Menge der Pilger, Männer, Frauen und Kinder, die Männer ihre oft recht ermüdeten Kinder sorgfältig auf den Armen oder auf dem Rücken tragend.

In den heiligen Wassern eines weiten Tempelteiches suchten Unzählige eine reinigende Wirkung für ihre Seele, während un-mittelbar daneben ein großer Viehmarkt abgehalten wurde.

Zur Vorbereitung eines Festmahles verführten andere in der Halle eines geräumigen Hauses einen namenlosen Spektakel. Es galt, allfällige böse Geister zu verscheuchen, die die Festfreude hätten stören können.

Das erinnerte mich an die alten Germanen, die vor ihren Methgelagen „im dröhnenden Trinksaal“ ihre Trinkhörner gegeneinander schlugen, um durch den Lärm die bösen Geister zu verscheuchen, besonders den Grindel, einen dämonischen Kater, und seine Mutter, wie man im angelsächsischen Heldengedicht „Beowulf“ lesen kann.

Stammt dorthier vielleicht die für uns jetzt völlig sinnlose Sitte des Gläseranstoßens bei Gastmählern, ein ursprüngliches Aneinanderschlagen von Methhörnern? Ein Nest von Teufelsbeschwörung?

Und sollten sogar schon unsere Altvordern mit wunderbar richtigem Instinkt den Biergeist für einen wirklichen Teufel gehalten haben, den sie zum voraus zu beschwören suchten, damit er ihnen die Festfreude nicht verderbe durch Benebelung der Sinne und nachherigen Katzenjammer, verursacht durch den Teufelskater Grindel? Doch das nur nebenbei.

Gegen Abend durfte ich mit einigen Missionaren unter Erlaubnis zweier Polizeiinspektoren, eines englischen und eines indischen, das Tempelgebiet betreten. In den äußeren Höfen wurden reichgeschmückte Elefanten durch die dichte Menge geleitet. Der innerste Hof war schon überfüllt mit stillen Andächtigen, die mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden saßen. Nur mühsam gelang es uns, zwischen ihnen hindurch auf das Dach einer der rings herumführenden Hallen zu steigen. Es war jedenfalls ein ungewohntes Gefühl für die erstaunt zu uns aufschauenden Hindu, mit Christenschuhen aus heiliger Ruhhaut in einem Tempel auf die Füße getreten zu werden. Aber die Leute saßen so dicht, daß wir kaum zu Boden kamen mit unsern Füßen und wohl oder übel hie und da auf die Zehen der Pilger treten mußten.

Lautlos erwarteten die Zehntausende innerhalb und außerhalb des Tempels den Augenblick des Aufleuchtens des Abendsterns bald nach Sonnenuntergang.

Kaum war das Gestirn von der Spitze des Berges aus erspäht worden, so schoß dort oben eine helle Flamme in die Höhe. In einem großen Behälter voll Kokosnußöl war sie schon vorher angezündet, aber noch mit nassen Tüchern verdeckt worden. Diese wurden nun mit einem Mal weggezogen, und das Zeichen zum Höhepunkt des ganzen Festes war gegeben. In einem Augenblick sprang jetzt die bis dahin ruhig und still wartende Menge in die Höhe, aus hunderttausendfachem Munde wie wahnsinnig rufend und schreiend: „Schüwa, Schüwa, erhöre uns!“ Dabei streckten alle die Arme gegen das in der Luftlinie mehrere Kilometer entfernte Feuer auf dem Berge aus, wie wenn sie den Segen jener Flamme einfangen wollten, hernach mit der Hand ihr Gesicht bestreichend (vgl. S. 42 oben). Wir fühlten uns auf den Karmel unter die Baalpriester versetzt, und es klang uns wie: „Baal, Baal, erhöre uns!“

Und nun der Blick in den Tempelhof! Wie hatte sich das Bild verändert!

Statt der ruhig und schweigsam dasitzenden Menge eine wildbewegte, brüllende und tobende Menschenmasse. Ein riesiger, überlebensgroßer, silberner — natürlich hohler — Stier mit dem Bild des Schüwa auf dem Rücken wurde unter ohrenbetäubendem Jubel herumgetragen. Kaum vermochten die Träger sich durch die Menge zu winden, so drängten von allen Seiten die Anbeter heran, um das Götterbild anzurühren mit dem Ruf: „Schüwa, Schüwa, Schüwa, erhöre uns!“ Erlebten wir nicht Ähnliches

wie Mose, als er beim Abstieg vom Sinai die Anbetung des goldenen Kalbes sah?

Magisch, geradezu zauberhaft, war die nun allerdings sehr moderne Beleuchtung. Helles weißes Äthylenlicht, rote und grüne bengalische Flammen ließen von allen Seiten her den silbernen Stier in wunderbarem Farbenspiel erglänzen. Noch zwei andere silberne Riesengestalten, die eine das Tier der Weisheit, eine Matte darstellend, wogten auf den Schultern der Träger durch die Menge.

Vorn im Hofe, gegen das Allerheiligste, loderte in breiter Metallpfanne auf hohem Fuß auch noch ein hellrotes Kokosnußfeuer, einer mächtigen Fackel gleichend. Kleine Päckchen von Kokosnußfett, womit die Pilger es bombardierten, führten ihm immer neue Nahrung, viel zu reichlich, zu. Das brennende Del quoll über und ergoß sich wie ein glühender Lavaström mitten unter die Menge. Diese wich einen Augenblick zurück, um sich im nächsten auf das heilige Feuer am Boden zu stürzen, mit den Händen hindurchfahrend und dann den Segen sich an die Wangen streichend.

Auf den Mauern des weitläufigen Tempels mit seinen vier gewaltigen Türmen sitzen tausend steinerne Stierbilder, alle ganz gleich. Die tausendfache Wiederholung ein und desselben Symbols gibt einen ganz gewaltigen Akzent. Die Stiere sahen gleichsam mit Wohlgefallen auf das Getriebe hinunter. Als sie bei der rasch eintretenden tropischen Nacht dem Auge bald entschwanden, aber immer noch Böllerschüsse mit starker Rauchentwicklung rings um den Tempel losgelassen wurden erschienen die Stiere jedesmal geisterhaft als schwarze Silhouetten, wenn hinter ihnen die weißen Rauchsäulen des Pulvers in mächtigen Wolken aufstiegen, und versanken in wenigen Sekunden wieder im Dunkel, um im nächsten Augenblick schon wieder da zu sein, wie allgegenwärtige, immer aufs neue aus dem Unsichtbaren hervortretende Trabanten oder Personifikationen des großen Gottes Schiwa.

Ein nur mit einem Lendentuch bekleideter, aber mit schwerer goldener Halskette geschmückter Hindu erklärte einem dänischen Missionar, er sei 20 Kilometer weit in seinem eigenen Auto gefahren, um dem Feste beizuwohnen, zumal er zur Restaurierung des Tempels 100 000 Rupies gestiftet habe, also etwa 190 000 Fr.

Je mehr die alten Götter gefährdet sind, desto lauter ruft man heute wie vor Alters, indem man die Altäre neu schmückt und die zerfallenden Tempel ausbessert: „Groß ist die Diana der Epheser!“ (vgl. S. 18 Mitte).

Beim Blick auf das immer noch lichterloh brennende Feuer auf der Bergesspitze bemerkte einige Stunden später ein Brahmane während der Abfahrt im Eisenbahnzug lachend zu mir gewandt: „Nicht wahr, wir Hindu sind immer noch Feueranbeter?“

Und nun, die Betrachtung liegt ja nahe, wenn diese Pilger in die andere Welt eintreten, wer wird ihnen da begegnen? Ihren Schiwa werden sie vergeblich suchen. Aber wird nicht Der vor ihnen stehen, der gesagt hat: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“ Schon durch den alttestamentlichen Propheten (Jesaja 65, 1) hat ja Gott verheißen, er werde zu denen, die nicht sein Volk sind, sagen: „Hier bin ich! Hier bin ich!“

Und da sollen wir noch Mission treiben mit all ihren Mühen und Nöten, wenn doch schließlich alle Heiden zu Gott kommen? Darauf wäre mit der Gegenfrage zu antworten: Wozu eine Pflege der Kranken, da sie ja doch einmal alle durch den Tod von ihrem Leiden erlöst werden? Spräche einer so, man würde ihn für geisteskrank halten. Aber was ist schwerer zu tragen, leibliche Not oder seelische Qual? Ich denke die letztere. Und sie ist das Leiden solcher suchender, rufender und flehender Heiden! Und wie wir ihnen selbstverständlich leibliche Hilfe in ihren vielen Krankheitsnöten bringen, so suchen wir ihnen in erster Linie das Schreien ihrer Seele nach Trost und Frieden durch die Botschaft von Christus zu beantworten.

Was tönt wohl vor Gott schöner, der Gesang einer christlichen Gemeinde in der alten Christenheit, die ihre Missionspflicht nicht erkennt, oder ein Heidenlärm, wie das Schiwaschreien in Tiruwanamalai? Kaum so wie dort beim Feuer, Rauch und Getöse jenes Schiwafestes klang mir das Wort Christi nach: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen!“

Die Mission war an jenem Tage nicht untätig gewesen. Ein ganzes Lehrerseminar einer entfernten Stadt war aufgebeten worden. Die jungen Leute, alle in Pfadfinderuniform, wurden nicht müde in Straßenpredigt und im Verteilen christlicher Schriften.

17. Historische Stätten.

1. Trankebar.

Am berühmten Strand der ehemaligen dänischen Kolonie Trankebar erhebt sich breit und stark das Denkmal an die Landung der ersten evangelischen Missionare in Indien am 10. Juli 1706, vormittags 10 Uhr: Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau, beide Schüler August Hermann Franckes, des Gründers der Dänisch-Halleschen Mission, aus der dann der große indische Missionar Ehr. Friedrich Schwarz hervorging (s. Bildertafel 12, Bild 3).

Jetzt ist Trankebar ein stiller Ort, weitab vom Bahnverkehr gelegen, mit schon längst versandetem Hafen. Das alte dänische Fort ist noch erhalten, aber die übrigen Steinbauten der Dänen stehen meist nur noch als malerische Ruinen da. In den ausgestorbenen Gassen traf ich kaum einen Menschen an, den ich nach dem Seminar der Leipziger Mission, bekanntlich der Nachfolgerin der Dänisch-Halleschen Mission, und nach der Missionsdruckerei fragen konnte. Damals war die Schwedische Kirchenmission auf dem Plage, um die Arbeit der Leipziger provisorisch weiter zu führen. Während ich photographierte, kamen einige der Seminaristen auf mich zu, die ersten Menschen, mit denen ich dort sprechen konnte. Sie führten mich in die Knabenanstalt, wo eine Schar fröhlich lachender Buben mich begrüßte.

In der Druckerei erklärte der deutsch redende Leiter zu meiner Ueberraschung, daß er meinen Familiennamen kenne, denn er sei vor Jahrzehnten einmal Patient im Bürgerspital zu Basel gewesen und erinnere sich dankbar an die Besuche meines seligen Vaters, der beinahe 40 Jahre lang Seelsorger an diesem Krankenhause war.

In der nächsten Nähe von Trankebar sieht's noch recht heidnisch aus. In den Dörfern, durch die ich fuhr, sah ich Gruppen von kleinen tönernen Pferden, die den guten Geistern dienen sollen, wenn sie nachts als Schutzwächter das Dorf umreiten.

Wenn rings in Trankebar, von wo die Evangelische Mission in Indien ausging, das alte Heidentum noch in voller Blüte steht, wie auch anderswo da, wo schon vor hundert und mehr Jahren mit der Mission begonnen wurde, so könnte ein oberflächliches Urteil etwa lauten: „Wie wenig ist doch in diesen vielen Jahrzehnten erreicht worden!“ Und doch ist der Name Jesu schon in ganz Indien bekannt.

Ein Feuer überspringt oft die allernächste Umgebung und steckt doch in weitem Umkreis alles in Brand!

2. Serampur.

Als dritter im Bunde bedeutender Schuster, die zum Glück nicht bei ihrem Leisten blieben, steht neben Hans Sachs und Jakob Böhme der ehemalige Flickschuhmacher William Carey, der große Bahnbrecher der Evangelischen Mission in England, einer der größten Missionare aller Zeiten. Mit dem Worte: „Erwartet Großes von Gott und unternimmt Großes für Gott!“ gab er bekanntlich den Ausschlag zur Gründung der bedeutenden Englischen Baptisten-Mission.

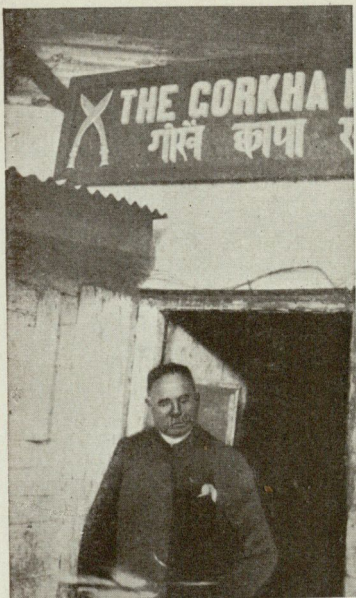
Dort in Serampur, etwas nördlich von Calcutta, im paradiesischen Palmenhain an den Ufern des mächtigen Hugli-Flusses errichtete er im Jahre 1800 jenes berühmte Seminar zur Heranbildung eingeborener Prediger. Das Gebäude gehört zu den ältesten dieser Art auf dem Missionsfeld, ist aber seiner ganzen Anlage nach wohl eines der großzügigsten, ganz dem Charakter seines Gründers entsprechend.

Im Erdgeschoß eine wunderbar eingerichtete Bibliothek mit Studienräumen. Über eine breite Doppelstreppe gelangt man in den weiten, luftigen Versammlungs-saal zwischen hohen, hellen Lehrsälen, alles genial und praktisch zugleich, wie Carey es selbst war.

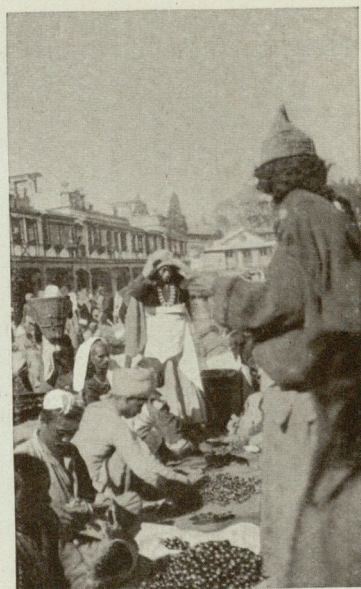
In der Bibliothek zeigte man mir Carey's vierzig verschiedene Übersetzungen des Neuen Testaments in die Dialekte Bengalens, und sein großes, prachtvoll geschriebenes Wörterbuch für die Hauptsprache, eine wissenschaftliche Fundgrube, ein kalligraphisches Meisterwerk.

„Wir steigen in die Grube hinab, haltet ihr das Seil!“ hatte Carey bei seinem Auszug in die damals noch unbekannte Missionswelt der heimatischen Gemeinde zugerufen, um sie zur Fürbitte zu ermahnen. Und diese war nicht vergeblich gewesen. Es war wenigen Missionaren so großer Erfolg beschieden, wie Carey, der auch jetzt noch direkt nachweisbar in seinen Unternehmungen fortwirkt.

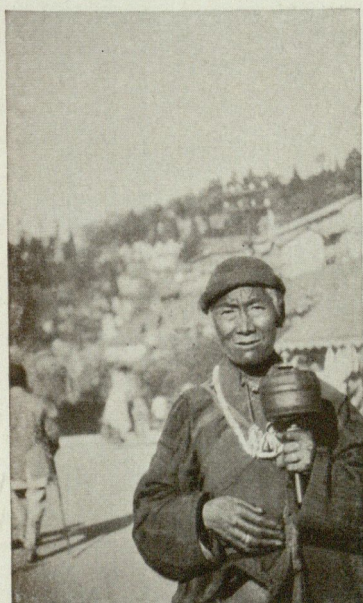
Als ich von seiner Grabstätte in Serampur nach Calcutta zurückgekehrt war, standen am Bahnhof eine lange Reihe roter Automobile, die alle die eben erschienene Nummer des „Statesman“ an die Bahn brachten, eines der gelesensten und gediegensten großen Tagesblätter Indiens in christlichem Geiste geschrieben,



1. Eingeborener Pfarrer in Darjiling vor der kleinen Druckerei, worin die von ihm übersetzte Bibel in die Sprache eines Bergstammes gedruckt wurde. Aufnahme vom 18. November 1924 (f. S. 61).



2. Bazarbild aus Darjiling Sonntag, 16. November 1924 (f. S. 60).



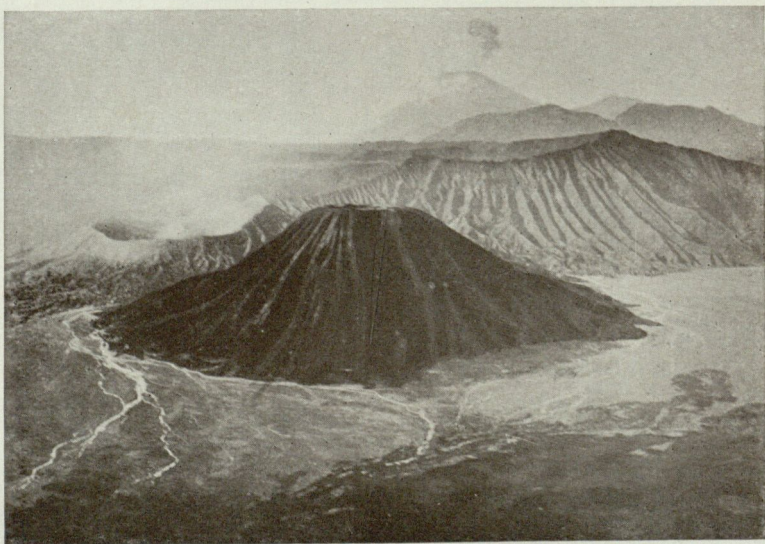
3. Die Gebetmühle drehender buddhistischer Mönch in Guhm bei Darjiling, 18. November 1924



4. Oberlama zu Pferd, reitet von Bothia Basti nach Darjiling zum Empfang eines aus Lhasa zurückkehrenden englischen Beamten. 18. Nov. 1924 (f. S. 60).



1. Der Kintschindschinga in Morgenbeleuchtung
von Darjiling aus. Der zweit- oder dritthöchste Berg der Erde, 8600 m hoch
(f. S. 59 und 85).



2. Das größte Vulkansystem der Erde
um den Emeru (3676 m hoch) herum, der im Hintergrund raucht. Links erhebt sich aus
dem ebenen Kraterboden des Penandjaan der auch immer noch tätige Vulkan Bromo mit
weitem offenem Krater (f. Bildertafel 9, 2 und S. 119).

und auf dessen Stimme man hört. Es ist hervorgegangen aus einem kleinen erbaulichen Blättchen Carey's, das etwa das Format des Basler Kollektenblattes gehabt haben mochte.

Carey hat mit Recht Großes von Gott erwartet. Er hat auch Großes für ihn tun dürfen, und seine Werke folgen ihm nach!

3. Tritschinopoli und Landschur.

Auf dem Wege zum ausgedehntesten Tempel Indiens in Sri Rangam bei Tritschinopoli steht links eine kleine Kirche, die „Christ Church“, die erste englische Kirche Indiens, erbaut in den Jahren 1765 und 1766 von Chr. Friedrich Schwarz, der aus dem Dienst der Dänisch-Halleschen Mission in den der „Englischen Gesellschaft zur Ausbreitung der christlichen Erkenntnis“ übergetreten war, und deren Arbeit später von der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ fortgeführt wurde. Eine Inschrift an der Kirche erinnert an den großen Missionar.

Er starb in Landschur, wo in der 1778—79 gebauten „Schwarzkirche“ eine schöne weiße Marmorgruppe an seinen Tod erinnert. Zur Linken seines Sterbebettes steht der Radscha Serfodschi, der sein Schüler gewesen war, mit zwei Dienern, zur Rechten Missionar Kohlmer und zu den Füßen des Sterbenden vier junge Leute. Die Inschrift, die ihm sein königlicher Schüler gesetzt hatte, lautet in deutscher Uebersetzung:

„Fest warst du, weise, demütig;
Redlich, rein, unverstellt, gütig;
Vater der Waisen, der Witwen Stütze;
Tröster in jeglicher Trübsalsstizze;
Denen in Finsternis Helfer zur Klarheit;
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit;
Segen den Fürsten, den Völkern und mir,
Daß ich, mein Vater, nachwandle dir,
Wünschet und bittet dein Serfodschi hier.“

In dem kleinen Hause unmittelbar neben der Kirche, mit nur einigen winzigen Räumen zu ebener Erde, einer Behausung primitivster Art, dort wohnte der Mann, der im königlichen Palast zu Landschur als Hausfreund aus- und einging und von auswärtigen Radschas, Hindu wie Muhammedanern, zum Vermittler bei ihren politischen Verhandlungen mit der Britischen Regierung gebeten wurde.

4. Madras.

In der St. Georgs-Kathedrale von Madras gelang es mir, von der Kanzel aus das schöne Denkmal für den anglikanischen missionsfreundlichen Bischof Heber zu photographieren (s. Bildertafel 12, Bild 2), den Dichter des berühmten Missionsliedes: „From Greenland's icy mountains“, das von Christian Gottlob Barth ins Deutsche übersetzt wurde: „Von Grönlands eis'gen Zinken“.

Hebers Diözese erstreckte sich über ganz Ostindien bis nach China und Neu-Südwales. Als Vizepräsident der königlichen Gesellschaft von Großbritannien und Irland gab er ihr deren schönes Symbol: ein Banianenbaum mit dem Spruche: „Quot rami tot arbores!“ So viele Bäume als Zweige!

Eine seiner letzten Amtshandlungen war die Taufe des Tamulens Christian David, eines Jünglings von Missionar Schwarz, auf einer Visitationsreise.

Wie schon zehn Jahre vor ihm die Neubelebung der alten orientalischen Kirchen ein Hauptanliegen des Basler Missionars Christoph Burckhardt, des Sohnes eines der Gründer der Christentumsgesellschaft gewesen war, so hatte auch Heber dieses Ziel vor Augen. Aber wie jener wurde auch er früh abgerufen. Immerhin „konnte er wenigstens auf das, was er nicht selber auszuführen vermochte, andere aufmerksam machen, daß sie es weiter bedenken und vollführen möchten“.

18. Christus, das Tagesgespräch in Indien.

Kurz nach der Rückkehr von meiner Reise erschien ein Buch des amerikanischen Missionars Dr. Stanley Jones unter dem Titel „The Christ of the Indian Road“, den man in freier Übersetzung, unserm Sprachgebrauch entsprechend, etwa wiedergeben könnte mit den Worten: „Christus, das Tagesgespräch in Indien“, seither ins Deutsche übersetzt von Paul Gäbler unter dem Titel: „Der Christus der indischen Landstraße“ (vgl. S. 16).

Der Verfasser hat seine letzten Beobachtungen gemacht noch während ich selbst in Indien war. Sie stimmen genau mit dem überein, was ich draußen erlebte.

Das Buch führt den Nachweis, wie besonders unter den gebildeten Klassen Indiens in den letzten Jahren ein völliger Umschwung in ihrer Stellung zu Christus stattgefunden hat, wie das

auch alle Missionare mir draußen bezeugten, die die Umwälzung im indischen Denken in den letzten Jahrzehnten aus eigener Erfahrung beobachten konnten.

Man darf wohl geradezu von einer Bewegung reden, die aber zum großen Teil ganz außerhalb der Missionskirchen ihren Weg geht als sauerartige Durchdringen weiter Volksmassen in Indien mit dem Geist des Evangeliums.

Bei Hindu und Muhammedanern wird als höchstes Lob des Charakters eines Menschen die Bezeichnung „jesusähnlich“ — (jesuslike) gebraucht, und als Inbegriff des Christentums gilt nicht eine bestimmte dogmatische Kirchenlehre, sondern die Person Christi selbst.

Dies bestätigte auch der im Frühjahr 1928 aus Indien kommende Missionar M. R. Ahrens auf seiner Durchreise durch Basel. Das Wort „christlich“ sei bereits in den Sprachgebrauch der Inder, ob Christen, Hindu oder Muhammedaner, übergegangen und diene als Maßstab zur Beurteilung einer Handlung.

Eine gute Handlung nenne man allgemein eine „christliche“, eine schlechte dagegen eine „unchristliche“. Das weise darauf hin, wie tief schon die indische Volksseele vom Geist des Evangeliums sauerartig durchdrungen sei. Zum größten Teil werde das wohl den Missionschulen zu verdanken sein.

„Bitte, helfen Sie uns“, sagten mir manchmal englische Missionsleute in Indien, „daß in der Heimat eine richtige Beurteilung unserer Arbeit aufkommt. Es wäre unrichtig, den Erfolg der Arbeit eines Missionars lediglich nach den Zahlen der von ihm Getauften beurteilen zu wollen. Es gehen durch die Missionschulen, auch wenn lange nicht alle Schüler sich taufen lassen, unendlich viele christliche Gedanken und Ideen ins Volk über, ohne daß wir sagen könnten, wo und wie es geschah. Aber der Erfolg ist da. In den letzten 30—50 Jahren haben sich alle Verhältnisse in Indien völlig geändert. Das ganze Denken und Fühlen der Leute ist dem christlichen näher gekommen im Vergleich zu früher. Es gibt nur noch verhältnismäßig wenige Inder, die nichts vom Evangelium gehört haben.“

So haben manche Missionsleute draußen zu mir gesprochen. Man denke auch nur an die unzähligen Missionschulen mit ihren Hunderttausenden von Schülern. „Semper aliquid haeret“, es bleibt immer etwas hängen. Durch ganz Indien hin, auf allen Eisenbahnen trifft man ehemalige Missionschüler. Es ist ja auch nicht anders möglich. Sind auch lange nicht alle getaufte Christen,

so wissen sie doch, um was es sich im Evangelium handelt. Und das ist schon viel wert.

Manchmal ist die Verehrung für Christus noch unklar und noch nicht losgelöst von den alten Vorstellungen. Selbst nicht bei einem Manne wie Gandhi, der ja einstweilen noch zugleich ein Jünger Jesu, Muhammeds, Buddhas und Krischnas sein will. Und doch wird gerade auch von ihm ein wahrhaft christlicher Einfluß ausgeübt, obschon er dann wieder gelegentlich die hinduistische Schrift Bhagavadgita empfiehlt (vgl. Abschnitt 2).

Viele Inder berühren gewissermaßen erst den Saum des Gewandes Jesu. Aber auch von solchen gilt das Wort des Herrn: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“

So hatte ich eines Morgens früh in der Eisenbahn ein wunderschönes Erlebnis mit einem Parsen (vgl. S. 19). Er saß mir gegenüber und sang ein Lied, das ähnlich wie ein Choral klang. „Sie sind kein Hindu?“ fragte ich. „Nein, ein Parse und habe eben meine Morgenandacht gehalten. Übrigens erinnern Sie sich daran, daß wir Perser noch vor Euch Christus angebetet haben. Wir waren nach den Hirten die ersten in Bethlehem, denn die Weisen aus dem Morgenland waren doch Perser, unsere Vorfahren, gewesen! Schon Zoroaster hatte auf Christus hingewiesen, während Muhammed als Reformator des zu seiner Zeit entarteten Christentums, rückwärts auf Christus als einen Propheten wies.“ „Welchen unter diesen Propheten, Christus, Zoroaster oder Muhammed halten Sie für den Größten?“ fragte ich. „Ich müßte fürchten, mich einer Gotteslästerung schuldig zu machen, wenn ich ein Urteil fällen würde“, gab er zurück, „da ich ja nicht wissen kann, welcher vor Gott als der Größte gilt. Jedenfalls haben wir jetzt in unserer zerfahrenen Zeit wieder einen neuen Propheten nötig“. „Den haben wir schon. Christus ist nicht tot. Er lebt und ist mitten unter uns gegenwärtig und wird vielleicht bald wieder sichtbar hervortreten!“

Und jener Mäcen des Museums in Mudra (vgl. S. 41), der mir den Zutritt zu jener Flusgottbeschwörung verschafft hatte, sagte mir des andern Tages beim Abschied, nachdem er mich in sein Landhaus geführt hatte: „Unser Herr Jesus Christus segne Sie!“

Beim Betreten seines Grundstückes hatte er mit feierlicher Miene erklärt: „Dies ist der Geburtsplatz unseres Herrn Krischna.“ Ich war also gewissermaßen im hinduistischen Bethlehem gewesen. Er sprach dann ausschließlich über religiöse Fragen. Auch

er sei ein Jünger Jesu, wenn auch ein ungetaufter. Er könnte sich ja auch in einer bestimmten Kirche taufen lassen, aber nun gebe es ja deren eine Unmenge. Schließe er sich der einen an, so komme er in Gegensatz zu einer andern. Das wolle er vermeiden. Darum folge er nur Christus nach und bleibe ein ungetaufter, außerkirchlicher, unmittelbarer Jünger des Herrn. Er glaube an das Christentum, aber nicht an das „Kirchentum“.

Diese ganze Bewegung zu Christus hin weist trotz allen kirchlichen Verschiedenheiten auf eine lange treue Arbeit der Missionare hin, die in der Stille den Samen ausgesät haben, der jetzt zur Ernte reift.

Diejenigen Inder, die das Evangelium kennen gelernt haben, werden nicht mehr irre an Christus, trotz der Menge der Kirchen oder gar deren Uneinigkeit. Auch wissen solche zu unterscheiden zwischen Sein und Schein, und es macht ihnen die sogenannte Christenheit keinen großen Eindruck mehr.

Daß das kommende Christentum in Indien indischen Charakter tragen wird, ist nicht als Entartung, sondern als Bereicherung des Gesamtchristentums aufzufassen, als eine neue Strahlenbrechung des einen göttlichen Lichtes, das in Christus erschienen ist. Wir erleben in Indien eine neue Auffassung der alten Wahrheit. Sie wird sich auch neue Formen schaffen. Es geht dort einem neuen Geistesfrühling entgegen, der neue Sprossen und Blüten treiben wird. In der Botschaft eines Sadhu Sundar Singh erleben wir schon die ersten Anfänge davon (vgl. Abschnitt 4).

Auf den Tigerhills ob Darjiling erwartete ich am 15. November 1924 von morgens 5 Uhr an bei hellem Vollmondschein den Sonnenaufgang. Gespensterhaft weiß schaute der zweithöchste Berg der Erde, der Kintschindschinga, nur etwa 300 Meter niedriger als der von dort aus in der Ferne auch noch ein wenig sichtbare Mount Everest, fast 8600 Meter tief in das Land hinab. Allmählich stieg die Morgenröte empor, mehr und mehr erglühete des Berges östliche Hälfte, während trotz allen Anstrengungen des Mondes dessen Silberlicht zu erblaffen begann, und die nach Westen geneigten Firnen sich zuerst mit leichten, dann immer stärkeren Schatten bedeckten, während die östliche Gebirgshälfte heller und immer heller aufleuchtete, bis sie auf einmal im Glanz der aufgehenden Sonne im goldenen Lichte erstrahlte (s. Bildertafel 11, Bild 1).

Es war gewesen, wie wenn sich der ganze Kintschindschinga vom Monde ab und der Sonne zugewendet hätte.

Ist das nicht ein Bild des heutigen Indiens, das sich von den falschen Göttern wendet und Christo zukehrt?
Der Kintschindschinga wendet sich der Sonne zu!

Verschiedenes.

19. Y. M. C. A.

Auch der dümmste Kuli weiß in der englisch sprechenden Welt, selbst in der größten Weltstadt, wo die „Wai-em-sie-eh“ ist, das heißt: der „Christliche Verein Junger Männer“, englisch „Young Men's Christian Association“, abgekürzt Y. M. C. A., ausgesprochen wie oben. Diese vier Buchstaben in englischer Aussprache bilden sozusagen nur ein Wort, fast nur einen Laut, und werden ausschließlich zur Bezeichnung der genannten großen internationalen Vereinigung gebraucht, so ausschließlich, daß mir ein in Amerika ausgebildeter, englisch sprechender chinesischer Sekretär dieses Vereins in Hankau erklärte, als ich ihn nach dem Haus der „Young Men's Christian Association“ fragte, er wisse nicht, was ich meine. „Aber Sie sind doch selbst Sekretär des Y. M. C. A.“ O ja, natürlich, der Y. M. C. A., aber was das andere sei, wisse er nicht! Nun, es war vielleicht auch nicht der Hellste, aber bezeichnend ist es doch für die Bedeutung des geschriebenen und gesprochenen Y. M. C. A.

Diese vier Buchstaben sind der Schlüssel für jeden, der eine Missionsreise machen will. Denn wie soll er in einer fremden Stadt Ostasiens ohne Adressbuch die oft sehr weit in den Vorstädten draußen liegenden Missionsstationen finden, auch ohne Stadtplan und ohne Kenntnis der Landessprache? Aber mit Y. M. C. A. kommt er schon vom Bahnhof an überall durch. Und wo gar niemand englisch verstehen sollte, wie dort im Innern Chinas bei der Ankunft in Tschangsha, so hilft auch da der Name für „Christlicher Verein Junger Männer“ in der Landessprache, auch wenn man nur die entsprechenden Worte kennt, weiter (vgl. S. 170).

Und wenn ich dann in ein Zentralhaus der Y. M. C. A. eintrete, sei es in Colombo, Singapore, Schanghai, Tokio oder Honolulu, so werde ich von freundlichen Sekretären begrüßt und beraten. Es wird mir eine Skizze über die Lage der Missionshäuser entworfen, und in kürzester Frist bin ich über alle Missions-

anstalten der Stadt orientiert und kann nach Belieben, vielleicht sogar ohne Begleitung, meine Besuche machen.

Am praktischsten sind die amerikanischen Y. M. C. A.-Häuser eingerichtet, nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch im fernen Orient. Durch eine breite Freitreppe gelangt man in eine geräumige Halle mit den offenen Bureaux der Sekretäre, die sofort zu jeder Auskunft bereit sind. Wie leicht wird es da einem heimatlosen, ortsunkundigen jungen Mann gemacht, sofort Weisung und Führung zu bekommen!

Links und rechts in den vorspringenden, die Freitreppe einrahmenden Teilen des Hochparterres, noch zur offenen Empfangshalle gehörend, ladet ein bequemer reichhaltiger Lesesaal und ein Billardraum zum Verweilen ein. Ein wichtiger Platz ist auf demselben Boden auch dem alkoholfreien Restaurant eingeräumt. Nach hinten geht's zu den Sport- und Turnhallen, meist auch zu einem Schwimmbad, zu größeren und kleineren Versammlungssälen. Sitzungszimmer und Logierräume für junge Leute füllen die oberen Stockwerke. Etwas spezifisch Amerikanisches, was wir in Europa in den Christlichen Vereinshäusern nicht in so ausgedehntem Maße brauchen, sind die Unterrichtsräume für Fortbildungskurse mit allem möglichen Zubehör. Da sich in den Vereinigten Staaten die Regierung darum nicht kümmert, nahmen die Y. M. C. A. die Sache an die Hand und üben diese Praxis nun auch auf dem Missionsboden, womit sie viele junge Leute unter den Einfluß des Evangeliums bringen.

Die Gefahr ist nur die, daß bei der Notwendigkeit, für alle möglichen Lehrfächer auch genügende Lehrkräfte zu gewinnen, manchmal Männer angestellt werden müssen, die ihrer Gesinnung nach nicht in die Y. M. C. A. passen, und von denen nicht der Einfluß ausgehen kann, wie ihn diese Vereine doch ausüben wollen. Das gilt aber wohl mehr für Amerika selbst, als für die Missionsgebiete.

Die Amerikaner sind die letzten, die diesen Mißstand verkennen, und das Bestreben nach Vertiefung ihres Einflusses durch die Y. M. C. A. besteht schon seit Jahren.

Man würde den amerikanischen Y. M. C. A. und ihren Ablegern in der ostasiatischen Missionswelt schwer Unrecht tun, wollte man ihnen im allgemeinen Oberflächlichkeit und Mangel an echt christlichem Geiste vorwerfen.

Ich beobachtete, daß das Bibelstudium in größeren und kleineren Gruppen in solchen Vereinshäusern gemeinhin mindestens

so lebendig getrieben wird, als in christlichen Vereinskreisen auf dem europäischen Kontinent. Den angelsächsischen Christen, die zum voraus in der Bibel besser daheim sind als wir, ist die Beschäftigung mit der Bibel sogar meist viel selbstverständlicher als vielen jungen Leuten selbst aus christlichen Kreisen bei uns.

Die Angelsachsen greifen es meist recht munter und originell an, die Jugend mit der Bibel bekannt zu machen; da gibt es auch Quer- und Längsschnitte durch die Hl. Schrift, die allerdings schon eine ziemliche Bibelkenntnis voraussetzen, wie sie bei uns immer seltener wird. So kommt z. B. ein Sekretär in eine Bibelklasse einer Y. M. C. A. in Japan und nennt als Fortsetzung eines sozialen Kurses ein bestimmtes soziales Problem, indem er zugleich die Anwesenden auffordert, ihm alle Aussprüche Jesu zu nennen, die als Antworten für diese Frage in Betracht kommen können, und schreibt sie zur weiteren Besprechung an die Wandtafel.

Auf alle Fälle verstehen es die Angelsachsen, speziell auch in den Y. M. C. A.-Kreisen, die Bibel ohne Profanierung den jungen Leuten interessant, lieb und unentbehrlich zu machen.

Im fernen Osten bilden die Y. M. C. A.-Häuser den Rendez-vous-Platz für die Missionsleute, besonders da, wo keine Union Church, kein interkirchliches Vereinshaus besteht, und wo man fast sicher sein kann, abgesehen von den Berufsekreten, am Abend allerhand christliche Persönlichkeiten zu treffen, von denen man Auskunft und guten Rat erhalten kann.

In den großen Weltstädten der Vereinigten Staaten, wo die Lichtreklame am Abend das ganze Stadtbild beherrscht und alles blizt und funkelt, schimmert und leuchtet, Feuerräder und Wanderschriften das Auge fesseln oder blenden, Inschriften und flimmernde Bilder wie ein Feuermeer erscheinen, und wo es in den Kino und Kabaretten am buntesten zugeht, stehen unfehlbar hoch über all dem bewegten Treiben am dunkeln Nachthimmel ruhig und hell wie ein Ruf aus einer andern Welt in riesengroßer Feuerschrift die vier Buchstaben Y. M. C. A., oft in Verbindung mit einem leuchtenden roten Dreieck, dem vielsagenden Symbol dieser Vereine, der Pflege von Leib, Seele und Geist im Sinne des Evangeliums.

Wie ein Leuchtturm in sturmbewegter See bei dunkler Nacht kam mir jeweilen dieses Y. M. C. A. mitten in einer Umgebung vor, die für junge Leute so viele Gefahren in sich birgt.

Ein Leuchtturm warnt vor Gefahren, weist den Weg und führt in den Hafen an den sichern Bergungsort. Diesen Dienst

suchen die Christlichen Vereine Junger Männer über das ganze Erdenrund hin jedem jungen Manne zu erweisen, welcher Nationalität, Religion, Klasse und Sprache er auch angehöre, um ihn zu dem Einen hinzuführen, der gesagt hat:

„Ich bin das Licht der Welt!“

20. Pfadfinder in aller Welt!

Im Dezember 1895 und Januar 1896 zog ein englisches Heer unter Sir Francis Scott gegen den grausamen und unbotmäßigen jungen Asantekönig Perempe auf der Goldküste zu Felde. Dessen Hauptstadt Kumase wurde erobert, die Menschenopfer und andere heidnische Greuel verschwanden, der König wanderte in die Verbannung, und der Basler Mission war wieder Thür und Thor für ihre Arbeit in Kumase geöffnet.

Einer der Hauptführer der englischen Truppen war der damalige Major Robert Baden-Powell gewesen. Dank seiner reichen Erfahrung, die er auf Expeditionen in andern Ländern gesammelt hatte, und bei seinem praktischen Blick gelang es ihm, in sieben Tagen im Urwald der Goldküste mit seinen Truppen so weit vorzudringen, als Feldmarschall Wolseley im Jahre 1873 in 60 Tagen gekommen war.

Baden-Powell bewies nicht nur ein großes Geschick in der Behandlung der Eingebornen, die sich unter seiner gerechten und freundlichen Leitung wohl fühlten, sondern er zeigte sich auch als ein Meister im Brückenschlagen. Er lernte seine Reiter an, Pfähle und Pfosten, Stangen und Balken durch verschiedene, geschickt geschlungene Knoten mit Schlingpflanzen zu einem festen Gefüge zu verbinden. So schlug er Brücken und Passagen über Urwaldsümpfe und sonstige Gewässer aller Art, und ermöglichte es einer Armee von 10 000 Mann, rasch nach Kumase vorzurücken, ein zweiter Prinz Eugen: „Er ließ schlagen eine Brücken, daß man konnt' hinüber rucken. Mit d'r Armee wohl vor die Stadt“ (s. Bildertafel 13, Bild 3). Die dadurch ermöglichte rasche Durchführung des Feldzuges hatte viel Blutvergießen verhindert und für immer friedliche Verhältnisse im Asanteland geschaffen. Vor einiger Zeit hatte der inzwischen Christ gewordene König Perempe nach Kumase zurückkehren dürfen, wo er als stiller Privatmann nun seinen Lebensabend verbringt, und wo sein Sohn sich als Pfadfinder-Feldmeister betätigt.

Während jener Expedition lernte Baden-Powell selber die große Bedeutung des Knotenschlingens in dessen unbegrenzter Verwendbarkeit kennen, besonders bei rasch herzustellenden Stegen über Bäche und Sümpfe, was bei den Pfadfindern eine so große Rolle spielt und in ihren Feldübungen zum Lehrreichsten und Interessantesten gehört. So hat der in der Hauptsache vom damaligen Major, späteren General Baden-Powell geleitete Asantefeldzug nicht nur die Goldküste innerhalb eines Monats ohne Blutvergießen endgültig pazifiziert und der Basler Mission die ungehemmte Arbeit in Kumase ermöglicht, sondern er bildete auch ein wichtiges Glied in der Vorbereitung Baden-Powells zur späteren Gründung der Pfadfindersache, woran er freilich damals noch nicht im entferntesten gedacht hatte.

Und so ist die Lebensgeschichte des spätern Begründers der Pfadfinderbewegung mit der Geschichte der Basler Mission auf der Goldküste aufs engste verknüpft.

Zweieinhalb Millionen Pfadfinder und 600 000 Pfadfinderinnen marschieren jetzt nach der von Baden-Powell aufgestellten Devise: „Aufrichtigkeit, Gehorsam, Hilfsbereitschaft“, die aus dem Geist der Bergpredigt stammt. Deshalb könnte die Pfadfindersache, wenn sie von allen ihren Vertretern richtig verstanden wird, dem Evangelium vorbereitende Dienste tun, zählt sie doch junge Leute aller Völker und Religionen unter ihrer Fahne. Sie könnte darum auch die mächtigste Friedensbewegung der Welt werden, da alle Pfadfinder sich als Brüder betrachten sollen.

Baden-Powell muß im Blick auf die feine, psychologische Art, wie er das Pfadfinderwesen innerlich aufbaut, zu den größten Pädagogen aller Zeiten gerechnet werden. Er ist mit der Pfadfindersache einem allgemein gefühlten Bedürfnis entgegen gekommen und hat den Nagel auf den Kopf getroffen, was sein beispielloser Erfolg in der verhältnismäßig kurzen Zeit seit dem Entstehen der Bewegung vor etwa zwei Jahrzehnten beweist.

Und wo sollte man heutzutage keine Pfadfinder mehr antreffen? Man braucht sie wahrhaftig nicht zu suchen, wenn man durch die Welt reist. Sie begegnen einem sozusagen auf Schritt und Tritt. Da wird es einem so recht klar, daß man es mit einer weltumfassenden Bewegung zu tun hat.

In Venedig entspringt ein Pfader einer Gondel. Ich will ihn fragen, wo denn da die Uebungen stattfinden. Aber schon ist er im Gazellenlauf in einer Seitengasse verschwunden. Das muß flotte Seeschlachten geben auf den Lagunen! Im übrigen

hat die venezianische Behörde den Pfadfindern eine ganze unbesetzte Insel zur Verfügung gestellt, damit sie zwischen hinein doch auch wieder festen Boden unter die Füße bekommen.

Stolz fährt der große Dampfer bei Port Said in den Suezkanal ein, links die Wüste, rechts ein schmaler Damm. Ich spähe nach Kamelkarawanen und denke an Vater Abraham und die andern Patriarchen. Statt dessen erscheint ein Pfadfinderzug zwischen den Palmen auf dem Damm in der roten Glut der Abendsonne. Die Silhouetten der farbigen Männlein sehen aus wie die Malereien an den Wänden der alten pharaonischen Prunksäle.

Und nun nach Indien, ins klassische Land Kim's!

In Bombay übersehe ich von meinem Absteigequartier aus den großen freien Platz im Zentrum der Stadt. Von vier bis sechs Uhr abends wimmelt es von jungen Leuten, hunderten und aberhunderten, die Tennis spielen. Ganz Indien bildet um diese Tageszeit einen großen Spielplatz.

Am Sonntag vormittag sammeln sich die Pfadfinder der Stadt auf jenem Platz. Eine geräumige Hütte in der Mitte bildet ihr Heim. Die europäischen Pfadfinder tragen zur Khakikleidung einen Tropenhelm in derselben Farbe, die indischen im allgemeinen einen gewöhnlichen Pfadfindershut, die indischen Muhammedaner statt dessen einen malerischen grünen Turban. Es waren flotte Burschen, die sich dort zur Übung einstellten (vgl. S. 20).

In Delhi, wo ich dann Gandhi besuchte, hieß es im Lokal des Christlichen Vereins Junger Männer, der Pfadfinder-Distriktsfeldmeister sei nach Kashmir verreist, um die dortigen Pfadfinder in den Himalayabergen ein wenig zu drillen auf den Empfang des Bizkönigs hin. Jener christliche Feldmeister hat ein Gebiet unter sich, größer als die Schweiz, mit christlichen, hinduistischen und muhammedanischen Pfadern! Alle finden sich einmütig zusammen unter dem Pfadfindergesetz, das christlichem Boden entstammt!

Dann einige Wochen später bei den Pfadfindern im Urwald! Schwarz wie Neger, Nachkommen der Ureinwohner Indiens, die weder ethnographisch noch religiös etwas mit den übrigen Bewohnern Indiens zu tun haben. Sie gehören zum intelligenten Volk der Mundari südwestlich von Kalkutta in einem Hochland, das rings umgeben ist von dichten Wäldern, wo es von Tigern wimmelt. Die Mundari gehen jetzt noch bloß mit

Pfeil und Bogen bewaffnet erfolgreich auf die Tigerjagd! Das mache ihnen einer nach! Geborne Pfadfinder! (vgl. S. 55).

Als ich mit dem amerikanischen Missionar Werner einen Tag lang in einem soliden Ford-Auto buchstäblich über Stock und Stein durch Wälder und Flüsse fuhr und auf einer entlegenen Missionsstation ein Pick-nick eingenommen hatte, schnellten plötzlich zwei schwarze Burschen vor mir in die Höhe, die das Geschirr wuschen, und grüßten pfadfinderisch, so stramm wie an einem schweizerischen Jamboree.

Diese Hinterwäldler sind auch sonst auf der Höhe. Selbst ihrem Radscha, dem König des Landes Bihar und Drissa, haben sie einmal eine Vorstellung gegeben. Unter der Anführung Missionar Werners, der zugleich Oberfeldmeister ist, besuchten sie ihn und machten ihm allerhand schöne Uebungen vor. Das sei alles noch nichts, meinte der Fürst, da könnten seine Fakire und Gaukler noch ganz andere Kunststücke. Er wollte die Pfader necken und verlangte von ihnen, sie sollten einmal auf das hohe Tor der Umfassungsmauer steigen und von dort herunterspringen, dann würde er Respekt vor ihren Leistungen bekommen. Er meinte etwas Unmögliches gefordert zu haben. Aber er kannte eben die Pfadfinder noch nicht. Er sollte sie bald kennen lernen. Im Nu waren einige flinke Burschen auf das Tor hinaufgeklettert, unten war ein großes Tuch ausgebreitet worden und senkrecht sprangen die Pfader vom Tor herunter, ohne Schaden zu nehmen (s. Bildertafel 13, Bild 1). Der Radscha gab seiner Bewunderung durch ein großes Geldgeschenk greifbaren Ausdruck. Er ist aber trotz seinem Reichtum ein armer Tropf. Er lebt in fortwährender Angst vor Vergiftung. Ein Page trägt ihm stets eine goldene Kiste mit Arefanüssen und Betelblätter zum Kauen nach. Aber den goldenen Schlüssel dazu bewahrt er sorgfältig an goldner Kette auf der Brust, damit ihm niemand hinter seine Rüffe komme und sie etwa vergifte!

Ich glaube, der gute Mann würde gern seine schurkische Umgebung, der er nicht trauen kann, gegen eine Abteilung von Pfadfindern umtauschen.

Aber auch die Mundari-Mädchen bleiben nicht zurück. Wohl die Hälfte der Schülerinnen der Mädchenanstalt sind Pfadfinderinnen und haben kurz vor meinem Besuch ganz von sich aus eine Abendunterhaltung zu Gunsten der Mission gegeben, zu der viele Teilnehmer von auswärts sich einfanden, und die 1000 Rupies, also etwa 1900 Franken Reinertrag ergeben hat.

Am 11. November, dem Waffenstillstands-Gedenktag im Gebiet der ehemaligen Entente, marschierten in Calcutta nicht nur das Militär auf, sondern auch die friedlichen Scharen der Pfadfinder unter Anführung ihrer Feldmeister, meist junger englischer Missionare; sogar der Rektor eines Gymnasiums machte mit! Warum auch nicht?

Ueberhaupt besuchte ich in Indien kaum eine englische Mittelschule oder ein Gymnasium, worin nicht eine Pfadfinderabteilung gewesen wäre mit besonderem, für sie reserviertem Raum im Schulgebäude oder eigener Hütte irgendwo im Garten der Unterrichtsanstalt.

Am feinsten war's aber doch am Weihnachtstag 1924 in Cochín in Süd-Indien. Den ganzen Weihnachtstag verbrachte ich allein. Als ich am Abend eben am Schreiben eines Briefes war als einziger Gast im einzigen Hotel der Stadt, hörte ich, wie schon am Vormittag beim Gottesdienst und wie einige Tage zuvor in Dsheppu bei Mangalur, das bekannte altchristliche Weihnachtslied singen: „Herbei, o ihr Gläubigen“ mit dem wunderbaren Refrain: „Venite adoremus! Kommt laßt uns anbeten den König, den Herrn!“ (vgl. S. 69).

Ich sprang auf und ging dem Gesang nach. Er kam aus einem Nachbarhause, wo ebener Erde ein hellerleuchteter Raum gedrängt voll indischer Pfadfinder war, die da ihr Weihnachtsfest abhielten. Sie baten mich sofort, einzutreten, und als sie vernahmen, daß ich im nahen Hotel logiere, kamen sie mit mir herüber, ja sprangen mir sogar noch voraus, um mir auch dort noch einige schöne Lieder zu singen. Das war mein Weihnachtsfest in Indien, von Pfadfindern mir ganz spontan bereitet!

In keinem Land der Welt gibt es verhältnismäßig so viele Pfadfinder wie im Königreich Siam, etwa 30 000. In der Hauptstadt Bangkok allein soll es zehntausend haben. Man braucht sie dort aber auch nicht zu suchen. Ueberall sah ich sie auf den Straßen inmitten der buntgekleideten Menge herumhuschen. Sie alle müssen dann später während eines oder mehrerer Jahre das lange, zitronengelbe Gewand der buddhistischen Mönche tragen, wenn sie ihre höhere Erziehung in einem Kloster bekommen, welchen Bildungsgang jeder Siamese durchmachen muß. In den ersten „Semestern“ dürfen sie noch die Pfadfinderkleidung tragen. Da sehe ich in einem Kloster so einen Pfadfinder in der dem warmen Klima entsprechenden offenen Schule sitzen, grüße pfadfinderisch hinein, worauf mir mit freundlichem Lächeln der Pfadfindergruß hinausgewinkt wird.

Sun Yat-sen, der geistige Urheber der chinesischen Revolution und Begründer der Republik, war eben gestorben, als ich aus dem Innern der Cantonprovinz in der Stadt Canton ankam (vgl. S. 153). Dort brachten während meines kurzen Aufenthalts sämtliche 40 000 Schüler der Stadt dem Geiste Sun Yat-sens nach chinesischer Art ihre Huldigung dar. In langen Zügen marschierten sie im unermesslichen Universitätshofe auf und verneigten sich dann in einer Halle vor dem Bild des Verstorbenen.

Den besten Eindruck machten bei diesem Anlaß die christlichen Schulen, und am strammsten marschierten deren unzählige Pfadfinder, ganz in weiß oder in blau und weiß gekleidet (vgl. Bildertafel 13, Bild 2).

Leider fand ich bei einem spätern Besuch in Canton die meisten Missionschulen aufgelöst infolge der inzwischen ausgebrochenen allgemeinen Fremdenhete.

Als ich in Hongkong über den Hafen fuhr, stiegen zahlreiche muntere Pfadfinder mit in das Fährboot ein, um eine große Uebung mitzumachen in Gegenwart des britischen Gouverneurs. Ich konnte nicht teilnehmen, da ich oben auf dem Dick ein deutsches Brautpaar zusammenzugeben hatte. Am folgenden Tag las man in den Zeitungen das Lob der Pfadfinder.

In New York lernte ich einen Seepfadfinder kennen, den Sohn eines ehemaligen Missionars, der mit seinen Freunden auf eigenem Segelboot nicht ungefährliche Fahrten auf offenem Meer von New York nach Boston unternimmt.

Was ich auf meiner Reise so gelegentlich von den Pfadfindern sah und hörte, bestätigte mich in der Ueberzeugung, daß die Pfadfindersache, in ihrem tiefsten Kern erfaßt, auch ein Missionswerk ist, indem sie einen großen Teil der Jungmannschaft aller Völker nicht nur äußerlich in gemeinsame Fühlung bringt, sondern sie auch in den Geist Dessen einführt, der in der Bergpredigt gesagt hat: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“

21. „Blut und Feuer.“ Der Siegesmarsch der Heilsarmee.

Zum erstenmal auf meiner Reise begegnete mir die Heilsarmee in Gestalt eines in indischer Tracht feuerrot und schwefelgelb gekleideten Engländer, der in Delhi durch die Straßen radelte. Auf dem dortigen Hauptquartier der Heilsarmee bekam

ich einen Eindruck von der mächtigen Ausdehnung ihres Werkes in jener Gegend.

Und wie bei uns in Europa trifft man auch draußen in der Missionswelt ihre Prediger an, wie sie an die Straßen und Zäune hinausgehen mit der Einladung in die Nachfolge Jesu!

Wie s. Z. Zinzendorf den Entschluß gefaßt hatte, den aller-
verachtetsten Völkerschaften das Evangelium zu bringen, so befolgt auch die Heilsarmee speziell in Indien den Grundsatz, sich in erster Linie an die Kastenlosen und die ganz verworfenen sogenannten Verbrecherstämme zu wenden, die sich berufsmäßig der Ausübung von Verbrechen aller Art hingeben. — In Anstalten für entlassene Sträflinge sucht sie diese Entgleisten wieder auf die richtige Bahn zu bringen. Durch zahlreiche und gutgeführte Landwirtschafts- und Industrieschulen hilft sie erfolgreich mit an der ökonomischen Hebung des Volkes. Ihre Seidenweberei in Bangalore liefert zu mäßigen Preisen die solidesten Seidenstoffe, die sogar in den königlichen Palast nach London gelangen.

Die Heilsarmee errichtet in Indien Volksschulen mit Vorliebe in Dörfern, wo andere Missionare nicht hinkommen, Waisenhäuser, Spitäler und Polikliniken, übt eine ausgedehnte Flugblattmission und ist besonders eifrig daran, einen zuverlässigen Stab eingeborner Gehilfen für ihre Predigtstätigkeit und ihre mannigfachen sozialen Werke heranzubilden.

Und wie in Indien, so begegnete ich der Heilsarmee in China, Japan und Korea und Indonesien, überall die Wortverkündigung mit helfender Tat verbindend.

Sie darf wohl als die weitverbreitetste evangelische Missionsgesellschaft gelten. Und ihre Bedeutung, die der schweizerische Bundespräsident Ruchonnet schon vor Jahrzehnten erkannt hatte, wie auch der schweizerische Nationalrat Professor Hilty, liegt jetzt auf dem ganzen Erdball vor aller Augen offen da.

Die Heilsarmee vereinigt angelsächsischen Unternehmungsgeist und calvinische Stoßkraft mit der lutherischen Tiefe im Dringen auf das Eine, was not ist.

Ceylon.

22. Ich wallfahre mit Zehntausenden zum Zahn einer Wildsau.

In der Neujahrsnacht 1924 auf 1925 fuhr ich vom Kap Tutikorin nach Colombo hinüber. Aus einem strahlend blauen Himmel brannte am 1. Januar die Sonne hernieder wie an einem heißen Julitag am Basler Missionsfest. Ich mußte es mir förmlich einreden, daß man jetzt in Basel Gratulationsvisiten in Pelzmänteln mache.

Die tropische Pracht Ceylons übertrifft auch die üppigste Vegetation Indiens. Die von blühenden Schlingpflanzen umspinnenen niedlichen Häuser in den Vorstädten Colombos in goldgelb leuchtenden Bananengärten, hoch überschattet von ewig im Winde sich wiegenden Kokospalmen, müssen fröhliche Bewohner haben. Ich lernte diese Singhalesen am 3. Januar näher kennen bei einer Fahrt nach Kandy, der alten Königsstadt im Zentrum der Insel. Auf der Bahn fand ich kaum mehr Platz, war es doch der große Wallfahrtstag zu einem Zahn Buddhas in Kandy, der nur einmal im Jahr, eben an diesem Tag, gezeigt wird. Es soll zwar der Zahn einer Wildsau sein; doch das tut in solchen Fällen nichts zur Sache. Irgendwo im vorderen Orient soll sogar ein Elefantenschädel als das Haupt Goliaths gezeigt und von Pilgern gebührend verehrt werden. Solche Geschmacksvirrungen kommen da und dort vor.

Eine wenigstens in ihrem äußern Benehmen anständigere Gesellschaft als diese Singhalesen ist kaum denkbar. Zu Zehntausenden wallten sie nach Kandy hinauf, um eine heilige Reliquie zu sehen, was ihnen innerlich doch rein nichts bot, aber wie still und friedlich ging da alles her und zu! In der freundlichsten Weise machten sich die Leute gegenseitig auf der Bahn Platz. Sorgfältig trugen die Väter ihre Kinder, um die Mütter zu entlasten. Alles atmete Heiterkeit und Liebenswürdigkeit.

Schon die ganze Farbenskala der Gewänder der Teilnehmer war auf einen frohen Ton gestimmt, im Gegensatz zu dem finsternen Trübbrot und Dunkelbraungelb der südindischen Trachten, wie ich sie in den vorhergehenden Wochen stets um mich hatte. Unter die hellzitronengelben und leuchtend orangefarbenen, tadellos sauberen Gewänder der unzähligen Priester und Klosterschüler mischten sich die blendendweißen, rosaroten, hellvioletten, azurblauen und smaragdgrünen Kleider der weltlichen Teilnehmer in

einer Farbenpracht, die sogar den Bazar und den Aufzug der tibetischen Karawane in Dardjiling (vgl. S. 59 und 60) in den Schatten stellte.

Und über allem schwebte ein wunderbarer Blütenduft, so daß mir unwillkürlich den ganzen Tag der Missionsvers in den Ohren klang:

„Gewürzte Düfte wehen
Sanft über Ceylons Flur,
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur.“

Nun ja, gewiß, aber jedenfalls nicht schlechter als wir in der alten Christenheit, die wir so viel besser sein sollten und könnten, als wir tatsächlich sind. Und daß sich jene Singhalesen nur mit äußerer Freude begnügen müssen und in ihrer großen Mehrheit noch nicht die innerste Freude eines mit Gott versöhnten Menschen erfahren haben, daran sind wir in der alten Christenheit schuld, weil wir ihrem Lande so spät erst das Evangelium gebracht haben.

Die großartigen Bildungsanstalten der Mission in Colombo bewiesen mir aber, daß auch an diesem Volk nicht vergeblich gearbeitet wird.

Missionar D. Larsen in Madras, dessen Gastfreundschaft ich dort in reichem Maße hatte genießen dürfen, sagte mir auch im Blick auf die indischen Heiden, er könne den eben erwähnten Missionsvers nicht mehr singen. Er komme ihm zu selbstgerecht vor — so wenig diese Gesinnung auch ursprünglich darin lag. Die Schlechtigkeit der Christenheit sei jedenfalls vor Gott unendlich größer als die der Heidenwelt, schon wegen des bösen Beispiels, das wir dieser geben.

In Kandy stand ich stundenlang unter den syrup- und limonadetrinkenden und mit ihren Kindern fröhlich spielenden Pilgern, um endlich auch an die Reihe zu kommen zur Besichtigung des heiligen Zahns. Ich wurde aber unter der Tempeltüre wiederholt als Nicht-Buddhist zurückgewiesen. Auch fürchtete man vielleicht mein kritisches Europäerauge im Gedanken an den Schweinezahn Buddhas.

Erst am späten Abend fand ich Einlaß, als die Reliquie wieder unter siebenfacher Goldglocke verborgen lag. Da durfte ich wenigstens die äußerste 1½ Meter hohe Umhüllung bewundern. Der ganze Tempelboden war mit Blumen überstreut, Opfergaben der Pilger.

Im geräumigen Obergemach eines Rundturmes zeigte man mir mit Stolz in zuvorkommendster Weise die stattliche Klosterbibliothek auf Palmblättern. Auf 4—5 Centimeter breiten und 30—40 Centimeter langen getrockneten Palmblättern werden mit scharfem Stift klein und deutlich die Schriftzeichen eingekritzelt und die doppelt durchlochten Blätter zwischen Holzdeckel gelegt und verschnürt. So können sich die Bücher jahrhundertlang halten, wenn sie nicht zuviel Benützung finden. Sonst müssen sie eben öfters wieder abgeschrieben werden.

In Landschur besichtigte ich im alten Radschopalast eine solche indische Bibliothek, wo an langen Tischen alte Palmblattbücher auf solides englisches Handpapier abgeschrieben wurden, um ihnen eine größere Gebrauchsfähigkeit mit längerer Lebensdauer zu sichern. Ich sah mich in eine Schreibstube eines mittelalterlichen christlichen Klosters versetzt.

Niederländisch-Indien.

23. Eine Hochzeit im Busch.

Das Motorboot „Basel“, eine Stiftung hauptsächlich unserer heimatlichen Sonntagsschulen war eben den Martapurafluß in Borneo hinunter gesauft mit wehender Schweizerfahne am Bug und holländischer am Heck. Es brachte einen jungen Basler Missionar aus dem Innern, und sollte uns, Missionar Henking und mich, zu einer Fahrt nach Menkatip und weiter in der Richtung von Lamjanglajang mitnehmen, in dessen Hinterland ein Ehepaar eingeseget werden sollte.

Der breite Barito wurde gekreuzt, der enge Kanal in den Kapuas durchfahren, in Kwala Kapuas bei Missionar Fr. Schmid (s. Bildertafel 14, Bild 2) ein kurzer Halt gemacht, wo ein „Kälte-König“ — die Basler wissen, was das bedeutet (s. Bildertafel 15, Bild 3) — die Ankommenden begrüßt. In Basel war's ein harmloser Spaß, dort bedeutet jene Teufelsfrage eine Abwehr böser Geister. Nützlicher ist der Samariterposten bei der Landungsstelle für Krokodilpatienten, d. h. für Leute, die von Krokodilen gepackt worden waren, was auch im besten Falle nicht ohne zerrissene Arme oder Beine abgeht. Die Ströme Borneos wimmeln von diesen großen Reptilien. Wir begegneten ihnen aber nur im Ruderschiffchen. Der Lärm des Motorbootes

verscheucht sie. Ein schön rotschimmerndes Schwamm einmal bei einer andern Reise parallel zu unserm Kahn und leuchtete und glänzte in der Morgensonne. Ein ungeheures grünliches Tier, wohl sechs Meter lang, mit fast meterhohem Leib drehte sich wie ein gewaltiger Lindwurm in's Wasser, als es unsere Stimmen aus dem Ruderschiffchen hörte. Andere stürzten sich in hohem Bogen in die Flut, wenn wir sie aus ihrer Siesta auf einer Sandbank aufgestöbert hatten. Den großen Oberkiefer einer solchen Bestie, mit 40 Zähnen, der am Ufer lag, nahmen wir mit. Er zeigt tiefe, scharfe Einschnitte zwischen den Zähnen, das Tier war also offenbar mittelst einer Falle gefangen worden.

Am Krokodilreichen Seitenarm des Barito stiegen wir beim einsamen Buschdorf Dadahop aus, wo uns der Lehrer in blendendweißem Tropenanzug mit tadellosen Bügelfalten an den Beinkleidern empfing. Er hatte das Rattern des Motorbootes natürlich schon längst gehört und Zeit gehabt, sich bis zu unserer Ankunft in Gala zu stürzen. Ich nehme aber an, daß er auch sonst immer eine saubere Kleidung trägt, denn auch dazu werden die jungen Leute im Seminar erzogen. Ich erinnere mich nicht, irgendwie Vernachlässigung des Aeußern bei eingebornen Lehrern bemerkt zu haben, auch da nicht, wo wir sie nicht durch das Motorbootgeräusch auf unsere Ankunft vorbereiten konnten.

Am späten Abend treffen wir in Menkatip ein. Trotzdem erscheinen noch die Gemeindeältesten zu einer kurzen Begrüßung. Am andern Morgen steht ein Gesangchor da und singt das Lied: „Lobt den Herrn, ihr Heiden alle“.

Schön tönt dieser Gesang am Missionsfest in der Leonhardskirche oder im Münster zu Basel, schöner noch draußen zwischen blutigen Dfperpfählen, Teufelsfragen und Schädeln von geköpften Menschen, gesungen von solchen, die durch das Evangelium den Weg aus den Schrecken des Heidentums gefunden haben.

„In früheren Zeiten,“ hob der Gemeindeälteste an, „erklangen hier keine solchen Lieder, sondern nur roher Lärm bei Teufelsfesten erfüllte die Luft, oder die Schreie der Todesopfer bei Kopfsjagden oder andern Mordereien.“

Da kamen die Barmer Missionare ins Land und brachten uns das Evangelium des Friedens. Die wüsten Gefänge verstummten, und seither ertönen christliche Lieder hier an den Ufern des Barito.

Nach dem Wegzug der Barmer hätten wir uns wie Schafe ohne Hirten gefühlt, wäre nicht die Basler Mission eingetreten.

Wir danken ihr deshalb, daß sie gekommen ist. Wir wissen es zu schätzen, daß wir Freunde in Europa haben, und wir senden unsern herzlichsten Dank an die Basler Missionsgemeinde, die es durch ihre Gaben möglich macht, daß Missionare können zu uns hinauskommen. Ich hatte früher gemeint, das Evangelium sei nur für die Europäer bestimmt. Dann aber habe ich erkannt, daß es allen Völkern, auch uns Dajakern gilt; und daß es die Religion der Liebe ist, die auch äußerlich alles neu macht. Wir wollen fest daran halten und grüßen die Gemeinden in Europa“ (vgl. 1. Korintherbrief 16, 19: „Es grüßen euch die Gemeinden in Asien“).

Zwei Wochen später, bei der Rückkehr aus dem Hinterland sang dieser Chor zum Abschied wieder. Diesmal: „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir stehn“.

„O Tuhan Jesus ikeito
Manumo sohon aim“.

Ein von der Morgensonne von hinten her golden durchleuchteter Nebel lag auf dem gegenüberliegenden Ufer, und wundervoll hoben sich die Silhouetten der Palmen von dem strahlenden Hintergrund ab. Es war, als ob die ganze Natur mitsänge und mitjauchze.

In einem linken Seitenarm des Barito mußten wir das Motorboot verlassen und in das mitgeführte Ruderschiffchen umsteigen, da sich die Passage verengerte und zu viel gefährliche Baumstämme im Wasser lagen, die das Motorboot zum Umkippen hätten bringen können, während man ihnen mit dem Ruderschifflein leichter ausweichen konnte.

Ein Ufer sah man lange Zeit nicht mehr. Von beiden Seiten hingen die Zweige und Blätter der mächtigen Tropenbäume in die glatten, kaum merklich dahinfließenden smaragdgrünen Gewässer und spiegelten sich wunderbar darin.

Bei den fröhlichen Muhammedanern in Megantis, die eben daran waren, mitten im Busch ein hübsches hölzernes Moscheechen am Ufer zu errichten, stiegen wir aus und erreichten auf prächtigem Fußpfad bald die Station Lamianglajang.

Fröhliche Knaben tummelten sich auf dem weiten Grundstück herum, das Missionshaus und Schule umfaßt. Alle trugen mächtige Buschmesser im Gürtel zum Schutz gegen Schlangen, die ihnen auf dem Schulweg begegnen könnten. Vor dem Unter-

richt müssen die Waffen abgegeben werden und liegen dann hoch aufgetürmt auf einem Tisch vor dem Pult, ein reinstes Waffenarsenal.

Eine Anzahl Schüler, die von weither kommen, wohnen im Missionshaus und helfen in der Haushaltung. Während unserer Anwesenheit waren sie besonders brav und bekamen zur Belohnung die Erlaubnis, am Abend als Leckerbissen zu ihrem Reis Matkäter essen zu dürfen. Sie rösteten sie kunstgerecht und verzehrten sie beim Reisschmaus mit Behagen wie die Kinder bei uns Pralines oder andere Delikatessen genießen.

Unmittelbar neben der Station wird jeden Dienstag Bazar abgehalten. Der Platz erinnert noch an die vergangene heidnische Zeit. Er liegt zwischen jenen Eisenholzpfählen, wo früher Menschen, später Büffel bei Leichenfeiern grausam zu Tode gemartert wurden, und einem unheimlichen Doppelgrab eines Häuptlings, dessen Leichnam dort gleichzeitig mit einer lebenden Sklavin bestattet wurde, als einer Dienerin fürs Jenseits! Ein Großsohn dieses Häuptlings, ein Gemeindeglied, wurde mir am Tage vorher vorgestellt.

Auf dem Bazar macht sich jetzt auch die modernste Zeit schon geltend. Einen großen Raum nimmt die Reparaturwerkstätte für Fahrräder ein, denn ebene Straßen durch weite, meist von muhammedanischen Malajen angelegte Plantagen ermöglichen dort eine ausgiebige Benützung dieses Transportmittels.

Wir besuchen bewährte Christen auf der Station und sehen in einem Haus ein eben geborenes krebsrotes Dajakenskind, so rot, wie ich bisher noch keinen Menschen gesehen hatte. Später wird die Haut der Dajaken rötlichbraun.

Ein förmliches „Dinner“ wurde uns in Telang bei einem christlichen Erhäuptling auf europäischem Geschirr serviert mit Zwerghirsch- und Wildschweinbraten.

Auf dem Wege nach Pangelak, einer Dajakenenklave in muhammedanisch-malajischem Gebiet, dem Ziel unserer Reise, müssen wir unterwegs ein Auto nehmen, da die Reise sonst zu lange gedauert hätte. Nach zwei Stunden Reparatur des alten Karrens hieß es, eigentlich könne man damit noch nicht so recht fahren, aber mit „Gottesmännern“ dürfe man es wagen. Wenn man solche an Bord habe, leere man erfahrungsgemäß seltener um, meinte allen Ernstes der muhammedanische Chauffeur. Er mache die gleiche Erfahrung wie mit den Missionaren, so auch mit seinen Hadschji, den früheren Mekkapilgern.

Es ging auch ganz gut bis zu einer Brücke, die eigentlich keine Brücke war, nur ein wackeliger Steg über einen tiefen und breiten schlammigen Bach. Nachdem wir ausgestiegen waren, wagte der Chauffeur das Kunststück des Hinüberfahrens. Der Steg krachte in allen Fugen und schwankte samt dem Auto hin und her, aber das Experiment gelang.

In Pangelak gab's am Vorabend des Hochzeitstages eine Art Polsterabend, wo die ganze christliche und heidnische Dorfschaft fröhlich beisammen saß.

Bei der Hochzeitsfeier selber sah man, daß sich noch keine feste christliche Sitte entwickelt hatte. Der Hofmeister wußte nicht recht, wie er's anzustellen habe, was er als vielleicht heidnisch wegzulassen und was er von der alten Sitte beibehalten dürfe. Aber es ging.

Der Bräutigam erschien in westlichem Drefß mit Lackschuhen. Die Braut blieb schlicht einheimisch gekleidet. Wenige Stunden nach der Hochzeitsfeier in der Kleinen, von der Gemeinde selbst erbauten Kirche, die auch als Schule dienen kann, war die junge Frau schon wieder an harter Arbeit und schleppte — also am Abend ihres Hochzeitstages — schwere Wassereimer durchs Dorf, während der junge Herr Gemahl sich mit den Hochzeitsgästen noch gütlich tat.

Da plötzlich ein Rauschen wie von einem Wasserfall. Eine zwei Meter hohe Wasserflut brauste durch das Urwaldgestrüpp des zuvor fast leeren Bachbettes hervor. Droben im Gebirge waren Gewitter mit Wolkenbrüchen niedergegangen. Wir hatten den schwarzen Himmel in der Ferne gesehen und das Donnern gehört gehabt.

Mit lautem Jauchzen stürmte die Jungmannschaft unter den Hochzeitsgästen hinaus und in die schäumenden Fluten hinein. Es erinnerte fast an das Najadenspiel von Böcklin, wie die Dajakemburschen in der schäumenden Gischt sich herumtummelten. Es galt, die Zeit auszunützen. Nach einer Viertelstunde sanken die Gewässer schon, und bald war der normale Wasserstand wieder erreicht.

Am Abend kam die Gemeinde in unser Quartier, ein geräumiges Dajakenhauß, wo ich ihr, wie wenige Tage zuvor auch derjenigen von Mengkatip, über Sadhu Sundar Singh berichten mußte.

Auf dem Rückweg in Kenan hörten wir in einer Hütte am Weg ein lautes Getöse. Wir traten ein und fanden den engen

Raum dicht mit Menschen angefüllt, in der Mitte ein krankes Kind. Dessen offenbar zum Teil schon „ausgewanderte Seele“ sollte zurückgerufen werden. Von der Decke hingen allerhand Blätter und Schlingpflanzen herunter, an denen die bereits entwichenen Seelenteile des Kindes wieder herunterklettern sollten.

Der Missionar ließ ein Medikament zurück. Das wirkte mehr als alle Geisterbeschwörung. „Heilet die Kranken!“

Auf der Rückfahrt den breiten und tiefen Barito hinab, steuerte ich eine Stunde lang die „Basel“ durch die endlosen Windungen des Flusses. Dankbar gedachten wir der zahlreichen jungen Missionsfreunde, die die Anschaffung des Motorbootes ermöglicht hatten, das dem Missionar ein so bequemes, sicheres und schnelles Reisen ermöglicht.

24. Bei Teufelspriestern und ehemaligen Kopfjägern und Seeräubern.

Meine zweite bornesische Reise mit Missionar Henking ging den Kapuasfluß hinauf und den Kahajan hinunter.

Nach abermaligem kurzem Halt in Kivala Kapuas lenkten wir in den Kahajan ein. Es begegnete uns das Motorboot des holländischen Kontrolleurs, der umkehren ließ, bei uns anlegte und zu uns hereinkam und uns in liebenswürdigster Weise ein Stück weit begleitete.

Auf der Hauptstation Mandomai begrüßte uns ein Posaunenchor, der uns bei der Rückfahrt einige Wochen später ein Stück weit auf dem Fluß noch das Geleite gab. Der Ort ist das reinste Prophetenstädtchen. Nicht weniger als zwei große Boote voll junger Leute sahen wir am Schluß der Ferien des Lehrerseminars in Bandjermasin von Mandomai aus dorthin abfahren.

In Pulau Kaladan fand im Sonntagsgottesdienst ein Laufest statt, während gleichzeitig die Heiden draußen dem Flußgott ein Opfer von Fleisch und Fischen darbrachten, damit er ein krankes Kind heile.

Wie überall gab's auch in Kalumpang einen Empfang durch eine Schar junger Knaben, die sich hier besonders über die photographische Aufnahme ihrer Götzen freuten. Es entstand eine förmliche Götzenjagd. „Da ist noch einer!“ „Und dort!“ Lachend stellten sie sich vor die Idole, um auch auf das Bild zu kommen.

Von da an trafen wir 29 Stunden lang keine menschliche Siedelung mehr an. Bei einbrechender Dämmerung mußten wir mitten im Urwald Halt machen und das Boot an starken Baumästen „verankern“, die zum Fluß hinabreichten.

Am folgenden Tag, den wir bis abends 7 Uhr auf dem Wasser zubrachten, begegnete uns in dem einsamen Waldgebiet verschiedenes Wild, offenbar aufgeschreckt durch den Motorlärm. Infolge der unzähligen Flußwindungen flohen die Tiere oft direkt dem Schiff entgegen, das in seiner Fahrt fortwährend die Himmelsrichtung wechselte. So stöberten wir eine Riesenschlange auf, die quer vor uns den Fluß durchschwamm. Gegen Abend verschwand ein großer Hirsch vor uns im Dickicht. Unsere Bootsleute verfolgten ihn vergebens. Wildschwäne erhoben sich vor uns ängstlich aus dem Wasser, und ein zierlicher Reiher flog dem Boot lange Zeit voraus voll Bewunderung, daß wir ihm immer auf den Fersen blieben, bis er es endlich begriffen hatte und seitwärts abflog. Große Echten watschelten langsam über Sandbänke, und verschiedene Affenfamilien flohen mit großem Geschrei auf ihre Bäume, aber immer wieder zurückblickend, da sie doch sehen mußten, was da mit solchem Getöse den Fluß heraufkam.

Missionar Henking hatte für mich neben dem Motorboot ein breitgedecktes Ruderboot befestigen lassen mit bequemem Nachtlager und großem Tisch, an dem ich ungehindert schreiben konnte.

In Aruk, etwas über 100 Kilometer im Innern, trafen wir die ersten Sanddünen, also altes Meeresufer. Flußabwärts besteht der ganze Boden nur aus angeschwemmtem Sumpfland.

Auf der damals vakanten Europäerstation Pudjun hielten wir mit dem Christengemeindelein und den Schülern nach dem Einbruch der Nacht eine Andacht auf der Terrasse des Missionshauses. Schon lange war kein Missionar mehr dort gewesen. Aber ihre Lieder hatten die Christen nicht vergessen. In der Schule wurden sie wohl auch weiter eingeübt. Jedenfalls habe ich so frischen Choralgesang noch selten gehört, wie dort in jenem Urwaldldorf. Besonders fielen mir zwei silberhelle, metallene Knabenstimmen auf, die das Lied: „O daß doch bald dein Feuer brennte!“ in den dunkeln Urwald hineinschmetterten. Und als wir zum Schlusse sangen:

„Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfert nicht schade
Des bösen Feindes List“,

da hatten wir das Gefühl, es denke der oder jener von den alten Sängern an die Zeit, wo er selbst noch als böser Feind mit Blasrohr und vergifteten Pfeilen und scharf geschliffenem Mandau (Seitenschwert) in dunkler Nacht als Kopfjäger umherschlich.

Im nächsten Dorf wartete auch schon ein früherer Kopfjäger auf uns, und wir nahmen ihn zu uns ins Schiff als Lotsen für den Stromschnellenreichen Oberlauf des Flusses, wo wir das Motorboot mit dem Ruderschiff vertauschen mußten (s. Bildertafel 14, Bild 4).

Unser Lotse wurde seinerzeit durch die Volkssitte zur Kopfjägerei genötigt. Sein Vater war durch einen Kopfjäger umgekommen, so mußte er dem Volksbrauch nach aus Pietät Blutrache üben. Unter dem Stamm der Mörder seines Vaters hatte er bereits drei Köpfe erbeutet, als ihn der Arm der holländischen Regierung erfaßte und ihn für 60 Jahre gefangen nahm. Auf jeden abgeschlagenen Kopf sind 20 Jahre Gefängnis gesetzt. Da er sich aber reumütig zeigte und er unter dem Einfluß von Missionar Epple, der ihn regelmäßig in der Gefangenschaft besuchte, aus Ueberzeugung Christ wurde, schenkte man ihm schon nach einem Jahre die Freiheit wieder. Die Regierung zog auch in kluger Mäßigung in Betracht, daß es sich hier nicht um Laten handle, die aus Mordlust, sondern nur unter dem Zwang der Volkssitte waren begangen worden.

Er bewährte sich als vorzüglicher Kenner des Flusses und hatte uns einmal aus einer gefährlichen Situation geholfen. Wir fuhren in zwei Rähnen. Wir beiden Europäer mit den beiden mitgenommenen Hausjungen von Missionar Henking im größern, einer sog. Prau, der Lotse und der Evangelist Adam im zweiten, kleinern Boot. Da stieß unser Schiffchen eines Abends beim Einbruch der Dämmerung auf einen im Wasser verborgen gewesenen Felsen und kippte beinahe um; es hatte schon Wasser gefaßt, kam aber doch wieder in die richtige Lage. Nun griff unser Lotse ein. Wir Europäer mußten zu ihm und dem Evangelisten ins kleine Boot, da es leichter zwischen den Felsen hindurchkomme. Die jungen Burschen sollten auf der Prau langsam und sorgfältig folgen. Nach zwei Stunden langten wir in stockfinstrer Nacht beim nächsten Dorfe an.

In Djangkang saß am Sonntag morgen der Lotse in der Kirche neben einem Ältesten der dortigen Gemeinde, der seinerzeit auch Kopfjäger gewesen war. Und wie manch andere Männer jener Gemeinde mögen es einst auch gewesen sein!

Der dortige Kirchturm hat wohl seinesgleichen nicht auf der Welt. Er besteht nur aus einem mächtigen Stamm aus Eisenholz, an dem oben ein pyramidenförmiger Aufsatz aus dünnen Palmblättern angebracht ist, der ein Dach vorstellen soll. Das Ganze sieht eher aus wie ein halboffener Regenschirm, zumal da das dem „Turm“ aufgesetzt gewesene Kreuz heruntergefallen war.

Dem Satansreiche hatte der Stamm zuerst gedient, dann dem Weltreiche, und jetzt steht er im Dienst des Gottesreiches: Er hatte ursprünglich bei Totenfesten Verwendung gefunden, wo darangefesselte Sklaven und Kriegsgefangene mit Spießen langsam zu Tode gemartert wurden. Später war er der Flaggenmast eines holländischen Forts während der Pazifizierungsperiode des Landes. Und nun ruft er durch die an ihn befestigte Glocke allsonntäglich die Christen zum Gottesdienst herbei.

Die alte und die neue Zeit veranschaulichten auch die beiden Häuptlingsgräber in Rudjak. Auf dem rechten Ufer ist die Begräbnisstätte des letzten heidnischen Oberhäuptlings mit schauerlichen Teufelsfragen umgeben, damit, wie die einen behaupten, die bösen Geister abgeschreckt würden; nein, um sie anzulocken, versichern andere, so daß sie vom Toten abgelenkt werden, so eine Art Teufelsblitzableiter; „keine Rede“, entgegneten die Dritten: „diese Gesichter sollen die Schutzgeister des Toten heranziehen“ (s. auch Bildertafel 17, Bild 4).

So geht es durch die ganze animistische Welt. Niemand weiß mehr Bescheid über den Sinn der Gebräuche und Zeremonien.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer liegt die Ruhestätte des Sohnes jenes heidnisch gestorbenen Oberhäuptlings, der sich als Nachfolger seines Vaters im Amt und in hohem Alter noch taufen ließ. Ueber seiner Grabstätte steht ein einfaches Holzkreuz mit der Inschrift: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich“ (Matth. 13, 43).

Der Häuptling selbst hatte noch diese Grabchrift bestimmt. Er wollte damit ein Zeugnis seines Glaubens ablegen über seinen Tod hinaus.

Wie leicht liest man oft in der Heimat bei einer Andacht über solche Worte hinweg, und wie monumental wirken sie in ihrer Sieges- und Heilsgewißheit in solcher Umgebung, mitten in den einstigen Hochburgen des Satans, wo einem die Realität einer dämonischen Macht so handgreiflich vor Augen tritt, die aber durch die Siegeskraft des Evangeliums überwunden wird!

Vor dem Kasthaus in Sungei Hanju sah ich eine Zeit lang dem Spiel der Kinder zu, wie sie mit verschiedenfarbigen Hölzchen und Steinchen kurzweilige Unterhaltungsspiele machten, die an Trikkraak und Neuntelstein erinnerten. Und wie fröhlich waren sie dabei und freundlich gegeneinander! War ein Spiel zu Ende, so lachten sie alle zusammen, Sieger und Besiegte, und begannen aufs neue. Die haben es erfaßt, wozu man spielt: Nicht um zu siegen oder sich zu ärgern, wenn man verliert, sondern um sich zu unterhalten und den andern den Sieg zu gönnen. Was könnten da christliche Kinder lernen!

Man soll gewiß nicht mit Rousseau meinen, daß der Mensch von Natur ganz gut sei, und es komme nur darauf an, ihn vor dem Bösen zu bewahren. Aber etwas ist doch daran, daß man mit der Jugend unendlich viel mehr ausrichten könnte, wenn der verderbliche Einfluß der Aelteren, oft sogar der Eltern selbst, nicht wäre. Und ich mußte wieder einmal an das etwas kräftige Wort eines schweizerischen Volksschullehrers denken, der meinte, wenn er nur die alten Leute alle erschlagen könnte, die seinem guten Einfluß auf die Kinder immer wieder entgegenwirkten, dann bekäme er die Kinder in die Hand und könnte etwas Rechtes aus ihnen machen!

Nicht daß ich dies Rezept auf die Schweiz oder auf Borneo angewandt wissen möchte, aber soviel ist sicher und gilt überall, daß die Jugend im allgemeinen viel leichter ihren natürlichen Anlagen nach zum Guten erzogen werden könnte, wenn die alten Sünder nicht immer wieder Unkrautsamen in ihre Herzen würfen. Der Kirchenvater Tertullian hatte ohne Zweifel richtig gesehen, wenn er sagte, die menschliche Seele sei von Natur für das Christentum veranlagt, und das Evangelium allein entspreche ihren tiefsten Bedürfnissen.

Bei der Fahrt durch einen Nebenfluß des Kapuas gegen die Wasserscheide zum Stromgebiet des Kahajan hin mußten wir mehrmals den Kahn durch den Sand ziehen, weil keine Wasserlinie zur Durchfahrt mehr tief genug war. Wie hoch die Flut während der Regenzeit hier sein konnte, bewies uns ein Baumstamm, der aus einer wohl 15 Meter hoch den Fluß überspannenden Schlingpflanze wie ein Damoklesschwert senkrecht herunterhing. Dort oben war er also hängen geblieben, als ihn die hohe Flut talwärts schwemmte.

Die meisten Baumstämme waren bei sinkendem Wasser natürlich im Flußbett abgelagert worden. Auch von beiden Ufern her stürzen fortwährend Stämme hinein. So waren oft förmliche

Barrikaden von Kreuz und quer im Flußbett liegenden Bäumen entstanden. Mehrmals mußte mit der Art der ärgste Wirrwar etwas gelichtet werden, ehe das Boot überhaupt hindurch und hinüber gestoßen und geschoben werden konnte. „Es ist kein Weg zu schwer“, dachten wir, halfen mit und faßten unsere Seelen in Geduld. Und ich dachte schon damals im stillen, wenn es in diesem Tempo weitergeht, komme ich in einem Jahr mit meinem Pensum nicht durch und ich werde wohl um Verlängerung meines einjährigen Urlaubs beim Komitee einkommen müssen.

Sogar im kleinen Urwaldsdorf Lumbang Hempeng fanden wir ein, wenn auch primitives Rasthaus zum Uebernachten. Wir waren in einer der berühmtesten einstigen Kopfsägergegenden. Die gebleichten Menschenschädel an den Häusern bewiesen dies, und auch die reiche Tatauierung der alten Männer konnte darauf hinweisen, denn die reichsten und schönsten Tatauierungen dürfen nur als Auszeichnungen für Heldentaten bei Kriegszügen oder nach erfolgreicher Schädeljagd angebracht werden.

„Was ist das mit dem Schädel da oben an deinem Hause?“ fragte Missionar Henking einen alten, verschmitzt und schurkenhaft dreinschauenden Teufelspriester, dessen rotbraune Haut mit schwarzblauen Tatauierungen bis an die Kehle hinauf und in die Finger- und Zehenspitzen hinaus bedeckt war; seine ganze Kleidung bestand nur aus einem Lententuch aus Baumrinde. „Diesen Schädel wirst du heruntergeschnitten haben?“ „Ja, ja, aber „er“ hat angefangen mit Kopfab schneiden, darum mußten wir seinen Kopf dann auch holen.“ „Es ist aber schon lange her“, fügte er beruhigend bei, damit wir nicht etwa befürchteten, es ginge auch uns an den Kragen.

Beim Abschied von diesen Leuten hielt Missionar Henking eine kurze Andacht mit Gesang und Gebet. Der tatauierte Alte war auch dabei. Ich habe noch niemals ein solches Mienenspiel gesehen wie damals, ein fortwährendes Zucken in seinem runzeligen Gesicht, ein steter Wechsel zwischen Lachen und Weinen, zwischen Spott und Ernst. Was muß in jenen Augenblicken in diesem Manne vorgegangen sein! Vor ihm saßen an der Türschwelle des Rasthauses zwei kleine Knaben in der Stellung etwa wie die der beiden raphaelischen Engeln auf dem Bild der sirtinischen Madonna.

Unverwandt hefteten sie während des Gesanges ihre Blicke auf Missionar Henking, nahmen ihm jedes Wort von den Lippen und sangen es flüsternd nach, so etwa wie junge Vögelein ihre ersten Versuche mit Zwitschern machen!

Der große Bildhauer Michelangelo hat bekanntlich einmal gesagt, er sehe in jedem Marmorblock sofort eine Figur, er brauche sie nur noch herauszumeißeln. So weiß aus jedem Menschen der göttliche Meister sein Ebenbild herauszuholen. Er kann es noch tun bei dem alten Kopfsäger dort in Lumbang Hempeng. Und wie leicht kann es geschehen bei jenen Büblein, die nun schon ihr erstes Lied zu Ehren ihres Erlösers gesungen haben!

Noch großartiger ausgeprägt als in den beiden Hauptlingsgrabern am Kapuas sah ich den Gegensatz zwischen heidnischer Hoffnungslosigkeit und christlicher Heilsgewißheit am Himmelfahrtsmorgen in Lewah am Kahajan, wo der von Missionar Epple angelegte christliche Friedhof hart neben der schauerlichen Begräbnisstätte der Heiden auf der gegenüberliegenden Seite der Straße liegt (s. Bildertafel 15, Bild 4). In buntgeschmuckten Kisten liegen dort auf hohen Pfählen die Gebeine der Heiden. Die vom Toten einst abgeschnittenen Köpfe seiner Feinde liegen neben seinen eigenen Gebeinen deutlich sichtbar. Die Geister jener Ermordeten sollen dadurch gezwungen werden, den Mörder ihres Leibes zu schützen. Zum weitem Schutz gegen böse Geister sind wie in Nudjak allerhand Teufelsmasken angebracht, überdies noch hohe Stangen, damit die guten Geister daran herunterklettern könnten.

Mord und Totschlag, Angst und Schrecken kennzeichnen die heidnischen Grabstätten, wogegen der christliche Friedhof von jedem Grabe aus die Erlösung durch Christus preist.

Jesus Kristus manang!

Jesus Christus siegt! steht in deutlicher Schrift über dem Eingang zum Friedhof.

Die Träger dieser Inschrift, die Pfosten zum Eingangsportal sind umgekehrte Opferpfahle, woran früher bei Totenfesten Sklaven und Kriegsgefangene und später Büffel zu Tode gequält wurden. An ihrem oberen Ende trugen sie geschnitzte Gotzenfiguren. Ihre Verwendung als Träger jener christlichen Siegesinschrift mit den heidnischen Figuren nach unten geschah auf Befehl eines christlich gewordenen Häuptlings. Es war eine mutige Tat von ihm, denn die Heiden fürchteten eine schlimme Rache der Geister bei einer solchen Entwürdigung jener Figuren.

Das erinnert an eine frühmittelalterliche Sitte aus der Zeit der Christianisierung Mitteleuropas, bei Kirchenportalen als Sockel dämonische Gestalten oder Figuren wilder Bestien anzubringen als Symbol des überwundenen Heidentums. Merkwürdig, daß jener

Hauptling Inner-Borneos ganz von sich aus, wie Missionar Epple berichtet, auf die gleiche Idee gekommen ist wie die alte Kirche in der Heimat.

Ueber jedem Grabe erhebt sich ein hölzernes, schön geschnitztes Kreuz, keines ganz gleich wie das andere, jedes mit origineller Dajakerverzierung. Die Inschriften drücken wie in den altchristlichen Katakomben bei Rom kurz und bündig die christliche Ewigkeitshoffnung aus. Einige sind von Missionar Epple, die andern von den Dajaken selbst gewählt worden. Also z. B.

Der und der ruht — bis Jesus bald kommt;

oder: hat verlassen diese Welt;

oder: ist nach dem oberen Zion gegangen;

oder: ist des Herrn Eigentum;

oder: ist sicher in Jesu Armen;

oder: hat seine Heimat im Himmel gefunden;

oder: ist selig im Herrn gestorben.

Ueber einem Familiengrab steht als gemeinsame Inschrift:

Jesus Kristus belom! Jesus Kristus lebt!

Als wir nahe bei Lewah einen sterbenden alten Christen besuchten, sagte ich ihm dann dies Wort ins Ohr: „Jesus Kristus belom!“ Es war das einzige Mal, wo ich auf Dajakisch Seelsorge hatte ausüben können.

Das Leben und das Sterben der Heidenchristen ist für ihre noch heidnischen Volksgenossen ein neues Lied. Diese verstehen zunächst weder dessen Melodie noch Text, aber allmählich erkennen viele, daß es ein Loblied ist zu Ehren eines Gottes, der Trost und Frieden, Erlösung und Seligkeit schenkt, und sie begehren auch, ihm ihr Leben als ein solches Lobopfer darzugeben. Und das alte Prophetenwort behält recht: „Wir hören Lobgesänge von den Enden der Erde zu Ehren dem Gerechten“ (Jes. 24, 16).

Nach einem Ausflug auf die Stätte einer alten Kopffägerburg, die der Schrecken der ganzen Umgebung gewesen war und von den Holländern schließlich mit Kanonen zusammengeschossen wurde, weil man ihren Bewohnern nicht anders beikommen konnte, nahmen wir den Rahajan als Rückreisroute.

Seine Anwohner sind ein stolzes und selbstbewußtes Volk. Sie brachten es auch zu etwas. Einige ihrer Stämme lieferten in frühern Zeiten gefürchtete Seeräuber, die weit ins Meer hinausfuhren, um mit reicher Beute beladen heimzukehren (s. Bildertafel 15, Bild 1 und 2).

Ein solches Seeräubernest war auch Terwang Padjangan. Wir konnten dort eine schöne Tauf- und Konfirmationsfeier abhalten. Die Selbstachtung der Rahajanleute zeigt sich in der Mission in sehr angenehmer Weise daran, daß sie eine Ehre drein setzen, selber Schulhäuser zu bauen, überhaupt möglichst viel im Sinn der Selbsterhaltung der Gemeinden zu leisten.

Wenn sie als Raubritter früher mehr Räuber als Ritter waren, so verhält es sich jetzt umgekehrt. Das zeigte sich auch an einem der Hausburschen aus jenem Stamm, den wir als Begleiter mitgenommen hatten. Das Schleppen des Bootes über die seichten Stellen und die Barrikaden des Urwaldnebenslusses überließ er gern den andern. Das war ihm zu kullmäß'ig. Aber als es galt, eine ritterliche Tat zu tun, noch mit ein bißchen Lebensgefahr verbunden, dafür war er zu haben.

Missionar Henkings silberner Löffel war von einem Landungsfloß in den krokodilreichen Rahajan gefallen. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund?“ Es wurde niemand geheiß'en, den Löffel zu holen. Einige streckten mehr pro forma einen Arm in das trübe Wasser, andere fuchtelten mit Stöcken darin herum — da stürzt sich blitzschnell, wie er stand und ging, unser junger Ritter in die Flut, um im nächsten Augenblick mit dem silbernen Löffel in der Hand und mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt wieder zu erscheinen (vgl. Bildertafel 14, Bild 3).

Dieser junge Mann besucht jetzt das Lehrerseminar in Bandjermasin. Wenn sein moralischer Mut dem physischen entspricht, so ist viel von ihm zu erhoffen.

Wunderbar leuchtete bei den nächsten Fahrten stromabwärts das ganze große Sternbild des Skorpions am südlichen Himmel, von dem wir in unserer Zone nur die obersten Sterne sehen können. Rechts davon strahlte das südliche Kreuz. Wie oft sahen wir es sich widerspiegeln in den dunkeln Urwaldgewässern Borneos!

25. Eine Missionspionierreise ins Innere Borneos.

Der höchste Wunsch wohl der meisten Missionare ist es, einmal als Missionspionier ein noch ganz heidnisches Land betreten zu können, als erster Missionar ein Volk besuchen zu dürfen, das noch nichts vom Evangelium gehört hat.

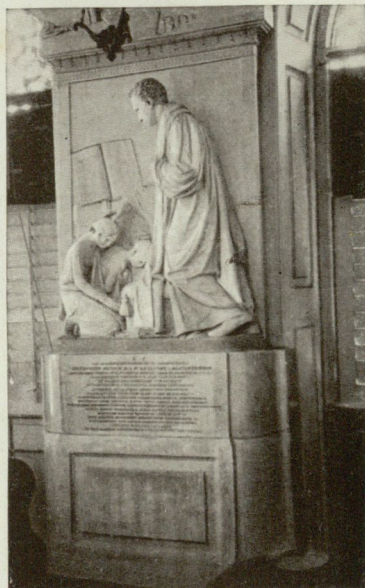
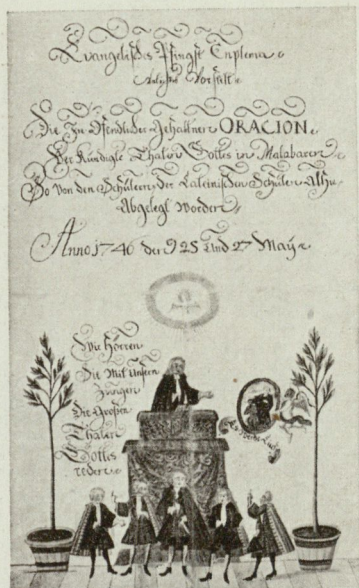
Eine solche Reise in ein noch nie zuvor durch einen ausländischen Missionar besuchtes Land durfte ich im Juli 1925 mit Missionar Henking unternehmen, nach dem Sultanat Kotawaringin an der Südwestküste Borneos, mit dem holländischen Regierungsdampfer von Bandjermasin aus in 28 Stunden zu erreichen, während ein kleiner Küstendampfer 3—4 Tage für diese Strecke braucht.

Das Evangelium war zwar schon vor uns in das Land gekommen. Zwei junge Regierungslehrer, die es durch Missionar Epple in Kwala Kapuas kennen gelernt und durch ihn die Taufe empfangen hatten, waren die ersten Boten gewesen. Der Oberhäuptling, Mas Pati, schenkte mit seiner Familie der Botschaft Gehör. Er wurde deshalb vom muhammedanischen Sultan abgesetzt, dem das ganze Land unterstellt ist, wenn dieser auch politisch nichts mehr zu sagen hat. Schließlich waren es etwa 70 Erwachsene mit 35 Kindern, alle aus dem einen Ort Lubuk Hidju, die die Taufe begehrten. Diesen Wunsch ihnen zu erfüllen, hatte Missionar Henking sich in ihr Land aufgemacht, wobei wir unterwegs noch durch völlig heidnische Gebiete kamen (s. Bildertafel 16).

Von der Küste Kotawaringins bis Lubuk Hidju brauchten wir, fast immer den Wasserweg benützend, zwei Wochen. Wohl fünfzehnmal hatten wir auf dieser ganzen Reise Schiffs- und Rudererwechsel. Kein heidnischer Dajak verläßt in jener Gegend gern sein Stammesgebiet, aus Furcht vor dem Einfluß fremder Geister im fremden Land. Deshalb kennt ein Ruderer selten die Stromverhältnisse über den engeren Wohnsitz hinaus, und es muß darum immer wieder die Mannschaft samt den Rähnen gewechselt werden.

Wir bewunderten das Geschick, womit unsere Ruderer ihre Schiffelein, — meist noch Einbäume, wie sie die Pfahlbauer benützt hatten, — zwischen den Felsen und zahlreichen Stromschnellen hinauf- und hinunterbrachten. In kühnem Bogen, den Vorderteil hoch in der Luft, schossen bei der Rückfahrt die Schiffe über das reißende Wasser in die schäumende Gischt unter den Stromschnellen, geschickt gelenkt durch die gewandten Ruderer, die für dieses Kunststück allein im Rahn geblieben waren, während wir mit dem Gepäck über die Felsen ihnen folgten.

Je weiter wir ins Innere kamen, um so wilder wurde die Gegend. Bald fuhren wir zwischen einem Gewirr halb verwitterter Urwaldstämme dahin, bald zwischen schwarzen Steinhöhlenbänken. Je enger die Flüsse wurden und je steiler die dicht



1. Facsimile einer Einladung zu einem Missionsfest

der Dänisch-Halleischen Mission unter den Tamulen (irrtümlich damals Malabaren genannt) vom Jahre 1746 (s. S. 79).

2. Denkmal des missionsfreundlichen anglikanischen Bischofs Reginald Heber

in der St. George-Kathedrale von Madras. Er ist zwei Tamulen taufend dargestellt. Gest. 1826 (s. S. 82).



3. Denkstein zur Erinnerung an die Landung der ersten evangelischen Missionare in Indien

Bartholomaeus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau am 9. Juli 1706, vormittags 10 Uhr, im Hafen von Trankebar (s. S. 79).



4. Tamulen

am jetzt ganz versandeten Hafen von Trankebar, 10. Dezember 1924. (s. S. 79).



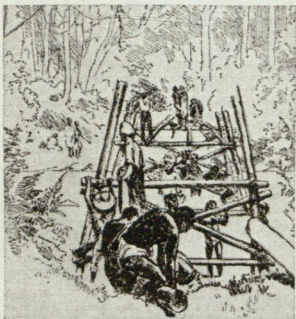
1. Pfadfinderübung in Indien

(Herunterspringen vom Tor) in Gegenwart des Radscha von Bihar und Drissa (auf der Mauer stehend mit eingestützten Armen).
(s. S. 92).



2. Chinesische Pfadfinder

der Amerikanischen Bischöflichen Methodisten-Mission
(vgl. Abschnitt 20).



3. Brückenschlag durch den Urwald von Asante auf der Goldküste

im Dezember 1895 und Januar 1896 durch die Engländer unter der
Leitung des damaligen Majors Robert Baden-Powell, des späteren
Begründers der Pfadfinderschaft. Nach einer Originalzeichnung
von General Baden-Powell (s. S. 124 und 172).



4. Junge Malajen

in Pankalanbon in Südwest-Borneo (s. S. 124 und 172).

bewachsenen Ufer, desto düsterer wurde die Szenerie. Schroffe Felsen, ganze Gebirge erhoben sich. In endloser Abwechslung im Einzelnen und gleichzeitig grandioser Eintönigkeit im Ganzen dehnt sich der Urwald unerbittlich über das ganze Innere der Insel aus.

Von einem hohen Felsen bei Lubuk Hidju aus überschauten wir nach allen Seiten hin das Land bis zu den kühnen Zacken des Schwanergebirges im Norden. Nach den übrigen Himmelsgegenden verliert sich der Blick in dem unabsehbaren Baummeeer, dessen ungleich hohe Blätterkronen wie gewaltige dunkelgrüne Bogen aussehen, ein undurchdringliches schwarzes Geheimnis bedeckend. Dieser Anblick bedrückt das Gemüt, obschon der borneesische Urwald weniger physische Gefahren in sich birgt als das tückische Meer oder die Gletschermwelt mit ihren verborgenen Schründen und Spalten. Aber der Blick in das Urwald Dunkel hinein läßt die Erinnerung an die namenlosen Greuel aufsteigen, die Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende hindurch von dessen Bewohnern begangen wurden, die sich gegenseitig durch Gift und Kopffjagden eine wahre Hölle bereiteten.

Wenn der Wind durch die jahrhundertealten Urwaldbäume rauscht und sie ihre Nester einander zuneigen, so erfaßt einen Grauen im Gedanken an das, was sie erlebt haben müssen und woran sie einander erinnern könnten, wenn sie die Worte dazu hätten.

Sollten die sogenannten animistischen Religionen, aus denen all jene Greuel hervorgingen, wirklich, wie manche meinen, die Wurzel und der Quell für höhere Religionen sein können? „Keine Rede davon,“ sagten mir niassische Pfarrer, als wir über diese Frage uns unterhielten, „wir wurden ja noch immer schlechter durch unsere Religion, und wenn die Mission nicht gekommen wäre und hätte uns aus unserem Sumpf herausgerettet, so wären wir vollends verkommen. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Aufwärtsentwicklung aus einer Religion, wie wir sie hatten, ist absurd.“

Man liebt es gegenwärtig, Naturvölker wie die Dajak oder Niasser und andere, „Primitive“ zu nennen. Dieser Ausdruck ist sehr unklar und irreführend. Es braucht bei einem solchen Volk nicht alles primitiv zu sein, weil seine Kultur sich noch nicht entwickeln konnte, vielleicht wegen Mangels an nötigem Material, z. B. auf einer Koralleninsel der Südsee. Oder die günstigen klimatischen Verhältnisse ließen das Leben in einfachen Kulturverhältnissen zu. Aber alle diese Völker haben doch auch eine Ge-

schichte hinter sich mit Wanderungen und Seefahrten, mit allen möglichen Rassenmischungen seit unvordenklichen Zeiten. Voraussichtlich werden die fortschreitende vergleichende Sprachwissenschaft und genaue anthropologische Forschungen noch überraschendes Licht in dieses Dunkel bringen. Und es könnte sich leicht herausstellen, daß die meisten der sogenannten primitiven Völker höchst komplizierte Mischprodukte und Abkömmlinge vielleicht hoher Kulturvölker sind (s. Bildertafel 16 und Bildertafel 17, Bild 3). So haben die Dajak erwiesenermaßen einen mongoloïden Einschlag (Mongolenfleck) und stammen wohl, wie die meisten Bewohner jener Inselwelt südöstlich von Asien aus Hochasien. Jedenfalls macht die unter jenen Naturvölkern allgemein vorhandene Religionsform des Animismus nichts weniger als den Eindruck von etwas Primitivem, sondern viel eher, wie Missionar Epple, ein genauer Kenner des borneesischen Animismus, versichert, den Eindruck eines Trümmerhaufens, der sich aus nicht mehr verstandenen Resten aller möglichen, zum Teil höhern Religionen zusammensetzt, also jedenfalls etwas Heruntergekommenes, Dekadentes darstellt, wie es auch jene eingebornen Pfarrer der Insel Nias im Blick auf ihre bisherige Religion versicherten.

Das wurde uns auch bestätigt durch die Gespräche mit dem christlich gewordenen ehemaligen Oberhäuptling Mas Pati in Lubuk Hidju. Ganz von sich aus legte er bei der Prüfung der Laufbewohner in den Tagen vor dem Lauffest ein Bekenntnis seines Glaubens ab, das bewies, wie er sich in seiner früheren Religion gebunden sah und von ihr aus niemals einen Ausweg auf eine höhere Stufe gefunden hätte (s. Bildertafel 17, Bild 1).

„Bevor ich das Evangelium kennen lernte“, hob er an, „als ich noch Heide war, wurde ich bei Tag und Nacht von Furcht und Angst gequält. Ich fürchtete mich vor jedem Baum und Stein in der Meinung, es könnte ein böser Geist darin stecken. Ueberall witterte ich Verhexung und Verzauberung und hatte keine frohe Stunde.

Nun aber glaube ich an den allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, als meinen Vater. Stand ich früher ohne Gott unter den Naturgewalten, so fühle ich mich jetzt in seiner allmächtigen Vaterhand und fürchte mich vor keiner bösen Macht mehr. Ich weiß auch, daß mir alles zum besten dienen muß.

Aber ich bin nicht würdig, diesem Gott zu dienen und sein Kind zu heißen, denn ich fühle meine Sünde und Schuld, die mich innerlich von Gott trennt.

Darum glaube ich an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der vom Himmel gekommen ist, der für mich gestorben ist, durch den ich Vergebung der Sünden habe und das Anrecht, ein Kind Gottes zu heißen, und der durch seine Auferstehung auch mir das ewige Leben verbürgt.

Aber ich empfinde meine Unfähigkeit, von mir aus ein Jünger Jesu zu sein, auch wenn ich mich noch so sehr anstrengte.

Deshalb glaube ich an den Heiligen Geist, der mir die Kraft gibt, ein neues Leben zu führen und Jesu nachzufolgen.

Ich weiß, daß ich als getaufter Christ neue Verfolgung werde erleiden müssen wie bisher schon seit meinem Bekenntnis zu Christus, und daß mein Glaube auf schwere Proben wird gestellt werden, aber ich vertraue auf die Hilfe von oben.“

Die gleiche Erfahrung hatte der Apostel Paulus ausgesprochen mit den Worten: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben (Römer 1, 16).“

Nach seinem Bekenntnis erklärte Mas Pati in großer Demut, er fühle sich noch nicht würdig, getauft zu werden und wolle gern noch warten mit der Taufe.

Am folgenden Sonntag wurde er als erster der 105 Taufbewerber mit seiner Tochter getauft. Seine Frau war kurz zuvor als überzeugte Christin gestorben, nachdem sie von einem der christlichen Lehrer war getauft worden.

Eine Stunde weiter hinten im Urwald besuchten wir ein kleines Dorf mit einem Teufelspriesterseminar (s. Bildertafel 16, Bild 4), um auch jenem Häuptling die Botschaft des Heils zu bringen. Er hörte mit seinen Mannen den Worten von Missionar Henking zu und begann dann: „Du hast gesagt, du bringest Licht, weil wir noch in der Finsternis seien. Das fehlte gerade noch, daß man sehen würde, was wir treiben. Uns ist wohl in der Finsternis, und darum bleiben wir darin.“

Das Wort ging nun herum. Der Zweite erklärte: „Ich schließe mich den Worten des Häuptlings an.“ Der Dritte: „Wir sind zu alt, um noch anders zu werden.“ Der Vierte: „Wir sind zu dumm dazu.“ Der Fünfte: „Wir wollen noch warten.“

Da sprangen zwei etwa fünfzehnjährige junge Leute auf und riefen: „Aber wir haben nachgerade genug von dieser Finsternis. Wir verlangen nach Licht. Bitte, nehmt uns mit, wir wollen Jünger Jesu werden!“

Das Evangelium ist ewige Jugend. Darum wird ihm die unverdorbene Jugend immer und überall zusauchen und es aufnehmen und wäre es mitten drin in den Bollwerken des Fürsten der Finsternis.

26. Durch die Insel Bali.

Die berühmte Insel Bali, südöstlich von Java, wird wegen ihrer Natur- und Kunstschönheiten neuerdings, besonders von den Vereinigten Staaten Amerikas aus, sehr stark besucht.

Der Name Bali heißt in der Sprache seiner Bewohner „das Paradies“, die einzig richtige Bezeichnung für diese Insel. Gegenwärtigt man sich die Bilder der Maler, die ihre ganze Phantasie darauf verwandt haben, um das Paradies irgendwie zur Darstellung zu bringen, so fallen sie alle ab neben dem, was auf Bali als Vorlagen für Paradieseslandschaften zu finden wäre. Man vergleiche das Titelbild, das den Hafen von Padang in Sumatra darstellt und das an die Pracht der Natur auf Bali erinnert.

Bieten auch die wunderbaren botanischen Gärten in den Großstädten der tropischen Gegenden die Herrlichkeit der dortigen Vegetation so konzentriert, wie man sie in der freien Natur sonst kaum findet, so werden sie von den unbeschreiblich schönen Szenarien der Insel Bali noch weit übertroffen mit der Mannigfaltigkeit der graziösen Palmen, deren Kronen vertrauensvoll in den tiefblauen Himmel greifen, mit den mächtigen Waringinbäumen, die durch hunderte von herabhängenden Luftwurzeln sich noch fester mit der Erde zu verankern suchen, mit den durchsichtigen Bambusgruppen, die sich wie zarter Federschmuck im Winde wiegen und einen malerischen Kontrast bilden zu den wie alte Kriegsfahnen zerfetzten stets unruhig flatternden, lachend hellgrünen Bananenblättern, die sich in Bali den Luxus haushoher Größe gestatten dürfen.

Das alles in einem abwechslungsreichen Berg- und Hügel-land mit überraschenden Durchblicken in duftige Fernen, bis sich der Blick über die Küsten des Eilandes hinaus in der Unendlichkeit des blauen Ozeans verliert.

Ebenso stark wie die Natur fesseln auch die eigenartigen Kunstprodukte der Bewohner die Augen des Besuchers.

Es ist immer ein glückliches Zusammentreffen, wenn einem kunstsinigen Volk ein leicht zu bearbeitendes Material zur Ver-

fügung steht. Die Balier benützen den weichen Luff ihrer ganz aus vulkanischem Gestein bestehenden Insel zum Bau und zur dekorativen Ausschmückung ihrer Tempel, während sie für die Konstruktion ihrer aus Holz errichteten Wohnhäuser weniger Kunst anwenden — abgesehen von den prächtig geschnitzten rot und golden bemalten Türen.

Ihre Tempelbauten dagegen stellen wahre Kunstwerke dar. Die Portale und Türme und ausgezackten Mauern bilden im wesentlichen eine Wiedergabe des tropischen Blattwerkes, das sie von allen Seiten her umwallt, und reihen sich wunderbar in die sie üppig umgebende Vegetation ein. Und auch die dekorativen Skulpturen, die jede Mauerfläche bedecken, gleichen an die Wand geworfenen schönen Blättern.

Auch all' die Teufelsfrauen und andern Figuren erscheinen wie aus spitzem Blätterwerk zusammengesetzt. Schwerlich wird man anderswo eine Kunst finden, außer etwa in Britisch Ost-Indien, dem Heimatland der Balier, die der Landschaft so wunderbar angepaßt ist, gewissermaßen in ihr aufgeht, wie diese.

Die Einwohner, ein stattlicher, hauptsächlich Landwirtschaft und Viehzucht (s. Bildertafel 18, Bild 4) treibender Menschenschlag (s. Bildertafel 18, Bild 1 u. 2), der aus seiner indischen Heimat eine Abart des Hinduismus mitgebracht hat, wohnen in zahlreichen schönen großen Dörfern, worin jedes einzelne Gehöft gegen die andern durch niedere, längs der Straßen durch hohe Mauern abgegrenzt ist.

Einige Höfe zusammen bilden jeweilen eine wirtschaftliche Einheit, eine Art Genossenschaft zu gegenseitiger Beratung und Hilfe. Jedes Gehöft, auch das kleinste, hat seinen eigenen Tempelplatz, wo meist eine Reihe kleinerer Opferschreine stehen. In keinem Dorf fehlt der gemeinsame Tempelbezirk, eine größere Anlage mit mehreren ineinandergehenden Höfen, gedeckten Hallen, offenen, podiumartigen Gerüsten zur Abhaltung gemeinsamer Opfermahlzeiten, größern und kleinern Schreinen mit oder ohne Götzenbildern.

Die ganze Anlage dieser Tempelhöfe mit ihrer Gruppierung einer Menge größerer und kleinerer Heiligtümer zu einem Ganzen erinnert an die Anordnung der siamesischen Tempelgruppen.

„Wir verehren Schiwa“, erklärte uns ein Balier, „und werden nach dem Tode alle selig. Aber die Reise ins Paradies dauert zehn Jahre. Nur ganz schlechte Menschen, wie die Mörder, müssen wieder auf die Erde zurück und als Hunde oder Schweine

ein Strafbaisein führen, um dann später wieder als Menschen zu erscheinen“.

Gern verehren die Balier ihren Hauptgott Schiwa und die vielen kleinen Natur- und Lokalgotttheiten mit Blumen.

In einem halbdunkeln Hain hinter einer reichen Quelle, die in mehreren Armen ihr frisches Wasser in einen mit Quadern eingefassten Teich strömen läßt, trafen wir eine größere Gruppe Andächtiger. Unter der Leitung eines Priesters saßen sie in stiller Anbetung vor einem großen bildlosen rechteckigen Steinaltar. Der Priester hatte dem Quellengott Blumen gestreut und begleitete das stille Gebet mit jenen merkwürdigen eleganten Hand- und Fingerbewegungen, wie sie zum balischen Kult gehören und die keiner nachahmen kann, der sie nicht von Jugend auf geübt hat.

Bei den Prozessionen zu den Tempeln tragen die Frauen und Mädchen die Opfergaben, meist Feldfrüchte, in zierlich geformten blumenkelchartigen bis drei Meter hohen Körben auf dem Kopfe. Sie kommen damit leicht in die Tempelhöfe hinein, weil den Tempeltoren der Querbalken fehlt, diese also nur aus zwei verzierten Pfosten bestehen (s. Bildertafel 18, Bild 3).

Als Grund dieser Torform wird angegeben, der gute Geist sei so hoch und hehr, daß er bis zum Himmel reiche, darum müßten die Tore oben offen sein, damit er jederzeit einziehen könne. Vielleicht liegt in diesem Gedanken noch eine Erinnerung an einen großen und heiligen Gott, von dem man denkt im Sinne des Salomonischen Tempelweihgebets: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht fassen. Wie sollte es denn dies Haus tun?“ (1. Kön. 8, 27.)

Das gäbe wundervolle Anknüpfungspunkte für die Verkündigung der Wahrheit. Aber die Balier hatten leider gleich den ersten Missionar, der vor sechzig Jahren zu ihnen kam, einen evangelischen Holländer, erschlagen. Darauf verbot die holländische Regierung eine Wiederaufnahme der Mission. Und als ich die Insel im Sommer 1925 besuchte, war dieses irdische Paradies noch ohne alle christliche Botschaft.

27. Hellstes Licht im tiefsten Dunkel.

Am frühen Morgen des 13. August 1925 stand ich auf dem 2770 Meter hohen Penandjaan auf Java, einer Erhebung am Rande eines ehemaligen Riesenkraters, der acht Kilometer im

Durchmesser hat, und auf dessen jetzigem Sandboden sich eine ganze Reihe kleinerer, zum Teil noch tätiger Vulkane erheben. Gegen Südwesten raucht der 3676 Meter hohe Smeru, der höchste Berg Javas, der zum selben Vulkansystem gehört, dem ausgedehntesten, das man kennt. Das ganze sieht aus wie eine Mondlandschaft (vgl. Bildertafel 11, Bild 2).

Ich war morgens um halb 2 Uhr in Tosari aufgebrochen, um noch rechtzeitig zum Sonnenaufgang auf der Höhe des Penandjaan zu sein. Es war noch finster, als ich mit dem Führer oben ankam. Dieser legte sich hin und schlief, während ich gespannt nach Osten schaute, wo nach einer kurzen Dämmerung die Sonne in einer so feurigen Glut aus dem Meer aufstieg, wie ich es noch nie geschaut hatte. Kaum war die ganze Scheibe sichtbar, so schossen schon goldene Strahlen aus ihr hervor, während die Sonne selbst immer noch in der Rubinenpracht ihrer roten Lichtflut funkelte. Ich hatte das Gefühl, dieses rotgoldene Licht in vollen Zügen trinken zu können. Ach, daß unsere menschlichen Augen zu schwach sind, solchen Glanz lange zu ertragen! Ich mußte mich wegwenden, um nicht geblendet zu werden.

Unheimliches Brummen und Donnern, das aus dem Kraterkegel des Bromo mitten in der Sandebene des ganz großen Kraters kam, erinnerte mich daran, daß ich auf einem immer noch tätigen Vulkan stand. Den Namen Bromo leitet man ab von Brahma und meint wohl nicht mit Unrecht, die Javaner hätten in ihrer hinduistischen Zeit vor dem Eindringen des Islam in dem geheimnisvollen Grollen des Vulkans die Stimme des Gottes Brahma vermutet.

Bis zur Besitzergreifung durch die Holländer wurde dem vermeintlichen Gott im Vulkan Bromo jedes Jahr ein Menschenopfer gebracht. In den feurigen Abgrund des trichterförmigen Kraters wurden Menschen noch lebend hinabgestürzt, dem kochenden Gestein mit seinen Schwefeldämpfen in den Rachen. Eine wahre Höllenfahrt! Als ich selbst dort auf dem schmalen, brüchigen Kraterstand stand und in die qualmende Glut hinabschaute, sagte ich mir: tausendmal lieber den weißen Tod in irgend einer Form in den Hochalpen erleiden, in einer Lawine oder durch einen Absturz, als hier in diesem Feuer- und Schwefelsturm.

Noch heutzutage wird alljährlich einmal dem Bromo ein lebendes Opfer gebracht; statt Menschen werden Ziegen und Hühner hinunter geworfen, denn noch hat sich hier, am Abhang dieser Vulkane, ein Rest der alten indischen Bevölkerung erhalten,

der einzige in ganz Java. Physisch und kulturell ganz heruntergekommen, üben diese Leutein noch immer ihre überkommenen Religionsformen weiter. Ob bei dem Bromo-Dpfer noch der Gedanke eines Schuldgefühls und eines Sühnebedürfnisses mitwirkt, woraus zweifellos diese Zeremonie hervorgegangen war, ist fraglich. Das Dpfer ist ein großes Volksfest und Schaugepränge geworden, an dem viel Neugierige von auswärts teilzunehmen pflegen (vgl. Bildertafel 9, Bild 2). Im übrigen besteht die Religion auch dieses Bergvölkchens aus Geisterfurcht und Anwendung von Zauberkräften, ein trauriger Ausläufer der ursprünglich doch verhältnismäßig hohen brahmanischen Religion. —

Die fein konstruierten und geistvoll durchdachten Religionen des fernen Ostens waren eben doch nur babylonische Türme, die in sich selbst zusammenbrechen mußten, weil nur menschlicher Geist an ihnen gebaut hatte.

28. Erfolge der Muhammedaner-Mission in Java und anderswo.

Java wird oft als das Land verpaßter Missionsgelegenheiten bezeichnet. Es wäre in der That leichter gewesen, die Bewohner als Heiden zu christianisieren, bevor sie der Erstarrung des Islam verfallen waren. Nun hatte aber der Islam Jahrhunderte vor dem Christentum dort Eingang gefunden und spielend seine Eroberungen fast über die ganze Insel hin gemacht, bevor nur mit der christlichen Mission überhaupt begonnen werden konnte. Und daß er sich, wo er einmal Wurzel gefaßt hat, ganz von selbst ohne eigentliche Mission ausbreitet, weiß man auch aus andern Ländern.

Ich besprach mich in Kivala Kapuas in Borneo mit einem christlichen Lehrer, einem ehemaligen Muhammedaner, Moses Lampe, über die Ursachen der raschen Verbreitung des Islam.

Als ersten Grund zur Propaganda nannte er die Hoffnung auf eine Belohnung im Jenseits.

Als zweiten das Geschäftsinteresse. Es liegt einem muhammedanischen Kaufmann natürlich daran, auf einen möglichst weiten Kreis von Glaubensgenossen als Abnehmer seiner Waren zählen zu können und überhaupt Stützpunkte und Hilfe für seinen Handel zu bekommen, besonders auch für den sehr einträglichen mit muhammedanischen Amuletten.

Auch gibt jeder Uebertritt wieder einen Anlaß zu einem fröhlichen Fest, zu dem in erster Linie derjenige eingeladen wird, der den Konfessionswechsel veranlaßt hatte.

Ferner schmeichelt es jedem Muhammedaner als Vertreter einer geistigen Großmacht aufzutreten, die von Marokko bis Celesbes reicht, und gewissermaßen als Eroberer von seiner Geschäftsreise heimkehren zu können.

Bei den Hadschji, d. h. den frühern Mekkapilgern und nachherigen berufsmäßigen Vertretern des Islams wirkt auch ein religiös-imperialistischer Gedanke mit, das Bestreben der Ausbreitung und der Verherrlichung des Islams und seiner Macht an sich.

Das Motiv, zu: Ehre Allahs dessen Religion zu verkünden, hat Moses Lampe nie bei einem Muhammedaner entdecken können.

Den Beweggründen der Muhammedaner, ihre Religion zu propagieren, kommen die Wünsche der Heiden entgegen, sie anzunehmen.

Zunächst imponiert ihnen das stolze, selbstbewußte Auftreten der Bekenner des Islam, besonders der Hadschji. Die Bekleidung der Muhammedaner, in Indonnesien meist tadellos sauber, und alle die Kulturgüter, die sie zum Verkauf bringen, lassen sie als hoch überlegen erscheinen.

Neben diesem kulturellen spielt sehr stark auch ein politisches Motiv mit hinein. Es lockt die, meist unter irgend einer westländischen Regierung stehenden Eingebornen heidnischer Länder, einer Weltmacht sich anschließen zu können, die unter dem Ruf: „Kolonialvölker aller Länder, vereinigt euch unter der grünen Fahne des Propheten!“ Unterstützung im Kampf gegen die Oberherrschaft der christlichen Großmächte verheißt.

In Indonnesien gilt der Uebertritt zum Islam zugleich als Anschluß an das malajische Volk. Muhammedaner und Malajen sind in holländisch-Indien Korrelatbegriffe. Ein zum Islam übergetretener Dajak zum Beispiel wandelt sich auch äußerlich völlig um. Er kleidet sich und spricht malajisch und genießt — für den Anfang wenigstens — kein Schweinefleisch mehr. Und so stellt er sich nun in doppeltem Gegensatz zur holländischen Kolonialregierung als Muhammedaner und als Malaje.

Und bei all diesen äußern Vorteilen dürfen die Uebergetretenen bleiben, wie sie sind. Kein neuer Wandel wird gefordert. Der Aberglaube mit all seinem Zauberwesen kann bleiben und wird noch durch muhammedanischen verstärkt. Es genügt, wenn

das vorschriftsmäßige „Gebet“: „Allah ist groß und Muhammed ist sein Prophet“ fünfmal täglich gesprochen und die Moschee regelmäßig besucht wird, wenn Almosen gespendet und die Fasten innegehalten werden.

Als besonders verdienstliches Werk gilt natürlich eine Wallfahrt nach Mekka oder Spendung von Beiträgen an die Reisekosten Anderer dorthin.

Die große Spaltung in Konservative und Reformen, die gegenwärtig die muhammedanische Welt entzweit, macht sich auch in Borneo bis Kwala Rapuas hinauf geltend. Die neue Richtung mit vertieftem religiösem Ernst, die die Wiederherstellung der ursprünglichen reineren Form des Islams verlangt gegenüber der traditionell gewordenen Entartung in heidnisch formelhafte Wesen, ist verheißungsvoll. Sie kann für das Evangelium zugänglicher machen, als die alte es tat.

Bei den Muhammedanern in Borneo besteht keine Feindschaft gegen Christus. Im Gegenteil, sie ehren ihn, und er kommt fogar in ihren Gebeten vor.

Nur behaupten sie, weil Muhammed zeitlich nach Christus aufgetreten sei, stelle er eine höhere Stufe eines Propheten dar, allerdings nur auf religiösem und nicht auf sittlichem Gebiet. (vgl. für Indien S. 83). Von sittlichen Kräften könne man darum im Islam auch gar nicht sprechen.

Muhammed wird als tot angesehen. Man stellt sich ihn nicht als allgegenwärtig vor, betet darum auch nicht zu ihm.

Ein Haß der Muhammedaner gegen das Christentum und die Christen ist in Borneo also nicht zu bemerken, wenn sie auch die Ausbreitung des Evangeliums aus den genannten Gründen nicht gern sehen.

Moses Lampe ist bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre Muhammedaner gewesen und hatte regelmäßig fünfmal im Tage sein vorgeschriebenes Bekenntnis zu Allah und dessen Propheten gesprochen, auch die übrigen Gebete in unverständlicher, arabischer Sprache heruntergeleiert wie die übrigen Muhammedaner.

Den Anstoß zu seinem Uebertritt zum Christentum hat ihm das Wort eines Missionars gegeben: „Ihr Muhammedaner seid bejammernswürdige Leute und befindet euch auf dem Irrweg.“ Das hatte ihm zu denken gegeben. Er versuchte dann das Christentum kennen zu lernen, wofür sich bisher sonst nur wenige Muhammedaner die Mühe nahmen. Sowie er die Bibel kennen gelernt hatte, war ihm die Ueberlegenheit des Christentums über

den Islam klar geworden (vgl. S. 47), und er ließ sich nach einem gründlichen Unterricht in der christlichen Lehre taufen.

Soweit mein Gewährsmann in Borneo.

Im allgemeinen wird der Islam leicht angenommen und schwer wieder abgelegt. Er macht leichtfertig, selbstgerecht und stolz.

In Indien erklärte mir ein Muhammedaner, er sei zuerst Hinduist gewesen, hernach durch den Einfluß einer Missionschule Christ. Dann habe er's auch mit dem Islam probieren wollen, und diese Religion gefalle ihm nun am besten. — „Weshalb denn?“ „Das kann ich gar nicht sagen. Es ist eben einfach herrlich!“ So sprechen Millionen früherer Heiden, die jetzt Allah anrufen und nicht daran denken, die ihnen entsagungsvoll und demütigend erscheinende Nachfolge Jesu anzutreten. Darum hält es schwerer, einen Muhammedaner als einen Heiden zu missionieren.

Mit dem übrigens ganz vom Fetischismus überrankten Monotheismus der Muhammedaner ist's eben nicht getan. Dieser eiskalte, blutdürstige, haremsfreudige Allah ist nicht der Vater unseres Herrn Jesu Christi, sondern die Erfindung eines orientalischen Genußmenschen und psychopathischen Schwärmers.

Die innere Leere des Islam verschafft ihm zwar seine äußeren Erfolge, weil er für den natürlichen Menschen eine so bequeme Religion ist, bereitet aber gleichzeitig seinen innern Zerfall vor; und die verschiedenen holländischen und andern Missionsgesellschaften in Indonesien arbeiten darum besonders in Java hoffnungsfreudig und geduldig unter den Muhammedanern.

Eine allerdings mit starker Regierungshilfe reich ausgestattete ärztliche christliche Mission mit mustergültigen Spitälern befolgt das Herrenwort: Heilet die Kranken! Ein glänzend ausgebautes Schulwesen steht unter dem Wort: Lasset die Kinder zu mir kommen! Und ein sorgfältig geschulter Stab von Predigern ruft unverdrossen trotz der langgedehnten Allahrufe, die von den Minaretten herab ertönen: Wendet euren Sinn, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Lasset euch versöhnen mit Gott!

In Modjo Warno auf Java werden die getauften Muhammedaner der Umgegend in einer gemeinsamen Ansiedelung mit Kirche vereinigt. In der Nähe steht ein Heim zur Fortbildung christlicher Lehrer und Prediger, die von Zeit zu Zeit samt ihren Familien wieder für einige Monate zusammenkommen, um in der Kenntniss der Heiligen Schrift vertieft zu werden.

In Solo auf Java sah ich in einem Töchterseminar ein christliches Mädchen, das so vom Evangelium erfaßt wurde,

daß es nicht anders gekonnt hatte, als eine Jüngerin Jesu werden, und es auf sich nahm, von seiner muhammedanisch gebliebenen Mutter, mit der es früher aufs innigste verbunden war, verstoßen und verflucht zu werden.

Ergriffen hat mich im Sonntagsgottesdienst in Djokjokarta der Gesang der muhammedanischen Gemeinde, wenn ich bedachte, daß diese Christen alle samt ihrem Prediger einst ihre Gebetsübungen in Moscheen gemacht hatten.

Im Lehrerseminar der Amerikanischen Methodisten in Buitenzorg wohnte ich einer Gebetsstunde der jungen Leute bei, die aus dem Islam gekommen waren. Ihr ernstliches Beten erinnerte mich an das der jungen Tibetener in Dardjiling (vgl. S. 61).

Und wenn wir dann noch von D. Zwemer, dem berühmten Muhammedanermisionar in Cairo vernehmen, daß die Zahl der Bekenner Allahs, die sich taufen lassen, von Jahr zu Jahr zunehme und ein großes Verlangen nach der Heiligen Schrift in der islamischen Welt sich zeige, so erkennen wir, daß die Mission unter den Muhammedanern trotz allen Schwierigkeiten nicht hoffnungslos erscheint, und daß die Zeit vielleicht näher ist, als wir meinen, wo auch dieses Totenfeld wird belebt werden (s. Bildertafel 13, Bild 4 und Tafel 19, Bild 3, 4).

29. Unter den Bewohnern der Insel Nias, einst Kopfabschneidern, jetzt Evangelisten.

Die Erweckungsbewegung auf der kleinen Insel Nias, südwestlich von Sumatra, hat in den letzten zehn Jahren viel von sich reden gemacht.

Schon vorher waren die Erfolge der Barmer Mission dort groß mitten unter einem ganz heruntergekommenen Kopfsjägervolk, wo kein Mensch seines Lebens sicher war, und die ursprünglich religiöse Bedeutung des „Koppensnellens“, wie die Holländer sagen, sogar zum bloßen blutigen Sport ausgeartet war.

Eine Missionsfrau auf Nias, deren Vater unter den Missionspionieren stand, erzählte mir, wie ein Häuptling einen Preis auf den Kopf ihres Vaters gesetzt habe, weil er dessen Schädel notwendig in seiner Kopfsjägertrophäen-Sammlung haben müsse.

Und jetzt konnte ich bei Tag und Nacht nach allen Richtungen hin die Insel durchqueren, ohne auch nur das Geringste befürchten zu müssen. Von ihren 180 000 Einwohnern haben

schon 60 000 die Taufe empfangen, und 30 000 weitere stehen im Taufunterricht. Die Hälfte der Bevölkerung hat also den Götzen den Abschied gegeben und sich Christus zugewandt, während die andere zum größten Teil auch schon sauerteigartig durchdrungen ist vom Geist des Evangeliums.

Schon früh war die Mission darauf bedacht gewesen, sich einen Stab von eingebornen Mitarbeitern heranzuziehen, denn was wollten die etwa zwanzig Missionare allein ausrichten ohne Hilfskräfte aus den Eingebornen?

Es traf sich, daß ich auf der Hauptstation Gunung Sitoli an der monatlichen Konferenz der eingebornen Mitarbeiter dieses Stationsgebietes teilnehmen konnte. Die große Kirche war fast ganz gefüllt von eingebornen Missionaren, Pfarrern, Evangelisten, Lehrern, Bibelboten und Bibelfrauen, alle nur aus dem einen Stationsgebiet.

Ich wurde auch hier gebeten, von meinen Begegnungen mit Sadhu Sundar Singh zu erzählen. Jeder Tag brachte den Missionaren in Gunung Sitoli wieder eine Fülle neuer Arbeit. Heute waren es die Taufbewerber, die unterrichtet sein wollten, morgen trat eine Gruppe von Berufsarbeitern zu einem Bibelkurs an, übermorgen stellten sich die Konfirmanden ein, denn trotz den vielen Mitarbeitern verbleibt den Missionaren immer noch übergenug Arbeit. Es war mir wertvoll, einige Tage hindurch Zeuge dieses voll pulsierenden Lebens sein zu dürfen.

Den Höhepunkt während meines vierzehntägigen Aufenthaltes auf Nias bildete für mich die Teilnahme am jährlichen Missionsfest der Station Kolowua. Die geräumige Kirche war übergelüllt. Wohl tausend Personen mögen anwesend gewesen sein. Da die Niaser sehr musikalisch sind, hatte die Feier zugleich den Charakter eines Gesangfestes. Jede Einzelgemeinde des Stationsgebietes trug ein Lied vor.

Es waren lauter weiche, mich fast sentimental anmutende Melodien gewählt worden, was offenbar dem Wesen der Niaser entsprach. Verschiedene Reden wechselten, und zum Schluß wurden die Beiträge der Einzelgemeinden an das eigene niasische Missionswerk unter den noch heidnischen Volksgenossen mitgeteilt. Die niasischen Christen haben also bereits die Stufe der „Selbstausbreitung“ erreicht.

Noch selten, wie in dieser Versammlung habe ich das Gebet des Herrn gemeinsam von so vielen so andächtig beten hören und noch nie das apostolische Glaubensbekenntnis mit demütigerem

Ernst, auch sozusagen betend, von einer ganzen Versammlung bekennen hören. Diese Leute standen nicht vor Menschen, sondern vor Gott. So muß dort hinter der Säule im Tempel zu Jerusalem der Zöllner gestanden haben, als er an seine Brust schlug und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ (s. Bildertafel 19, Bild 1 und 2).

Die Verpflichtung zu seelsorgerlicher Arbeit an andern wird aber nicht den berufsmäßigen Mitarbeitern allein überlassen. Jeder christliche Missionar fühlt sich mitverantwortlich für seine Volksgenossen. So wird z. B. die am Sonntag gehörte Predigt am Nachmittag nicht nur gemeinsam besprochen, sondern bei Kranken und Alten, die den Gottesdienst nicht besuchen konnten, wiederholt, so daß sie in der ganzen Gemeinde in alle Weiler, sozusagen in jedes Haus hineinkommt ohne Radio!

Tief bewegt haben mich die Gesänge bei den Morgen- und Abendandachten in den Häusern. Mitten auf der Insel, in einer früher wegen Kopfsjägeri besonders berüchtigten Gegend, hörte ich vom Missionshaus aus durch das dichte schattenspendende Blätterdach hindurch, unter dem die Wohnungen der Eingebornen verborgen liegen, am Abend ein Lied wie „Befiehl du deine Wege“ und am andern Morgen im Frühlicht der aufgehenden Sonne: „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffnen Lichte!“

„Das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen, und die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen (Jes. 9, 1 und Ev. Matth. 4, 6).“

30. In Sumatra. Der Sieg des Evangeliums im Lande der Kannibalen.

Wenige Missionswerke machen so sehr den Eindruck des Abgerundeten, Einheitlichen, ein ganzes Volk Umfassenden, eine neue Welt Schaffenden, als die Batakmission der Rheinischen Missionsgesellschaft auf Sumatra.

In den Jahrgängen 1829, 30 und 36 des „Evangel. Missionsmagazins“ von Basel liest man von den ersten Versuchen, den Kannibalen in Sumatra das Evangelium anzubieten, und wie dann die Trauerbotschaft die Missionswelt durchlief, die beiden amerikanischen Missionare Munson und Lyman seien bei

einem Versuch, von Sibolga aus zu einem wilden Stamm vorzudringen, erschlagen und verzehrt worden.

Heute steht an der Stelle jener Greuelthat in Lobu Pining, wo jetzt eine Autoverkehrsstraße durchführt, ein von den Rheinischen Missionaren jenen mutigen Pionieren gestifteter Denkstein mit den Inschriften: „Hier ruhen die Gebeine der beiden amerikanischen Missionare Munson und Lyman, erschlagen und aufgeessen im Jahre 1834. Joh. 16, 1—3“; und: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche des Herrn Jesus“. Vier bald hernach getaufte Nachkommen jener Kannibalen verurteilten durch ihre Anwesenheit bei der Einweihung des Denkmals die Untat ihrer Väter.

Jetzt erstreckt sich das Gebiet der Barmer Mission von Sibolga an der Südwestküste bis gegen die Nordwestküste hin und umspannt das ganze Hochland, besonders südlich und östlich des Tobasees, mit einem dichten Netz von Stationen.

In rascher Fahrt führt das Verkehrsauto von Sibolga durch den finstern Urwald in das dicht bevölkerte kultivierte Hochland, ein grünes welliges Hüggelland, worin unzählige kleine Wäldchen zerstreut liegen. Jede dieser Baumgruppen überschattet ein Batakendorf. In den Bäumen verborgen erheben sich hohe Schutzwälle aus Lehm, z. T. jetzt zerfallen, ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Kannibalismus, wo jede Häusergruppe sich vor Ueberfällen schützen mußte so gut es ging.

Es wäre fast ein unheimlicher Anblick, diese scheinbar unbesohnte grüne Landschaft ohne eine Spur von Menschenwohnungen, während man doch weiß, daß sie von Zehntausenden von Menschen besiedelt ist, wenn nicht, soweit das Auge reicht, das Land mit hell leuchtenden Punkten übersät wäre, die in der Nähe jener dunkeln Wäldchen stehen. Es sind Kirchlein und Schulhäuser der Barmer Mission, die davon Kunde geben, daß der Bann des Heidentums gebrochen ist und ein neuer Geist seinen Einzug in das Land gehalten hat. Als im Jahre 1861 die Barmer Mission mit ihrer Arbeit bei den Batak einsetzte, war der Kannibalismus noch allgemein im Schwang, und die Missionare in steter Gefahr, umgebracht zu werden.

Nah bei der Hauptstation Pea Radja wurde mir jener Marktplatz gezeigt, auf dem der Pionier der Batakmission, D. L. Nommensen, während eines Festes hätte sollen getötet und verzehrt werden. Er hatte um den Nordplan gewußt, war aber im Vertrauen auf den Gott, der ihn in die Mission berufen hatte, mitten unter seine Feinde getreten und sprach zu ihnen von

der Liebe Gottes zu allen Menschen, so daß sie wie gebannt waren und niemand Hand an ihn zu legen wagte.

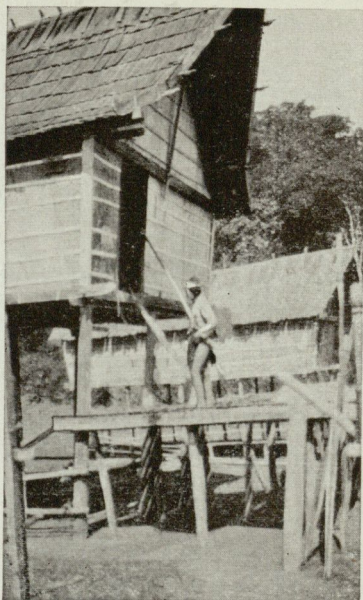
Der Weg von Pea Radja zu jenem Marktplatz führt an einem Hügel vorbei, wo in der heidnischen Zeit dann und wann ein junger Knabe durch Eingießen von glühendem Blei in den Mund vor allem Volk während eines großen Festes getötet wurde. Unmittelbar vorher hatte er versprechen müssen, jederzeit alle Wünsche seiner Volksgenossen zu erfüllen, natürlich ohne eine Ahnung gehabt zu haben von dem, was ihm bevorstand. Kaum hatte er ein fröhliches „Ja“ gesagt, so floß schon der heiße Metallstrom durch seinen Leib, und alles Volk jauchzte laut auf: Nun haben wir wieder einen Schutzgeist, der uns in allen Mord- und Kriegstaten Beistand versprochen hat und leisten wird! (vgl. die Bärenopferung bei den Ainu in Japan S. 212).

Eben schritt ich mit dem Missionar, der mir das erzählt hatte, an jenem Hügel vorbei. Da kam ein Missionschüler daher. Wie er seinen Missionar erblickte, ging's wie ein elektrischer Funke durch das kleine Männchen. Sein Gesicht leuchtete hell auf, und ein freundliches jauchzendes „Tabe Tuan!“ (d. h. Sei gegrüßt, Meister!) kam über seine Lippen.

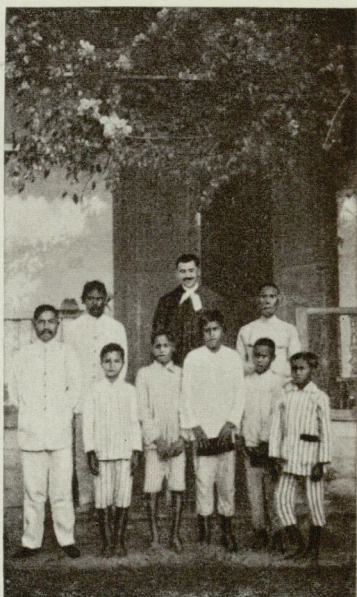
Es lag in diesem freundlich-fröhlichen Gruß alles, was in einem echten Kindergruß liegen kann: Liebe, Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Verehrung!

Wie völlig müssen die Barmer Missionare das Herz dieses Volkes und seiner Jugend gewonnen haben, wo sie so begrüßt werden! Und das eben an der Stätte, wo einst jene schauerlichen Kinderopfer stattgefunden hatten! „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen!“

Die Reise zum schönen, weiten Tobasee, einem alten Krater, führt durch wild zerklüftetes, z. T. unfruchtbares Vulkangebiet. In einem kleinen Motorboot fuhr ich über den See, der von halbmeterlangen Goldfischen, zum Teil rotgoldenen oder grüngoldenen schimmernd, belebt wird, nach einer der abgelegensten Missionsstationen, nach Panguruan, und machte mit dem dortigen Regierungsbeamten Ausflüge in noch heidnische, ganz abgelegene Dörfer, wo in den wundervoll geformten und kunstvoll verzierten Häusern noch allerhand Zaubergeräte hängen. Aber das Heidentum ist im ganzen Lande gebrochen, es ist zum „Paganismus“ geworden, der sich öffentlich nicht mehr sehen lassen darf, und dessen Ueberbleibsel man nur noch bei den „Pagani“, den hintersten Hinterwäldlern, findet.



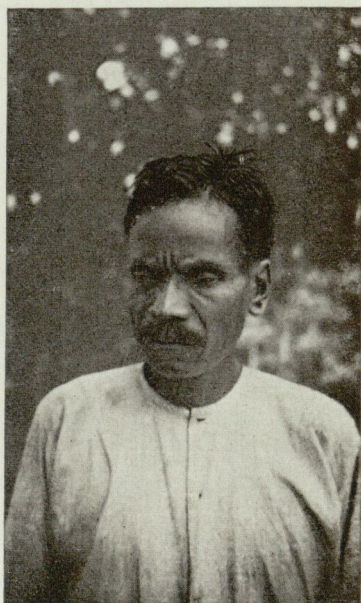
1. Häuser in Sungkub am Bulit,
einem Nebenfluß des Mentabi, im Lande
Kotawaringin (Borneo).



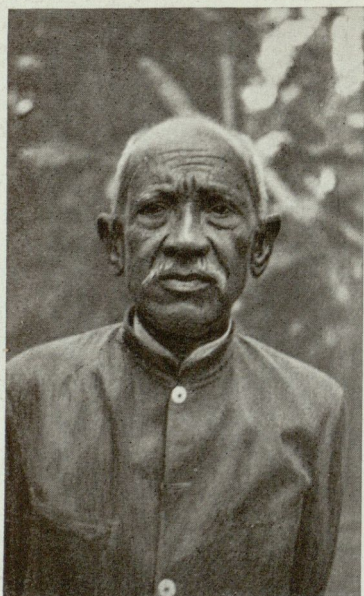
2. Missionar Friedrich Schmid
in Borneo,
damals in Kuala Kapuas mit seinen ersten
Konfirmanden, Pfingstsonntag, 31. Mai 1925
(f. S. 98).



3. Lehrerfeminarist aus Bandjermasin
tropfnass mit silbernem Löffel, den er eben
durch Tauchen vom Grund des Kahajanflusses
heraufgeholt hat. 21. Mai 1925 (f. S. 111).



4. Unser Lotse auf dem Kapuasfluß,
ehemaliger Kopfsäger (f. S. 105).



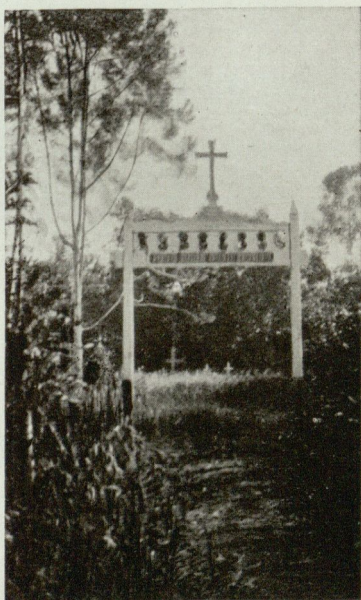
1. Dajak aus Pankoh
am Kahajan, 29. Mai 1925 (f. S. 110).



2. Dajakin aus Pankoh
am Kahajan, 29. Mai 1925 (f. S. 110).



3. Teufelsfrage zur Abwehr böser
Geister in Kwala Kapuas in Borneo
(f. S. 98).



4. Eingang zum christlichen Friedhof
in Tewah
am Kahajan. Der Friedhof ist von Missionar
Evple angelegt worden (f. S. 109).

Am Sonntag auf der großen Station Balige ging's zu wie bei uns in der Heimat, da wo noch gut christliche Sitte herrscht: stark besuchter Gottesdienst und zahlreiche Sonntagschüler am Vormittag, fröhlich singende Gruppen junger Leute, Gebets- und Bibelstunden am Nachmittag.

Im Gottesdienst wurde ich gebeten, von der Tauffeier in Lubuk Hidju auf Borneo (vgl. S. 115) zu erzählen. Ich machte auch hier wie anderswo die Erfahrung, daß heidenchristliche Gemeinden außerordentlich lebendig den Fortschritt des Evangeliums auch unter andern Völkern verfolgen. — Auch das erinnert, wie so vieles auf dem Missionsfeld, an die apostolische Zeit.

Ganz bedeutend ist die Hilfe, die die Barmer Mission den Kranken angedeihen läßt. Ihr großer Spital zu Pea Radja ist zu klein geworden und muß verlegt werden, da die Bodenformation an seiner jetzigen Stätte keine Ausdehnung zuläßt.

Großen Eindruck haben mir die zahlreichen Auswärtigen in Huta Salem bei Laguboti gemacht mit ihren saubern Häuschen und den dankbaren Gesichtern der Kranken, die es wissen, wie schrecklich ihr Los ohne dieses christliche Liebeswerk wäre.

Charakteristisch für die Batakmission ist wie auf der Insel Nias auch der große Stab von tüchtigen eingebornen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen.

Als ich nach dem Besuch des stattlichen Seminars in Si Poholon den jungen Leuten zurief: „Auf Wiedersehen!“ gab einer lachend zurück: „Ja, im Himmel!“ „Warum erst dann wieder?“ dachte ich. Mancher junge Batak ist schon nach Europa gekommen, um akademische Studien zu machen; und ein Wiedersehen schon auf Erden mit dem einen oder andern jener angehenden batakischen Missionsarbeiter wäre nicht ausgeschlossen. Einstweilen hoffe ich jedenfalls noch viel von ihnen und ihrer Arbeit wenigstens zu hören.

Hinter-Indien.

31. Singapore. Auslandchinesen und „schlechte Christen“.

1. Auslandchinesen.

Was in Singapore und in allen Hafenorten der malajischen und indonesischen Welt sofort am meisten auffällt, ist die große Zahl von Chinesen. In manchen dieser Städte wie in Singapore

und Bangkok überwiegt die chinesische Einwohnerschaft an Zahl die einheimische.

Man fühlt sich in malajisch-indonesischen Gestaden schon sozusagen im Vorhofs Chinas.

Die ungeheure Auswanderung der Chinesen erklärt sich aus den unsicheren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen ihrer Heimat, dem ewigen Räuberunwesen, den lästigen Stammesfehden und den verheerenden Bürgerkriegen. Raummangels wegen brauchte niemand auszuwandern. Das Land hätte noch für hunderte von Millionen Einwohner mehr Platz, wenn nur friedliche Verhältnisse und eine umsichtige Verwaltung herrschen würden.

Aber einstweilen wandern die Chinesen also noch nach allen Seiten hin aus. Bei meiner Rückfahrt von Hongkong nach Singa-pore nach meinem ersten Besuche Chinas fuhrn auf dem großen Dampfer nur fünf Europäer unter 2000 Chinesen!

Wie mancher dieser bettelarmen Kuli, deren einziger Besitz ein schmutziger Kleiderbündel war, mag nach zwei bis drei Jahrzehnten als reicher Kaufmann in der ersten Klasse zurückfahren, wie schon unzählige seiner Volksgenossen, die durch Fleiß und Geschick in der Fremde ihr Glück gemacht haben.

Und wo in all' jenen Hafenstädten recht schöne Villen zu sehen sind, so gehören sie in den meisten Fällen reichen Chinesen.

Eben begann die chinesische Neujahrszeit, als ich zum erstenmal in Singa-pore anlangte. Bis in die späte Nacht hinein strahlte der Glanz der hellerleuchteten und festlich mit rotgoldenen Tüchern geschmückten chinesischen Kaufläden auf die Straßen hinaus. Ihre freundlichen, in bunte Gewänder gekleideten Besitzer luden unter großen Verbeugungen die Vorübergehenden liebenswürdig ein, ihnen die Ehre eines Besuches zu erweisen.

Hier in Singa-pore, also in chinesischer Diaspora, habe ich aus Anlaß der Neujahrszeit mehr vom Glanz des alten China gesehen, als im Lande selbst.

In der Diaspora befinden sich die Chinesen sozusagen in der Reinkultur, losgelöst von ihrem verdummenden Fung-Schui, der sogenannten „Wind- und Wasserlehre“, jenem ganzen Matten-könig von kulturhemmendem Aberglauben. Hier macht ihnen auch keine Behörde Vorschriften über Konfuzius- oder Sun Yat-sen-Verehrung.

Für jede Nation ist es von unschätzbarem Gewinn, wenn sie nicht in einem einzigen politischen Verbande eingeschlossen ist, sondern sich auf verschiedenartige Staatsgebilde verteilen kann, weil

sie dann immer wieder in neuen Varianten erscheint, was für sie selbst und andere Nationen eine geistige Bereicherung bedeutet. Es verteilen sich jetzt die in die Millionen zählenden chinesischen Ausgewanderten auf Duzende von fremden Staaten. Dort haben sie Gelegenheit, frei von den überkonservativen Hemmungen des alten China oder den ins andere Extrem umgeschlagenen überstürzten Neuerungen, wo man den zweiten Schritt vor dem ersten tun will, sich behaglich und individuell zu entwickeln.

Aufgefallen ist mir in der chinesischen Diaspora von Singapore bis Honolulu die große Zahl von jungen Leuten, die die höheren Schulen besuchen. Die Mission sieht mit Recht in diesem Bildungsdrang der Chinesen eine wundervolle Gelegenheit, ihnen zugleich mit äußeren Kenntnissen auch christliche Weltanschauung zu vermitteln. Zu Tausenden strömen sie in die vorzüglich gehaltenen Bildungsanstalten der Mission. Ich sah noch selten so viele aufgeweckte, intelligente Gesichter beisammen, wie in den chinesischen Missionsgymnasien und Colleges von Singapore und Honolulu. Es kommen ja nur die, die leicht und gern lernen, und es muß eine Freude sein, dort zu unterrichten.

Die Mission läßt es sich auch etwas kosten, und ihre Schulhäuser können gar wohl Schulpaläste genannt werden.

Welche Bedeutung solche Schulen haben können, zeigt das Beispiel von Sun Yat-sen, jenem Diasporachinesen aus Honolulu, der im dortigen amerikanischen Gymnasium unterrichtet und dort nicht nur mit dem Christentum, sondern auch mit den amerikanischen demokratischen Ideen bekannt gemacht worden war, und auf Grund dieser der spätere Bahnbrecher für eine neue Aera der ostasiatischen Geschichte und damit der Weltgeschichte überhaupt geworden ist.

Es heißt neuerdings, man dürfe im Blick auf die Mission keine kriegerischen Ausdrücke in seiner Sprache mehr gebrauchen. Ein christlicher Chinese in Shanghai sagte mir, es sei beleidigend für die Nicht-Christen und die Neugebauten, wenn die westländischen Christen von Kämpfen und Siegen in der Mission sprächen, von der Eroberung eines bisher noch verschlossenen nicht-christlichen Landes durch das Evangelium usw.

Aber hie und da liegen Bilder aus der Kriegsführung auch gar zu nahe. Selbst der Apostel Paulus verwendet sie ja oft, und unser Sprachgebrauch ist voll davon. Der „Heilige Krieg“ geht ja nicht gegen Menschen, sondern gegen die Macht des Bösen. So möchte ich all' die chinesischen Niederlassungen außerhalb Chinas mit den Außenforts einer Festung

vergleichen, die zuerst genommen werden müssen, will man die Festung erobern. So erscheint mir, bereite eine Durchdringung der Diasporachinesen mit dem Geist des Evangeliums die Christianisierung Chinas selbst vor, im Blick auf den regen Verkehr zwischen den Ausgewanderten und ihrer alten Heimat und einer allfälligen endgültigen Rückkehr dorthin. Auch an die wichtige Aufgabe, die die Christenheit in Europa gegenüber den vielen chinesischen und japanischen Studenten hat, die in ihrer Mitte studieren, sei hier erinnert!

In Bandjermasin wohnte ich einer Bibelbesprechung bei, die regelmäßig im Haus eines chinesischen Kaufmanns zwischen diesem, noch einigen seiner Volksgenossen und dem Missionar stattfanden. Diese Chinesen waren alle noch nicht getauft. Im Hauptraum der Wohnung brannten auf einem Ahnenaltar Räucherkerzen zur Erinnerung an die verstorbene Mutter, während auf der anstoßenden Veranda eifrig in der Bibel geforscht wurde, wobei alle Anwesenden sich beteiligten. In Basel würde man eine solche Zusammenkunft „Verein Christlicher Gemeinschaft“ (B. C. G.) nennen. So etwas geht eben in der Diaspora leichter als in China selbst.

Leider konnte ich das Diasporawerk der Basler Mission in Nord-Borneo nicht kennen lernen, weil mich der Besuch wegen der seltenen Schiffsverbindungen einen vollen Monat gekostet hätte und ich meine Zeit zusammen nehmen mußte, da ich damals noch nicht um Verlängerung meines einjährigen Urlaubs eingekommen war. —

2. Die „schlechten Christen!“

Singapore gilt, wie alle Hafenstädte, als Sündenpfuhl. Dort fand ich, wie auch anderswo an solchen Orten, eine entschiedene Mißbilligung der Missionsarbeit bei den Europäern, die den Missionskreisen ferne stehen. „Ich bin grundsätzlicher Gegner der Mission“, heißt es etwa, „denn die getauften Eingebornen sind schlechter als die Heiden und Muhammedaner. Sie lügen und stehlen noch mehr als diese. Die Mission verdirbt die Leute mehr, als daß sie sie bessert“.

Das Urteil ist gefällt, und alle Belehrung nützt nichts. Die Europäer, die so sprechen, kommen gewöhnlich nicht über die Hafenstadt hinaus ins Land hinein, und wenn auch gelegentlich, so doch in den aller seltensten Fällen in eine christliche Gemeinde. Auch fehlt ihnen in der Regel jede persönliche Fühlung mit Missionsleuten.

Von all' dem neuen geistigen und geistlichen Leben, das mitten in der heidnischen Welt um sie herum entsteht, haben sie meist keine Ahnung. Sie hatten vielleicht schon keine Ahnung vom wahren Christentum beim Verlassen ihrer europäischen Heimat. Sie besitzen darum gar kein Organ dafür, das echt Christliche draußen zu erkennen.

Und dann vergessen sie, daß das leichtsinnige Leben in manchem Hafenort sogar schon vielen Europäern verderblich geworden ist, vielleicht ursprünglich ganz gut gesinnten und ehrbaren Menschen.

Auch übersehen sie, daß die größten Schlechtigkeiten an solchen Orten infolge des Vorbildes von Westländern Boden gefaßt haben, was für jüngere, noch unbefestigte einheimische Christen eine gefährliche Verführung sein muß.

Ein junger schweizerischer Gelehrter, der sich jahrelang in einer großen Stadt des fernen Ostens aufgehalten hatte, aber von daheim aus wußte, was wahres Christentum ist, hat über diese Frage sehr richtig geurteilt:

„Es ist leicht begreiflich, daß junge Heidenchristen, die mit dem Uebertritt zum Christentum meist alles, auch das Gute, was ihre frühere Sitte ihnen bot, meinen ablegen zu müssen, aber noch nicht Zeit hatten, sich in die christliche Sitte einzuleben, gewissermaßen auf der Brücke zwischen beiden in einer verführerischen Weltstadt zu Fall kommen, besonders durch das Beispiel leichtfertiger Europäer, die sie eben auch als „Christen“ ansehen und deren Beispiel sie nun glauben befolgen zu können.“

Das ist ein gerechtes, auf feinen Beobachtungen ruhendes Urteil und ist jenen oberflächlich über die Mission absprechenden entgegenzuhalten, die so ungerecht sind, wie wenn auf Grund des Benehmens einiger roher Hafenarbeiter in einer europäischen Seestadt alle Christen in Europa als Kahlhinge und Säufer bezeichnet würden.

Im übrigen ist es eine bekannte Tatsache, daß sich manche Heiden und Muhammedaner bei europäischen Kaufleuten und Konsuln als „Christen“ vorstellen, ohne je mit dem Christentum innerlich in Berührung gekommen zu sein, aber in der Meinung, sich dadurch empfehlen zu können, weil eben alle Westländer draußen „Christen“ genannt werden. So antwortete mir einmal kurz, scharf und verächtlich in einer Bahnhofrestauration auf Ceylon der Wirt, als ich ihn nach der Bedeutung der vielen Whisky- und Rumflaschen auf seinem Schrank fragte: „Das

ist natürlich nicht für uns Buddhisten oder für die Muhammedaner, das trinken nur die Christen.“ Gemeint waren eben die Westländer.

32. Siam.

Das Evangelium im Lande der gelben Röcke und der weißen Elefanten.

Vor der Sandbank, die der Menam-Fluß bei seiner Mündung ins Meer vor sich aufgeworfen hat, mußte der Dampfer das Steigen der Flut abwarten, bis er ohne Gefahr einfahren konnte. Im frühen Morgengrauen legte er an der Landungsbrücke in Bangkok an. Mit einem gewissen Recht nennt man die Stadt das Venedig des Ostens. Die Altstadt wenigstens wird von vielen Kanälen durchzogen, und manchmal ist man auf diese allein zum Vorwärtskommen angewiesen. Daß ich jetzt wieder an einem der Hauptsitze des Buddhismus war, erkannte ich, wie in Ceylon (vgl. S. 96), sofort an den vielen gelben Röcken, die schon am frühesten Morgen das Straßenbild beleben, bettelnden Mönchen, die jedem Vorübergehenden ihre Geldbüchsen entgegenhalten, damit er Gelegenheit habe, ein verdienstliches Werk zu tun.

Da die Mönche zum größten Teil die Schulung der Jugend in der Hand haben, jedenfalls die religiöse Unterweisung, ist es für jeden jungen Siamesen Vorschrift, einige Jahre in einem buddhistischen Kloster, angetan mit zitronengelber Kutte, zuzubringen. Das erklärt die vielen gelben Gewänder auf den Straßen, die also nicht jedesmal einen wirklichen Mönch einhüllen.

Die übrige Menschheit trägt helle, meist weiße Jacken mit bunter übriger Gewandung, einem großen Umschlagtuch, in ähnlichen Falten, wie es in Britisch Ostindien üblich ist. Neben der rötlichen Hautfarbe der Siamesen erschienen mir die auch stark vertretenen Chinesen infolge des Kontrastes gelber als sonst.

Da der König ein großer Freund des Pfadfinderverwesens ist, wimmelt es in Bangkoks Straßen von diesen (vgl. S. 93).

Neben den sprichwörtlich gewordenen gelben Röcken der vielen Mönche und ihrer Schüler haben die sogenannten weißen Elefanten Siams einen großen Namen. Sie gelten als heilig und werden auf Staatskosten erhalten. Damals gab es neun in der Residenz. Wirklich weiß aber ist keiner. Nur ihr etwas helleres Grau genügt, um sie für heilig zu halten. Es sind meistens eine Art Albino. Das Publikum darf sie mit Zuckerrohr füttern, was

auch wieder den Gebern mehr nützen soll als den Empfangenden, weil es die Summe der guten Werke erhöhe.

Die wunderbaren Tempelanlagen des alten königlichen Palastes sind nur an bestimmten Tagen zu sehen (s. Bildertafel 20, Bild 1). Aber mit einer freundlichen Miene bekommt man auch sonst Zutritt, nur ja nicht etwa durch ein Trinkgeld. Innerhalb weniger Stunden ist es mir auf königlichem Gebiet in Bangkok in einem Tempel, im Thronsaal des neuen Palastes und in einem Elefantestall nicht weniger als dreimal begegnet, daß das von mir dem Diener angebotene Trinkgeld mit Entrüstung zurückgewiesen wurde: „Wir sind königliche Beamte und nehmen keine Trinkgelde.“ Die Hindu haben eine andere Logik. Im Radschappalast von Dschaiपुर hatten mir die zahlreichen, müßig herumstehenden Diener von allen Seiten her die offenen Hände entgegengestreckt: „Wir sind doch königliche Beamte und haben darum unserer Würde entsprechend ein großes Trinkgeld zu beanspruchen!“

Man könnte Bangkok auch die Stadt der vielen Pagoden nennen, deren spitze Dächer zierlich in die blaue Luft ragen, die einen vollständig vergoldet, die andern aus feinem Porzellan. In den Tempelhöfen stehen allerhand symbolische Menschen- und Tierfiguren herum. In einem Tempelhof erscheinen die vier steinernen Torwächter in der Tracht alter Holländer!

Außerhalb der alten Stadt dehnen sich weithin moderne großstädtische Anlagen aus, in deren Mitte sich einer der prunkvollsten Königspaläste der Erde erhebt, seinerzeit vom bekannten modernistischen König Tschula Longkorn erbaut. Vor einigen Jahrzehnten bereiste er, wie unlängst König Amanullah von Afghanistan verschiedene Länder Europas, auch die Schweiz, wo er an der Seite des damaligen Bundespräsidenten Deucher durch die Straßen der Bundesstadt fuhr, ein Ereignis, das von dem humorvollen Redaktor Dürrenmatt damals in köstlichen Versen besungen wurde.

Der König von Siam gilt als der mächtigste Protektor des Buddhismus, und doch kann sich, buchstäblich unter den Fenstern seines Palastes, ein blühendes Missionswesen entwickeln.

Schon auf dem Schiff erkundigte ich mich nach den Missionshäusern in Bangkok. Ein Schiffsoffizier sagte, er wisse nur, daß gegenüber einem Varietétheater so etwas wie ein Missionshaus stünde. Hineingegangen sei er natürlich noch nie.

Desto fleißiger besuchen es die Einheimischen. Es handelte sich um den offenen Lesesaal der Amerikanischen Bibelgesellschaft mit Bibeldepot an geschickt ausgewähltem Platz, — einer Straßens-

Kreuzung an der Hauptverkehrsader der Stadt, just gegenüber dem Kino, dem alles zufließt. Aber auch der Lesesaal bleibt nicht leer. Jedesmal, wenn ich ihn besuchte, bei Tag oder bei Nacht, immer fand ich alle Tische besetzt. In vier Sprachen liegen Blätter auf: Siamesische, Malajische, Chinesische und Tamulische. Bibeln und Bibelteile kann man in etwa zehn verschiedenen Sprachen dort kaufen (vgl. Abschnitt 36).

Für die heimkehrenden Besucher der zahlreichen Vergnügungslökalen der Stadt wird an neun Orten abends spät von den Amerikanischen Presbyterianern Straßenpredigt gehalten. Es werden zu diesem Zwecke kleine Läden an den Hauptstraßen gemietet und mit Rednerpult, Harmonium und Bänken ausgestattet. Nach der Straße zu steht das Lokal natürlich ganz offen. Durch Gesang werden die Vorübergehenden aufmerksam gemacht, und sobald einige stehen bleiben oder gar eintreten, wird das Wort Gottes verkündet.

Wir waren eben auf einer solchen Predigtstation gewesen und wollten spät abends noch eine zweite besuchen, die man aber gerade schloß. Auf meine Bitte, man möge sie doch noch einmal öffnen, begann man aufs neue mit Gesang und Reden, und wieder blieben viele Passanten stehen. Der Redner war ein junger Siamese, der selber durch eine solche Straßenpredigt das Evangelium kennen gelernt hatte und sich nun ganz dem Dienst dieser Arbeit widmet.

Die amerikanischen Presbyterianer unterhalten in Bangkok auch ein großes Gymnasium, das von Hunderten von jungen Leuten besucht wird. Die Ordnung darin ist wunderbar. Zur gemeinsamen Morgenandacht in der Aula treten die Schüler unter den Klängen eines flotten Marsches an, nachdem sie sich in ihren Klassenzimmern versammelt hatten, und verlassen in militärischem Schritt den Saal, während die Musik wieder eine muntere Weise spielt. Ich rede nicht dem Militarismus das Wort, sondern nur jener strammen Disziplin, wie sie durch das Militär typisch geworden ist, und ohne die man nirgends in der Welt auskommt, am wenigsten in einer Erziehungsanstalt für junge Leute.

Ganz abseits, weit außerhalb der Stadt in herrlichem Park, nur auf Gondeln zu erreichen, steht die prächtige Mädchenschule derselben Mission.

Das Land Siam hat außer der Eisenbahnverbindung mit Singapore noch fast keine Verkehrswege. Trotzdem reicht die Wirkung des Evangeliums schon weit ins Land hinein.

33. Indochina dem Evangelium offen!

Saigon, die Hauptstadt des französischen Indo-China, trägt vollkommen französischen Charakter. Die schön angelegte Stadt wird fast nur von Franzosen und Annamiten bewohnt und kann ein Klein-Paris genannt werden.

Nahe dabei, mit der Straßenbahn in wenigen Minuten zu erreichen, dehnt sich die große Chinesenstadt Cholon aus. Dort wurde eben das chinesische Neujahr gefeiert, als ich die Stadt während eines zweitägigen Schiffshaltes besuchte. Bei einem fröhlichen Drachenspiel wurden allerhand Tänze aufgeführt, die auffallend an den Tanz der drei „Klein-Basler Ehrenzeichen“ erinnerte, Vogel Gryff, Leu und Wilden Mann auf der mittleren Rheinbrücke zu Basel, der auch jedes Jahr einmal stattfindet als uralter Volksbrauch.

Nahe bei Saigon wohnt der Leiter einer erst seit 1911 im Lande tätigen amerikanischen Allianz-Mission, des ersten evangelischen Missionsunternehmens unter den zwanzig Millionen Bewohnern Indo-Chinas.

Schon in zehn Städten sind Hauptstationen gegründet worden mit einem Stab von zwanzig amerikanischen Missionskräften nebst einer Reihe eingeborner Hilfsarbeiter.

Der letzte gedruckte Rapport, den ich zur Hand habe, vom vierten Quartal des Jahres 1924, berichtet von stetigem Wachstum der Gemeinden. Die Arbeit wird ebenso sehr unter den eigentlichen Eingebornen als unter den eingewanderten Chinesen getan, ist also im Grund ein doppeltes Missionsunternehmen. Die annamitischen und chinesischen Christen helfen einander beim Bau ihrer Kapellen, und die Majoritäten stellen sie immer auch den Minoritätsgemeinden zur Verfügung.

Besonders erfreulich ist die bereitwillige Aufnahme christlicher Literatur durch die heidnische Bevölkerung. Im Jahr 1924 war die Uebersetzung der ganzen Bibel in das Annamitische beinahe ganz vollendet, und schon vor Jahren wurde das ganze Neue Testament den 15 Millionen Annamiten in ihrer Sprache zugänglich gemacht. Auch in diejenige von Cambodja sind schon die Evangelien des Matthäus und des Lukas übersetzt worden.

Eine eigene Missions-Presse arbeitet unaufhörlich. Im Jahre 1923 druckte sie 10 Millionen Seiten. Außer den biblischen Büchern ist auch Bunjans Pilgerreise und andere erbauliche Literatur auf Annamitisch publiziert worden.

Ein Zeichen, wie das Volk nach dieser Literatur verlangt, ist der Umstand, daß z. B. im Jahre 1924 in weniger als vier Monaten über 20 500 Bibelteile und Hunderte von ganzen Neuen Testamenten nebst tausenden von andern Traktaten auf einem einzigen Stationsgebiet durch die Kolporteure konnten verkauft werden.

In Bibelstunden für Männer und Frauen werden die neugewonnenen Christen tiefer in die Schrift eingeführt. Der Jahresbericht von 1924 ist voll von Lob und Dank für den Erfolg, den Gott dieser jungen Mission schon geschenkt hat.

China und Port Arthur.

34. Meine Reise über die hinteren Basler Missionsstationen in China.

Da sich kurz nach meiner Ankunft in Hongkong Missionar Schmid, der Generalpräses der Basler Mission, zur Reise nach Kayintschu über Swatau rüstete, schloß ich mich ihm an, um mit ihm den Moifluß hinauf ins Innere zu gelangen.

In Swatau, einem in den folgenden Jahren bei den Bürgerkriegen viel umstrittenen Hafenplatz, benützte ich die Wartezeit bis zur Abreise ins Innere wieder einmal zur Korrespondenz, zu der man auf einer solchen Reise so selten kommt.

Da wurde ich durch einen richtigen Heidenlärm unterbrochen. Vor dem gefängnisartig kleinen Fensterchen meines Stübchens im chinesischen Gasthaus zog eine Prozession vorbei. Ein Göze aus einer benachbarten Stadt hatte das Bedürfnis gefühlt, einen Kollegen in Swatau zu besuchen. Wie eine Fastnachtslaterne beim Morgenstreich in Basel wurde der umjubelte Gast durch die engen Gassen der Stadt geführt. Der Jugend war der Lärm zu gönnen. Es war doch wenigstens wieder etwas los.

Unweit unseres rattendurchhüpften Gasthauses, wo ich diese lieblichen Tiere zwischen den Beinen der Gäste durchspringen sah, erhebt sich ein siebenstöckiger Eisenbetonbau mit flachem Dach und Riesenteleskop darauf zu astronomischen Vorträgen am Abend.

Es war eine sogenannte „Institutional-Church“ der Amerikanischen Presbyterianer. Ein zungenbrechendes Wort, das aber eine gute Sache bezeichnet, einen Zentralbau für alles, was unter den Begriff von kirchlicher Arbeit und Tätigkeit der Innern

Mission gehört, mit Predigt- und Vortragsräumen, Unterrichtszimmern vom Erdgeschoß bis unters flache Dach, mit Lokalen für alle möglichen Bestrebungen wie Jünglingsvereine und Bibelkurse mit Lesesälen und Bibliothek.

Das Haus steht den ganzen Tag offen, und jedermann kann ohne weiteres hinein. Jeden Abend wird ein Lichtbildervortrag gehalten. Natürlich kommt Krethi und Plethi. Die mittelalterlichen Dome Europas waren gerade an der Reihe, als Missionar Schmid und ich teilnahmen. Auch das Basler Münster erschien auf der Leinwand. Der chinesische Erklärer wußte nicht viel darüber zu sagen. Ich blies meinem Nachbar einiges ein. Er rief es in der Hakkasprache in den Saal hinaus, und der Vortragende gab es in elegantem Swatauer Dialekt wieder.

Nach den Bildern kamen natürlich Evangelisationsansprachen. Das war ja der Zweck des Abends. Wer nachher noch Lust hatte und einen starken Brustkasten, konnte noch aufs Dach hinaufsteigen und sich den gestirnten Himmel durchs Fernrohr erklären lassen und über Gottes Allmacht nachdenken lernen. „Prediget zur Zeit und Unzeit. Wandelt eure Stimme. Werdet allen alles!“

Während der Fahrt auf dem etwas rumpeligen Eisenbahnwagen nach Tschautschufu erinnerten die vielen blau und violett leuchtenden Mohnfelder daran, daß das schädliche Opiumlaster wieder ungestraft getrieben werden könne. Der Mohnbau wurde von manchen Generalen sogar begünstigt, ja gefordert, weil die Landleute infolge des Verkaufs des teuren Opiums höhere Steuern zu zahlen imstande waren.

In den Straßen von Tschautschufu trat mir zum erstenmal die ganze Farbensymphonie rein chinesischer Städte jauchzend entgegen. Die Geschäftsreklameschilder, die in Europa nicht als Verzierungen der Häuser und Straßen gelten, bilden in China deren größten Schmuck. Die Tafeln stehen im rechten Winkel zu den Fassaden der Häuser, so daß der Passant, ohne den Kopf drehen zu müssen, gerade ausschauend Duzende von solchen Inschriften lesen kann. Es braucht im Chinesischen nur wenige Zeichen, um sehr viel sagen zu können, da sie ja keine Buchstaben, sondern Begriffszeichen sind. Und dann bietet es an sich schon einen ästhetischen Genuß, gut gemalte chinesische Schriftzeichen anzuschauen mit ihren wunderbar malerischen, oft geradezu genialen Zügen.

Und nun vollends die Farben! Es kommen nur vor: rot, gold, blau, weiß und schwarz, rein zufällig die Farben der republikanischen Fahne seit 1911. Die Mischfarben orange, grün

und violett oder gar braun und grau sind ausgeschlossen und tauchen nur in westlich infizierten Hafenstädten auf. Die Kombination der Farben von Hintergrund und Schrift sind gold auf schwarz und rot, sowie rot und blau auf weiß. Und nun male man sich diese rot-gold-blau-weiß-schwarze Farbenpracht aus, wobei Gold auf rot und schwarz bedeutend vorwiegen! Kein Volk besitzt solch feinen Farbensinn und so starkes Farbenbedürfnis wie die Chinesen. Ich juble in Gedanken jetzt noch in Erinnerung an die von dunkelrot in goldgelb oder rotblau schillernden Seidenstoffe in den engen Bazarstraßen von Schanghai oder Sutschau.

Die grüne Farbe steht fast immer irgendwie mit dem Tod im Zusammenhang. Grüne Kleider tragen die Musikanten bei Beerdigungen und die Leichenträger, farbige Grabinschriften sind meist grün; grün und Gold auch die prächtigen Tafeln der Ahnenhallen mit den Namen der Verstorbenen. Einzig in der Verzierung von Balkenwerk und Deckenkassetten in Prachträumen tritt die grüne Farbe auch unter die Lebenden.

Alte Bilder aus dem täglichen Leben der Chinesen und die Beschreibungen Marco Polos beweisen, daß in früheren Zeiten auch die Kleidung der Chinesen, nicht nur am Neujahrstag wie heutzutage, sondern auch für gewöhnlich viel bunter war als jetzt.

Gar malerisch unterbrechen auch die vielen Ehrenpforten die lange Linie der Hauptstraßen von Tschautschufu. In keiner andern Stadt traf ich so zahlreiche und fein ausgeführte. Infolge der modernen Straßenerweiterung stehen sie, aus ihrer früheren Verbauung in vorgeschobene Krämerläden befreit, wieder in ihrer ganzen Zierlichkeit da. So kommt das Schöne an der alten Kultur wieder neu zur Geltung. Ein Musterbeispiel glücklicher Modernisierung.

Allerdings muß in Tschautschufu auch manches dran glauben, was man vom Standpunkt der Kunst aus gern erhalten sähe.

Da führt um des gesteigerten Verkehrs willen eine breite Straße mitten durch eine alte Ahnenhalle, und manche Tempel dienen rein profanen Zwecken oder gehen gar ihrem Zerfall entgegen.

Im Gegensatz zu Indien werden in China selbst wenig neue Tempel mehr gebaut. Dagegen überall in der chinesischen Diaspora, wie auf der Halbinsel Malakka, auf den Sundainseln und in Honolulu. Aber im alten China bringt das absterbende Heidentum nicht einmal mehr die Kraft auf, sich energisch zu wehren

gegen das siegreich vordringende Christentum. Die modernen antichristlichen Strömungen unter der Jugend Chinas stammen aus dem Abendland und entspringen der Hauptsache nach in Moskau.

Die neuen Tempel ausgewanderter Chinesen dienen mehr als Symbole der nationalen Zusammengehörigkeit als dem Kultusbedürfnis, enthalten auch oft Restaurationen und Versammlungslokale und dienen als Klubhäuser. Auch bilden sie eine wirksame Geschäftsreklame, ein Zeichen wirtschaftlicher Prosperität. So errichteten die Kaufleute aus Tschautschufu sogar im eigenen Lande, in Hinnen, einen luxuriös ausgestatteten Tempel mit wunderfeinen Porzellanfigürchen auf dem Dach, womit sie sich das „Gesicht wahren“ als erfolgreiche Kaufleute.

In einigen Tempeln Tschautschufus war Militär einquartiert, gehörte doch damals im Januar und Februar 1925 die ganze östliche Kantonprovinz noch zum Kriegsschauplatz. Patronenlisten, Weihrauchstäbe, Thermosflaschen, Kartentaschen, Drakelhölzer, Revolver und Zigarrettenschachteln lagen funterbunt durcheinander auf den Altären, auf die die verstaubten Götterbilder verwundert heruntersahen. Neben den dämonisch aussehenden Figuren der Tempelwächter standen wirkliche militärische Wachen, weniger grimmig dreinschauend, aber unter Umständen wesentlich gefährlicher als jene.

Wir stellten uns in einem solchen Tempel zwischen all' dem heiligen und unheiligen Gerümpel dem General vor, der damals das Oberkommando in der Stadt führte, weil wir dachten, es freue ihn. Man wechselte die Visitenkarten, trank einander Tee zu, sprach über die schlechten Zeiten und verabschiedete sich unter gegenseitigen endlosen Verbeugungen.

Ein anderer Tempel war von den Englischen Presbyterianern zu einem Schul- und Predigtraum eingerichtet worden.

Also dort Gewehre und Munition, hier Bibel und Gesangbuch an Stelle der alten Götter.

Während der Fahrt den Fluß hinauf auf einem primitiven chinesischen Dampfer bewiesen uns die unzähligen, mit Hühnerblut bestrichenen Papiere rings um die Gräber auf den Feldern und an den Bergabhängen, daß wir noch in der chinesischen Neujahrszeit lebten. Von Singapore bis Kayintschu vom 19. Januar bis zum 17. Februar, war ich in der chinesischen Neujahrsstimmung.

Von Tschiangheu, wo wir in einem sauberen chinesischen Gasthaus nächtigten, war es noch einen Tagesmarsch bis Kayintschu. Als Reisebegleiter hatten wir einen Arzt der Amerikanischen Bap-

tisten, der unsern verstorbenen Dr. H. Bay gut gekannt hatte und ihn rühmte, daß er ein ebenso vorbildlicher Missionar wie Arzt gewesen sei. Weithin über die Grenze der Kantonprovinz bis hinein in das Fukienggebiet sei er wohl bekannt gewesen.

Die freundliche Aufnahme bei unsern Missionsleuten in Kayintschu, denen wir an einem Samstag Abend spät ins Haus fielen, bleibt uns in dankbarer Erinnerung.

Am folgenden Tag wohnte ich in der Kirche zum erstenmal einer Heidentaufe auf einem unserer Gebiete bei.

An die Baselder Posamenterstuben wurde ich erinnert, als ich bei einem Rundgang durch die Stadt schmale Seidenbänder antraf, die Produkte einer Basler Bandfabrik, die auch im Kanton Baselland durch Hausindustrie arbeiten läßt. Vielleicht sah ich in Kayintschu Seidenbänder, die von meinen frühern Pfarrkindern in Bregwil oder Lauwil waren gewoben worden. Möglicherweise hatte ich sogar selber daran gearbeitet, da ich auch einmal zum Probieren einige Augenblicke einen Webstuhl trieb. Wie oft hatten mich die Posamenter meiner Gemeinde gefragt, wohin wohl in aller Welt ihre Bänder kämen? Dort im Innern von China hätte ich sie zuletzt vermutet.

Als Generalpräses Schmid, in dessen Begleitung ich reiste, einige Tage später abends bei stockfinsterner Nacht vor der ummauerten, einsam in der weiten Hinnenebene wie ein mittelalterliches Kloster daliegenden Station Pyangtong eintraf, war die ganze Station zum Empfang unter dem Torbogen bereit. Laternen und Fackeln verbreiteten ein unsicheres rötliches Licht und warfen gespenstische Schatten an die Mauern. Hunde bellten, Schritte dröhnten, Schlüssel klrirten — eine mittelalterliche Romantik sondergleichen. Man konnte sich ins Kloster St. Gallen, zur Zeit Ekkeharde zurückversetzt fühlen.

Der Bau des neuen Predigersseminars auf der Station nahte damals seiner Vollendung. Man zeigte mir auch unter anderm die Küche, wo einst ein Basler Missionar einen leibhaftigen Tiger, der sich dorthinein geflüchtet hatte, durchs vergitterte Fenster von außen her erschossen hatte. Vom Fosang aus, einem nahen Berge, überschauten wir die Hinnenebene mit ihren vielen Wasserläufen und glänzenden Spiegeln überwässerter Reisfelder, aber auch mit ihren unabsehbaren Missionsgelegenheiten.

Im dichtbevölkerten China kann's nicht im Sturm in Hundertkilometersprüngen vorwärts gehen wie in Afrika oder Borneo. In der Hinnenebene allein sollen etwa 80 000 Menschen wohnen.

Von Pyangtong aus machte ich einen Abstecher in den äußersten Norden unseres Gebietes, nach Logong, von wo mir Missionar Seizer mit einem Pferd entgegenkam.

Als ich in den ersten Stunden der Reise mit meinen chinesischen Trägern allein kutschieren mußte, hatte ich meine liebe Not mit ihnen. Sie waren Opiumraucher und blieben mir über eine Stunde in einer Teehütte liegen. Als ich sie energisch zum Wiederaufbruch gemahnt hatte, war ihre Antwort unter schelmischem Lachen ein neues Anzünden der Opiumpfeifen gewesen. Der physische und geistige Zerfall eines Opiumrauchers kann nur mit dem eines Schnapstrinkers verglichen werden.

Hätten die Auswärtigen in Logong etwas von meiner Ankunft erfahren gehabt, so hätten sie gewiß in einer engen Gasse des Ortes nach ihrer Gewohnheit dem Neuankommenden ihre Hände stummel ins Gesicht gehalten, um ein Almosen zu erpressen. Aber ich bemerkte nichts von ihnen. Da ich gerade auf einen Sonntag in Logong ankam, sah und hörte ich das Glöcklein den Gottesdienst einläuten, das die Berner Sonntagschüler gestiftet hatten.

Die Spender dieser Glocke haben der Station eine Stimme geschenkt, die durch das weite Tal hin bis ins hinterste Haus hinein ruft: „O Land, höre des Herrn Wort!“ Wie traurig liegt Sonntags eine stumme Missionsstation da, wo noch das Glöcklein fehlt. Missionsglocken sind kein Luxus. Nur kann das Komitee keine ihm anvertrauten Missionsgelder dafür verwenden, weil ihm die Mittel für noch wichtigere Dinge in die Hand gelegt werden. Aber niemand hindert freiwillige Sammlungen für ein Glöcklein in die Kirche eines befreundeten Missionars.

Beim Besuch eines alten reichen, noch nicht getauften Grundbesitzers sprach man viel vom damals noch lebenden Missionar Rutter, der zuletzt in Logong arbeitete und bei Christen und Heiden in lebendiger, dankbarer Erinnerung steht.

Als ich einige Tage später mit Missionar Walter auf der Station Tschonglof ankam, gaben wir zwei den Chinesen Anlaß zu einem lustigen Wit. Mein chinesischer Name — jeder Westländer, der in China unter den Chinesen lebt, muß einen chinesischen Namen annehmen — war „Ban“, statt der im Chinesischen schein't's nicht existierenden und also auch nicht schreibbaren Silbe „An“, der ersten meines Namens. So bekam ich den Namen „Ban“, was zufälligerweise „Zehntausend“ heißt. Missionar Walter aber heißt auch so: „Ban“ statt „Wal“, welche Silbe es im Chinesischen auch nicht gibt.

Als wir nun miteinander in Tschongloß eingeritten waren, und die Leute auch meinen Namen erfahren hatten, riefen sie aus: „Jetzt sind 20 000 Muksl bei uns angekommen!“ (Muksl = Missionar).

In Tschongloß war es so kalt, daß ich keine Träger nach Nyenhangli fand, so daß ich zwei Tage früher nach Hofschuha kam, als ursprünglich geplant war. Dasselbst veranstalteten Herr und Frau Missionar Zimmer am darauffolgenden Sonntag im Missionshaus ein Tea meeting, woran nicht weniger als 35 chinesische Missionsarbeiter teilnahmen. Die einen weilten gerade als Gäste auf der Station, die andern amtsshalber.

Ich wurde bei diesem Anlaß gebeten, wie fast überall, wo ich auf meiner Reise hinkam, über meinen Besuch bei Sadhu Sundar Singh in Indien zu erzählen und über meine persönlichen Eindrücke von diesem Manne zu berichten.

Missionar Zimmer ermöglichte es mir, in zuvorkommendster Weise den Dolmetscher machend, mich mit Pfarrer Ho schu tet, dem Präsidenten des Kirchenrates unserer Hakkakirche, und mit Lo, dem chinesischen Generalschulinspektor unserer Mission, zu unterhalten und diese gediegenen christlichen Charaktere kennen zu lernen.

In der kleinen Knabenanstalt der Basler Mission in Laulung auf dem Weg nach Fopin wurden die Schüler eben mit einem der neu erfundenen phonetischen Schriftsysteme bekannt gemacht, wo auf Grund der bisherigen chinesischen Zeichen die Laute als solche, ähnlich wie in unserer Schreibweise, fixiert werden sollen, statt der umständlichen Benützung zehntausender von verschiedenen Begriffszeichen. Die Schüler schienen einen großen Eifer für die Sache zu zeigen, und der Lehrer sprach sich sehr befriedigt über den Erfolg aus.

Bei einem Gang durch den Ort wollte ich in den Tempel des Perlgottes eintreten. In einem Nebengebäude hatte ein Militärposten sein Quartier aufgeschlagen, und eine Wache wollte mir den Zutritt zum Tempel verwehren, denn wir fremde Teufel kämen nur nach China, um die Perlen aus dem Lande zu holen. Da lachte ich laut auf und ließ durch meinen Dolmetscher, einen ehemaligen Missionschüler, das bekannte Wortspiel mit dem Worte tschu machen, das je nach der Betonung Perle oder Schwein bedeuten kann: ich hätte in China noch keine einzige Perle, dafür um so mehr Schweine gesehen. Der gutmütige Soldat freute sich königlich über diese Antwort und ließ uns in den Tempel ein. Beim Hinausgehen richtete ich meinen Kodak auf ihn, und er legte

sofort lachend sein Gewehr zum Zielen auf mich an, aber nur ich drückte ab.

Weniger glatt lief die Sache im nahen Tempel des Medizinalgottes ab. Dort zeigte angeblich der Gott selbst seinen Unwillen über meinen Besuch, wie mir der Tempelapotheker versicherte. Das ging so zu: Ich beobachtete einen Patienten, der seine Räucherstäbchen und Kerzen anzündete, die Drakelbüchse in die Hand nahm und nach langem Schütteln vor dem Götzenbild kniend endlich eines der nummerierten Stäbchen herausfallen ließ. Das sollte die Antwort des Gottes mit der Nummer der richtigen Medizin sein.

Nun muß es aber so namenlos dumm herausgekommen sein, daß der Apotheker nicht wagte, die Medizin zu verabreichen. Vielleicht hatte der Gott eine Augensalbe für Magenschmerzen verschrieben oder dergleichen. Daran mußte meine Gegenwart schuld sein. Ich sollte machen, daß ich fortkäme, sonst würde keine richtige Antwort erfolgen. Die finstern Blicke des Patienten belehrten mich, daß es Ernst galt, und ich räumte das Feld.

Am folgenden Tag kam mir auf der Ebene hinter der Außenstation Situ ein westländischer Reiter entgegen, der vom Pferde sprang und mich begrüßte. Es war Missionar Neubacher, der mir zwei Tagereisen weit von Fopin her entgegengeritten war. Wir benützten nun das Pferd abwechselnd. Der Weg war heiß und lang und zwischenhinein auch naß. Der Fluß, in dessen Tal wir aufwärts reisten, mußte oft durchquert werden, sei's auf einer Furt, auf einem wackligen Steg oder vermittelst einer Fähre. Einmal gab's eine eigenartige Kombination. Der Rahm konnte wegen der Seichtigkeit des jenseitigen Ufers nur bis in die Mitte des Flusses fahren. Bis dorthin reichte von der andern Seite her ein schmaler Steg nur für Fußgänger, aber nicht für ein Pferd gangbar. Es handelt sich nun darum, daß wir Menschen vom Schiff auf den Steg und trockenen Fußes das Ufer erreichen konnten, während gleichzeitig das Pferd im seichten, aber doch etwa knietiefen Wasser dorthin gelangen sollte und zwar so, daß die Zügel nicht losgelassen würden, denn diese kleinen mongolischen Pferde, die in China allgemein im Gebrauch sind, benützen gern jede Gelegenheit, Reißhaus zu nehmen.

Missionar Neubacher faßte die Zügel mit der linken Hand leicht und lose, ermunterte das Pferd durch Zuruf, und Kopf und Reiter sprangen gleichzeitig in doppeltem Tellen sprung aus dem Rahm, der Reiter auf den schmalen Steg, das Pferd ins

Wasser. Ich bewunderte die Gewandtheit und das geschickte Balancieren Neubachers, den der Sprung nicht auf die andere Seite des Steges überschlug, der sich aber auch nicht beim gleichzeitigen Sprung des Pferdes von diesem hinunterreißen ließ (s. Bildertafel 20, Bild 2). Es war das reinste Akrobatenstück. Ein Missionar muß gelenkige Glieder haben, sonst ist er ein verlorener Mann. Turnen und Gesundheitsport (nicht Kampfsport mit Rekordsucht) gehören zu seiner Ausbildung. Er muß laufen, klettern, schwimmen und rudern können, und sollte auch draußen durch tägliche Bewegung, wie z. B. Tennispiel, seine Glieder gelenkig erhalten. Und durch die Befähigung, auch seine Schüler zu vernünftiger Körperübung anzuleiten, besonders durch Ballspiele aller Art, wird er ein Mittel zur Disziplin in seine Hand bekommen, ohne das er die ihm anvertrauten jungen Leute in ihrer Freizeit nie richtig wird beschäftigen können, während ein Anstaltsleben mit viel Spiel und Sport so glatt wie auf Rädern geht (vgl. das Golfspiel der Mundarijugend in Indien S. 57).

Der Ritt fluslaufwärts bot fortwährend neue Landschaftsbilder, weite Durchblicke in blaue Fernen über breite Ebenen hin, in denen wie feine grüne Federbüsche zarte Bambusstauden im Winde wehten, dann wieder kulissenartig sich hintereinander schiebende Berge, die allmählich eng zusammenrückten. Wir näherten uns den berühmten Räuberbergen gegen den Nordfluß zu, in denen unsere Basler Stationen Fopin, Lenpin und Sinfung liegen.

Die vielen Windungen des Pfades vor dem Weiler Lungschui, den wir bei Sonnenuntergang erreichten, sollten den Eintritt böser Geister in den Ort verhindern. Hinter dem Dorf übernachteten wir auf unserer dortigen Außenstation, die schon zu Fopin gehört. Am folgenden Tag hielten wir Mittagsrast auf unserer Außenstation in Phangshai, einem mitten in einer Ebene gelegenen befestigten Dorf, von Mauern und Wassergräben umgeben, einer Art Wasserburg. Hinter den nahen Bergen sind schon überall Räuber daheim.

Hohe plumpe Steinhäuser, die wie häßliche Kastenartige Hotelbauten die Gegend verunzieren, werden sichtbar. Es sind Refugien, Zufluchtsstätten, wo die bedrohten Bauern beim Herannahen größerer Räuberbanden Schutz suchen. Es fing schon an zu dunkeln, als wir über einen hohen Gebirgspass in das Tal von Fopin hinunterstiegen. Auf der Passhöhe überschaut das Auge unzählige Berggipfel, besonders gegen Nordwesten zu. In jener

Richtung — in der Luftlinie gar nicht weit — führt der berühmte Neilingpaß aus dem Gebiet des Peikiang oder Nordflusses der Kantonprovinz in das des Kankiang der Kiangsiprovinz. Er war Jahrhunderte hindurch einer der wichtigsten Weltverkehrswege. Er vermittelte von Süden her den Zugang zum größten Binnenschiffahrtssystem, das je existierte, zum Jangtsekiang und Kaiserkanal zwischen Peking und Hangtschau und ermöglichte den Verkehr zwischen Europa und dem fernen Osten mit Vermeidung der durch Stürme, Klippen und Seeräuber gefährdeten Fahrt über das offene Meer. Erst durch das Aufkommen der Dampfschiffahrt verlor dieser Binnenweg seine Bedeutung.

Inmitten eines Kranzes hoher Berge liegt die ringsummauerte Stadt Fopin mit ihren trutzigen Löwen auf einer nach dem Fluß zu geneigten niederen Berghalbe. Wir sind im tiefsten Mittelalter drin. Jenseits des Flusses auf einem mehrere hundert Meter höher gelegenen Berge liegen die Ruinen einer dreifachen Schutzburg, wohin sich die Fopiner bei Ueberfällen zurückzuziehen pflegten. Das erinnert an die große Bauernburg über Rosenau in der siebenbürgischen Burzenebene bei Kronstadt, wo Jahrhunderte hindurch die Türken die Gegend unsicher machten.

Die Fopiner hatten aber eine schwere Enttäuschung mit ihrer Burg erlebt; ein Räuberhauptmann hatte sich ihrer bemächtigt, bevor er Fopin angriff, und die Stadt von oben mit Kruppsehen Kanonen beschossen. Daraufhin schleiften die Fopiner ihre „Schutzburg“.

Die Missionsstation liegt unten am rechten Flußufer in der Luftlinie zwischen Stadt und Burgruinen. Auch in der Schule dieser Station wurde Phonetik getrieben. Die modernsten Tabellen wurden verwendet, die den Durchschnitt des Gaumens zeigen und die genaue Zungenstellung und Mundöffnung für jeden einzelnen Laut. Unsere chinesischen Missionsbuben stehen jedenfalls auf der Höhe der Wissenschaft.

Auf dem Weg nach Kenpin übernachtete ich in einem düstern ehemaligen Pfandhaus, damals der Sitz unseres dortigen Katechisten. Einige Teile waren gesperrt, weil baufällig und lebensgefährlich geworden.

Der Marsch nach Kenpin führt durch enge Täler zwischen steilen Bergen hindurch. Nur in tief eingeschnittenen Schluchten gab es noch Gebüsch, sonst trat fast überall der nackte, vegetationslose Fels zu Tage. Wo sich noch ein wenig Humus findet und junge Föhren aufzuwachsen versuchen, wird rücksichtslos der

ganze junge Wald immer wieder niedergebrannt, damit der Busch Tigern und Räubern kein Versteck gewähre.

Wie der Weg zur Unterwelt kam mir die Wanderung durch die Todesstille der schwarzgebrannten Täler vor, wo kein Vogel sang, keine Mücke zirpte, kein grünes Blatt und kein Grassalm zu sehen war, alles Leben tot wie in einem Vulkankrater.

In Lenpin, wo vor Jahrzehnten jenes schreckliche Blutbad bei einem Räuberüberfall stattfand, stellte mir Missionar Käser einen früheren Räuberhauptmann vor, einen jetzigen Ältesten der Gemeinde. Als Räuber hatte er Hunderte von Menschen umgebracht und war dann wegen seiner Gewandtheit im Köpfen offizieller Scharfrichter geworden. Als solcher enthauptete er einmal vierzig Menschen hintereinander vor dem Stadttor, während die Bevölkerung mit Behagen von der Mauer aus zusah.

Nach seiner Laufe übergab der Mann sein Schwert dem Missionar als ein auch äußeres Zeichen seiner völligen Sinnesänderung. Quod vixi tege — quod vivam regere! Was ich gelebt habe, decke zu — was ich noch leben werde, regiere Du! Dies alte Wort konnte man auf seine Laufgesinnung anwenden.

Er wollte sofort die Gemeinde zu einer Abendversammlung zusammenrufen, aber es war schon zu spät geworden. Von seinem herzigen etwa vierjährigen Töchterlein mit einem wahren Engelsgesichtchen hätte man nicht auf sein Vorleben schließen können.

Man erinnert sich an das Wort des Apostels Paulus im 1. Korintherbrief, Kap. 6, 10 und 11: „Die Räuber usw. werden das Reich Gottes nicht ererben. Und solche sind euer etliche gewesen; aber ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes.“

Es ist wahrlich nicht vergebens, wenn wir in der Heimat singen und beten: „Brich in Satans Reich mit Macht hinein!“

Des andern Tages sang ich im Gottesdienst eifrig mit: „Herz und Herz vereint zusammen.“ Hernach traten die Gemeindeglieder auf mich zu und wollten ein chinesisches Gespräch mit mir führen. Ich mußte gut chinesisches können, dachten sie wohl, da ich ja sogar ohne Buch auswendig mitgesungen hätte. Da konnte ich nur mit der Hand winken à la Zacharias und auf den Missionar hindeuten, er möge ihnen das Rätsel erklären, wie man in einer chinesischen Gemeinde mitsingen könne, ohne deren Sprache zu verstehen.

Es ist etwas Wunderbares um die Weltsprache des evangelischen Kirchenliedes! —

Auf dem Wege nach Sinfung drangen im dichten Morgen-
nebel Gewehrscüsse an mein Ohr, die ich kaum beachtete. In der
Schweiz, wo auch das kleinste Dörflein seinen Schießstand hat,
und wo es den halben Sonntag hindurch in Berg und Tal
kracht und knattert, wird das Ohr an das Schießen so gewöhnt,
wie an den Lärm der Auto. Meine Träger marschierten hinter
mir. Als ich keine Schritte mehr hörte, wandte ich mich um und
sah durch den Nebel hindurch nur noch die schwachen Umrisse
der Lapfern, wie sie am Wegesrand kauerten. Ob ich denn das
Schießen nicht höre, fragten sie mit angsterfüllter Stimme. Es
seien ja offenbar Räuber in der Nähe. Sie gingen keinen Schritt
mehr weiter. „Vorwärts, mir als einem Europäer werden sie
nichts tun und unter meinem Schutze euch auch nicht.“ Sie
rafften sich zögernd wieder auf.

Kurz hernach erfuhren wir in einer Teehütte, daß soeben
Räuber aus dem Gebirge eine Anzahl Lastträger auf offener
Straße überfallen und weggeschleppt hätten. Die Dorfwache ver-
folge sie. Aus einem Seitental, wohin sich das Gefecht verzog,
hörte man noch ferne und nahe Schüsse. Die Hauptstraße war
wieder frei, und wir konnten unbehelligt weiter marschieren.

Die Tore der Stadt Sinfung werden jeden Abend sorg-
fältig gegen Räuber geschlossen. Aber die Sinfunger selbst sind
nicht besser. Missionar Scheurer hat es später erfahren bei dem
Ueberfall auf das Missionshaus (s. Bildertafel 20, Bild 3
und 4).

In zwei Nächten von vierein, die ich dort zubrachte, war die
ganze Bevölkerung auf der Stadtmauer, um den Angriffen von
Räuberbanden auf die großen wehrhaften Wohnburgen in der
Umgebung der Stadt zuzuschauen. Beidemal wurden die Angriffe
abgewehrt. Trotz diesen fortwährenden Ueberfällen ziehen manche
Kaufleute Sinfungs es vor, außerhalb der Stadt in einer be-
festigten Siedelung gemeinsam mit ihren nächsten Stammes-
genossen zu wohnen, statt in der unsichern Stadt, deren Man-
darin damals selber eine Art Räuberhauptmann war, man könnte
vielleicht sagen „Räuberhauptmann zur Disposition“.

Von Sinfung aus hatte ich die Absicht, über die mittleren
Stationen unseres Stationsgebietes Honyen, Kutschuk, Hoshu-
wan, Nyenhangli, Moilim wieder nach Swatau zu reisen, um
dann das Unterland später von Hongkong aus zu besuchen.

Aber ich hatte die Rechnung ohne die Träger gemacht. Buchstäblich um keinen Preis wollte jemand mit mir hinunter, denn es hieß, die Räuber ließen niemanden durch, weder in den Bergen noch auf dem Fluß. Der Mandarin selbst erklärte, ein Durchkommen sei unmöglich. Sein eigener Better sei von Räubern weggeschleppt worden trotz einem Empfehlungsbriefe von ihm. Ich müßte eine Bedeckung von mindestens 15 Soldaten zur Abwehr eines Räuberüberfalles haben. Es stünden ihm aber nur noch drei Mann zur Verfügung, und die brauche er notwendig selber. Er rate dringend ab von einem Versuch, nach Honyen und Kutschuk reisen zu wollen.

Auf diese Reden des Mandarins hin war erst recht kein Träger zu bekommen. Da half alles Hin- und Herreden nichts. Ich wäre mit einem Träger gegangen, wenn er nur zu haben gewesen wäre. War ich doch in Honyen und Kutschuk schon angemeldet.

Denselben Weg zurückzugehen, hätte keinen Sinn gehabt. So entschloß ich mich kurzer Hand, nach Westen zu über unser Missionsgebiet hinaus an den Nordfluß und nach Canton mich zu wenden.

Missionar Scheurer gab mir außer seinem Pferd mit Knecht seinen bewährten Bibelboten aus dem Stamm Pan mit, den letzteren hauptsächlich zum Schutz gegen den räuberischen Pan-Stamm, dessen Gebiet ich zu passieren hatte.

Am Abend des ersten Reisetages, eines Samstags, kamen wir in dunkler Nacht auf unserer äußersten Nebenstation in Yonfukkau an, wo sich eine kleine Knabenanstalt befindet.

Durch einen kurz vor mir aus Sinfung abgereisten Kaufmann war die Kunde auf jene Außenstation gelangt, es sei noch ein Muksl unterwegs. Natürlich dachten die Yonfukkauer Jünglinge, der „Scheu-Muksl“ (Missionar Scheurer) wolle sie besuchen und machten sich auf den Weg mit Gewehren, patronenschweren Gürteln und Laternen, um ihn, wenn nötig, aus Räuberhand zu befreien. Es verlief aber alles — vielleicht zum Bedauern der jungen Leute — ganz glatt ohne Abenteuer. Immerhin war der Laternenschein erwünscht, um auf den schmalen Fußwegen zwischen den tiefer liegenden überwässerten Reisfeldern einigermaßen sicher gehen zu können.

Man hatte Mühe, an jenem Abend die Jungen auf ihr Lager zu schicken. Sie konnten sich nicht satt hören an den Schilberungen meiner Heimat, wo im Winter der Regen weiß wie

Baumwolle vom Himmel falle und das ganze Land fuß- und Knieetief mit weißem Wasser bedeckt werde, das man wie Reis in die Hand nehmen könne. Und das Wasser in den Seen werde oft wie Glas, über das man mit Roß und Wagen fahren könne, ohne daß man einsinke. Wir hätten auch hohe Berge, die das ganze Jahr hindurch von glasartigem weißem Wasser überzogen seien, das wundervoll glänze und strahle. „Davon wollen wir Bilder sehen,“ riefen meine jungen Zuhörer. Ich meldete das einem Freund in Basel, der mir prompt die schönsten Schweizer Alpenansichten für jene Burschen zuschickte und die ich an die Adresse von Missionar Scheurer weitergab.

Da wir in einer offenen Halle übernachteten mußten, teilte ein Christ aus unserer Gemeinde unser Nachtlager. Es sei sicherer.

Im Gottesdienst am folgenden Morgen verglich ich die Anstalt mit einem frischgrünen Reissaatfeld, aus dem die Pflänzlein dann später versetzt würden und Frucht trügen. So möchten auch sie im späteren Leben das betätigen, was sie hier vom Evangelium vernommen hätten.

Am Abend desselben Tages hatte ich in Paßsa Gelegenheit, in einer Baptistenkapelle noch eine Ansprache zu halten.

Am dritten Reisetage mußten wir die Route ändern, da das Dorf, das wir zum Uebernachten ins Auge genommen hatten, „zu den Räubern übergegangen sei“. Es war weniger wegen uns selbst Gefahr, als wegen des Pferdes, das uns die Räuber sicher genommen hätten. So wandten wir uns einem andern Orte zu. In der Herberge bot man uns dunkle Löcher zum Uebernachten an. „Lieber bleibe ich auf der Straße, als daß ich in diese Spelunke gehe,“ erklärte ich. Beim chinesischen Baptistenprediger fanden wir dann gute Unterkunft.

Abends spät bat ein Offizier der Abwehrarmee gegen die Cantonertruppen um unsere Begleitung über das Gebirge am folgenden Tag. Dort stecke alles voller Räuber. Er fürchte sich überhaupt, allein ohne Europäerschutz zu reisen, da die Bevölkerung sehr gegen die Soldaten aufgebracht sei. Da am folgenden Morgen unsere Träger nicht vor neun Uhr von ihren Opiumlagern wegzubringen waren und wir also so lange nicht vom Fleck kamen, brach dann schließlich der Offizier mit seinem ganz jungen, etwa 14jährigen Adjutanten, der eine komplette Militäruniform trug, doch ohne uns auf. Er wagte es, weil Markttag in unserm Kastorte abgehalten wurde und der Paß an jenem Tage sehr belebt und militärisch bewacht sein mußte.

Endlich nach neun Uhr konnten wir mit unsern durch das Opium neu aufgepeitschten, sonst schlaffen und schlampigen Trägern aufbrechen. Es begegneten uns Hunderte von Marktbewohnern. Nahe der Passhöhe schloß sich uns eine Militärpatrouille von fünf Mann an, um uns aus dem Gebirge heraus bis zum nächsten Wachturm in der Nordflussebene das Geleite zu geben. Das abwärtsführende Thal war mit dunkelgrünem Gestrüpp wild überwachsen. Der Weg führte zwischen glänzend schwarzen scharfkantigen Basaltblöcken hindurch. Drohende schwarze Regenwolken umhüllten die Bergkuppen und verdeckten auch die Schlupfwinkel der Räuber. „Die streichen dort oben im Gebüsch herum und beobachten jeden Schritt, den wir tun,“ meinte der Offizier unserer Patrouille. „Es hält schwer, ihrer habhaft zu werden, aber manchmal gelingt es uns doch, einige zu erwischen.“

Auf einer in mächtigen Serpentinaen durch den Urwald geführten, spiegelglatten Basalttreppe erfolgte der Abstieg in das weite Thal des Nordflusses.

Keine Macht der Welt hätte die Soldaten bewegen können, für ihre Begleitung eine Belohnung anzunehmen. Das sei einfach ihre Pflicht gewesen.

Noch nie hatte mich ein Lokomotivenpfeiff so eigenartig berührt, als der, der bald nach dem Abschied von den Soldaten bei ihrem an die Zeit der alten Römer erinnernden Wachturm an mein Ohr drang. Zum erstenmal wieder nach sechs Wochen dieser Gruf der Neuzeit, wie ich eben aus einer Gegend herauskam, in der ich Mittelalter, Altertum und Urzeit erlebt hatte, und in der wohl seit Jahrhunderten kaum irgend eine namhafte Veränderung stattgefunden hatte.

In Mongfeu am Nordfluß fanden wir Unterkunft in einem höchst primitiven Gasthaus, nachdem wir vorher die saubere, nagelneue Kapelle der Englischen Wesleyaner besucht hatten. Auch die Amerikanischen Baptisten sind hier noch vertreten.

Den Nordfluß aufwärts wären die großen Stationen der Berliner Mission zu besuchen gewesen, hätte die Zeit es erlaubt. Aber schon war die Regenperiode im Anzug. Von Canton aus arbeiten dort die Berliner neben den Amerikanischen Presbyterianern, die ich von Indien bis Japan fast überall antraf.

Während der 7½ stündigen Eisenbahnfahrt nach Canton hinunter grüßten von beiden Seiten her große, immer stattlicher werdende Missionsniederlassungen herüber!

Seit sechs Wochen von Swatau aus durch die ganze hintere östliche Cantonprovinz und wieder nach Canton hinunter fand ich mindestens nach jeder Tagereise sogar in den abgelegensten Gebirgs- und Räuberlegenden wieder einen Missionsposten, sei es einen der Basler- oder der Amerikanischen Baptisten-Mission, der Amerikanischen Presbyterianer oder der Englischen Wesleyaner oder der Berliner, ein förmliches Netz von Missionsstationen über das ganze Land hin ausgebreitet: Das Netz des Himmels! (Ev. Matth. 13, 47 ff.)

35. Erinnerungen an Canton und Sun Yat-sen.

Als ich am 18. März 1925 zum zweiten Male nach Canton kam, war Sun Yat-sen eben in Peking gestorben. Eine mehrtägige Totenfeier war für ihn in Canton, der Stadt seiner Hauptwirksamkeit, im Gang. Nach Ständen und Berufsclassen wurden die Feiern abgehalten. Am Tag nach meiner Ankunft kamen die Schüler und Schülerinnen der Mittelschulen dran. Es sollen sich, wie man mir sagte, vierzigtausend an dem Totenfest beteiligt haben.

Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag rückte die festlich gekleidete Jugend klassenweise unter Führung der Lehrer in den weiten Parkanlagen und in dem ausgedehnten Stadion der Staatsuniversität an und nahm wohlgeordnet Aufstellung, um dann nach und nach in die Aula geführt zu werden, wo sie dem großen Toten ihre Huldigung darbringen sollten. Es war ein Riesenaufmarsch von jungen Leuten. Stramm und diszipliniert, in guter Körperhaltung und mit frischen Gesichtern rückten die Missionschüler an, viele Klassen, ja ganze Schulen in Pfadfinderorganisation. Bei den nichtchristlichen Jungen zeichneten sich die Pfadfinder vor den andern, meist schlampig einhertrottenden Kameraden aus. Die Mädchen, wohl zum größten Teil Missionschülerinnen, machten durchwegs einen tadellosen Eindruck. Sämtliche junge Leute, christliche und nichtchristliche, Jünglinge und Mädchen, waren europäisch bekleidet (vgl. S. 94).

Längs der Gartenwege in der Nähe der Aula flatterten unzählige weiße Fahnen — Weiß ist die Trauerfarbe der Chinesen — mit Lobsprüchen auf Sun Yat-sen in schwarzer Schrift. Das viele blendende Weiß dieser Flaggen gab der Feier für das Empfin-

den des bei solchen Anlässen jene Farbe nicht gewohnten Europäers einen fröhlichen Charakter. Die Jugend jedenfalls nahm die Sache mehr von der heitern Seite, schon des außerordentlichen Ferientags wegen. Ueberall vergnügte und lachende Gesichter!

Schichtenweise wurden die unendlichen Kolonnen der Anrückenden in die Aula geführt, wo eine Feier nach der andern abgehalten wurde. Dicht gedrängt stand man Kopf an Kopf in dem verhältnismäßig kleinen Raum. Hoch an der Wand über der Rednerbühne hing ein weit über lebensgroßes Porträt Sun Yat-sens. Vor dem Bild stand ein riesiges Bronzebecken, worin Weihrauchstäbchen brannten. Der Saal war mit Palmen reich ausgeschmückt. Auf der Plattform standen goldstrohende Generale. Vielleicht habe ich da auch den jetzt so berühmt gewordenen General Tschiang Kai-schek gesehen. Neben ihnen die höchsten Vertreter der Cantonregierung. — Einer von diesen hielt eine kurze Gedächtnisrede auf Sun Yat-sen. Darauf erhob ein zweiter seine Stimme in halb singendem Ton mit eigentümlichem Pathos, jeden einzelnen laut, auch die vokalisirten klingenden Konsonanten, lang dehnend, eine Lobhymne auf den verstorbenen Begründer der chinesischen Republik vortragend. Und nun wurde die Versammlung aufgefordert, zu Ehren des Dahingegangenen einen Augenblick ganz still mit gesenktem Kopf zu verharren.

In Japan wohnte ich der großen Volksfeier zum Gedächtnis des Begründers der kaiserlichen Dynastie bei, wo einfach auf offenem Platz Tausende zusammenkamen und eine Rede auf das kaiserliche Haus anhörten in Gegenwart von sehr ungeistlich aussehenden Priestern. Ob diese irgendwelche religiösen Zeremonien ausgeführt hatten, konnte ich in dem Gedränge nicht sehen. Vor einem in der Nähe stehenden Tempel zu Ehren der im Kriege gefallenen Japaner zogen viele Festteilnehmer den Hut ab, wie wenn sie eine angesehenere Persönlichkeit begrüßten. Verehrung oder Anbetung? Totenfeier oder Gottesdienst?

Die japanischen Priester erklärten bekanntlich auf eine Anfrage des Papstes hin, die Verehrung der kaiserlichen Ahnen in Japan — also wohl überhaupt der Ahnen — sei keine religiöse Handlung. Merkwürdigerweise brauchten sie aber eine Bedenkzeit, um diese Antwort zu geben. Man hätte annehmen dürfen, sie hätten das sofort gewußt. Entweder waren sie selbst noch nicht klar über den wahren Charakter solcher Zeremonien gewesen, was bei einer heidnischen Religion nichts Verwunderliches wäre, oder aber es spielten diplomatische Erwägungen mit hinein.

Doch zurück nach Canton! Wer die Aula verlassen hatte, nahm Platz auf den turmhoch aufsteigenden Sitzreihen des weiten, amphitheatralisch gebauten Stadions, aber nur in einem bestimmten Teil des ungeheuren Ovals. Von hoher Tribüne aus sprachen Minister und andere hochgestellte Persönlichkeiten zu der Jugend. Ihre unter freiem Himmel gesprochenen Worte wurden durch Schalltrichter verstärkt. Ohne diese wäre ihre Stimme wirkungslos verhallt. Den Höhepunkt der Feier bildeten Worte Sun Yat-sens in dessen eigener Stimme, vermitteltst Grammophonplatten und Lautsprechern wiedergegeben, sein Testament an das Volk. In lautloser Stille wurde diese Ansprache des Toten angehört. Ob diese Feier im Stadion nur einmal stattfand oder auch wiederholt wurde wie die Zeremonie in der Aula, konnte ich nicht in Erfahrung bringen und auch nicht weiter beobachten, da ich gleich hernach zur Weiterreise aufs Schiff eilen mußte.

Drinne in der Aula die Jahrtausende alte Form der Ehrung eines Verstorbenen mit Weihrauch und alten Hymnen, hier draußen im modernsten Sportgebäude mit Verwendung raffiniertester abendländischer Erfindungen eine geistig offenbar viel inhaltsreichere und dem Sinn des Gefeierten jedenfalls mehr entsprechende Gedächtnisfeier! — Nun ist die große Frage: Bei welcher Feier ist das Herz des Chinesen mehr dabei, und welche ist vorwiegend nur Form und Zeremonie? Das wird vielleicht sogar christlichen Chinesen gegenwärtig noch schwer zu sagen, und es gehört jedenfalls zu den schwierigsten Aufgaben der Mission, die richtige Stellung in solchen Fragen einzunehmen, vielleicht berechtigte alte Sitten nicht zu verurteilen, aber auch nicht heidnischen Sauerteig unter scheinbar harmloser Form innerhalb der christlichen Gemeinde weiterwirken zu lassen. Und diese Gefahr ist jedenfalls mit der Sun-Verehrung verbunden, wenn sie auch mehr nur als die Ehrung eines verdienstvollen Mannes und als Ausdruck patriotischer Gesinnung in spezifisch chinesischer Form erscheint.

Als ich ein halbes Jahr später zum drittenmal nach Canton kam, um von Hongkong aus noch das berühmte Christian College zu besuchen, was mir bei meinen beiden ersten Aufenthalten unmöglich gewesen war, fand ich die Stadt völlig verändert. Ich konnte keinen einzigen Europäer mehr auf den Straßen erblicken. Fast alle Missionschulen waren geschlossen, die Schüler zerstreut, zum großen Teil in heidnische Schulen übergegangen. Die Brücken zur Europäerinsel Shameen sah ich mit eisernen Toren und spanischen Reitern versperrt, die Türen und Fenster der Banken und Konsulate

mit Sandsäcken und Kisten voller Schutt verrammelt, dahinter Maschinengewehre, Stahlhelme und Bajonette! Auf den Straßen schauten mich lauter finstere Gesichter an. Nur die Begleitung eines Eingebornen, eines Missionschülers, schaffte mir überhaupt die Möglichkeit, unbehelligt durch die Stadt zu gehen. Beim Aufstieg zu einem Aussichtshügel mit berühmter Pagode hielt mir ein grimmig dreinschauender militärischer Wachtposten das Bajonett vor die Brust mit einem energischen „Halt!“. Mein Begleiter sprach nur ein Wort, das Zauberwort „Sui s Kwet nyn!“ d. h. „Schweizer!“, und sofort war der Soldat bei dem harmlos klingenden Wort, bei dem man auch in China friedliches Herdengeläute mittönen hört, wie umgewandelt, und ich konnte ungehindert hingehen, wohin ich wollte!

Zwischen meinem zweiten und dritten Besuch in Canton war der Fremdenhaß infolge von Zusammenstößen zwischen Chinesen und ausländischer Polizei, und mächtig angefacht von Moskau aus, heftig zum Ausbruch gekommen.

Aber auch die russischen Bolschewisten, die den neu erwachten, begründeten Haß der Chinesen gegen die Ausländer für ihre Sowjetzwecke zu benützen suchten, haben sich durch ihre Gewaltherrschaft in China unmöglich gemacht. Es ist wohl nicht richtig, Sun Yat-sen als Propagandisten für Sowjet-Ideale zu bezeichnen; sonst würde er jetzt nicht in ganz China als Nationalheld verehrt werden, während man gleichzeitig der Bolschewistenherrschaft ein Ende macht. Sun Yat-sens Ziel war die Verwirklichung der amerikanischen-demokratischen Ideen, und die Russen scheint er nur als Handlanger dazu gebraucht zu haben, wie auch der christliche General Feng die Russen bloß als Munitionslieferanten benützte, wie er selber versicherte, um sie schließlich mit ihren eigenen Waffen zum Land hinaus zu treiben, womöglich mitsamt der übrigen fremdländischen Militärmacht, um dann ein freies und geeinigtes China herzustellen im Sinne seines großen Vorgängers Sun Yat-sen.

36. Bibelverbreitung in Ost-Asien.

Auf meiner ersten Reise von Canton nach Hongkong hatte ich die Gesellschaft des Sekretärs der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft für Süd-China, Rev. Burckwall, der mir von der rasch zunehmenden Verbreitung biblischer Schriften in China berichtete.

Während er im ganzen Jahre 1924 in Canton und Hongkong nur 500 000 biblische Bücher verbreiten konnte, habe er in den ersten drei Monaten von 1925 deren schon 300 000 absetzen können. Im ganzen habe die Britische Bibelgesellschaft anno 1924 vier Millionen biblischer Schriften unter das Volk gebracht, und alle drei in Ostasien arbeitenden Bibelgesellschaften zusammen, die britische, die amerikanische und die schottische 9 480 000 Exemplare allein in China (s. Bildertafel 22, Bild 2).

Neben der eifrigen Tätigkeit des Bibelkolporteurs sorgen auch die Verkaufsläden der Bibelhäuser in den großen Städten nicht nur Chinas, sondern auch Indiens, Siams, Koreas und Japans, daß die Bibel bekannt wird. Es geht dort oft zu wie in einem Taubenschlag, so rege ist das Verlangen nach Gottes Wort. Es wird aber auch jedem Bedürfnis Rechnung getragen. Im Bibeldepot in Schanghai fand ich das hebräische Alte Testament in weiches Leder gebunden als Taschenbibel und in Seoul in Korea die lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments des Reformators Beza. Dort in Korea liegen biblische Bücher in nicht weniger als zwölf verschiedenen Sprachen auf. Ein Reisender im fernen Orient ist nie verlegen, sich in kürzester Frist ein biblisches Buch in jeder verbreiteten Sprache des Morgen- oder Abendlandes zu beschaffen, um es irgend jemandem zuzustellen, der darnach verlangt. Ueber die Bibelverbreitung in Siam siehe Seite 136, und in Indo-China Seite 137 und 138.

Und das Verlangen nach dem „heiligen Buch der Christen“ ist groß im fernen Osten, und wo es noch nicht da ist, kann es leicht geweckt werden. So hatte ich Gelegenheit, auf der Rückkehr von Bangkok nach Singapore auf der Bahn durch die Halbinsel Malakka mit einem jungen muhammedanischen Schaffner über die Bibel ins Gespräch zu kommen. Während ich ein englisches Neues Testament las, setzte er sich zu mir und fragte, was ich lese. „Das ist das Neue Testament, das heilige Buch der Christen“. „Ich kenne es nicht, ich bin Muhammedaner.“ — „Was wissen Sie denn von Ihrer Religion?“ fragte ich. „Ja nun, nichts Besonderes, ich bin eben einfach Muhammedaner.“ „Da sind Sie auf dem Holzweg. Ihre Religion ist nicht die richtige.“ — „So? das ist mir neu, das habe ich nie gewußt. So sagen Sie mir denn, welches die richtige ist.“ „In diesem Buch steht es,“ antwortete ich, auf das Neue Testament zeigend, „und es bewährt sich im Leben und im Sterben“.

— „Bitte, dann geben Sie mir dieses Buch.“ — „Ja, Sie sollen ein solches Buch bekommen, aber ich muß Ihnen zuerst die verständlicheren Stellen anstreichen, denn es ist nicht alles darin leicht zu verstehen.“ Ich nannte ihm natürlich die Kernpunkte des Evangeliums und schickte ihm dann später ein Neues Testament mit roter Unterstreichung der deutlichsten Worte.

Ein ähnliches Erlebnis hatte ich auf einer japanischen Eisenbahn, wo sich auch der Schaffner zu mir setzte und mich nach dem Zweck meiner Reise fragte. Das Gespräch endete damit, daß er mich um Zusendung eines Neuen Testaments bat. Und als ich an der Süd-Küste von Borneo, während der kleine Küstendampfer lange vor Anker lag, in einem holländischen Neuen Testamente las, nahm es mir ein malajischer Hafenarbeiter sozusagen aus der Hand und fing eifrig darin zu lesen an. Schließlich fragte ich ihn, ob er das Buch haben wolle; und mit einem „Ja, gern“ war er fort damit.

Ganz im großen Stil betreiben die christlichen Koreaner selbst die Bibelverbreitung unter ihren eigenen Landsleuten. Einmal wurden dort in fünf Monaten eine halbe Million Exemplare des Markusevangeliums von ihnen persönlich an noch heidnische Landsleute verteilt! Eine Saat auf Hoffnung.

37. Schanghai.

In Schanghai hatte ich das einzige Mal auf meiner Reise beinahe Prügel gekriegt. Mit einem Sekretär des Christlichen Vereins Junger Männer besuchte ich den Tempel des Stadtgottes in der alten Chinesenstadt. In der weiten Halle mitten unter den heiligen Geräten herrschte ein lautes Jahrmarktgetriebe. Statt Lauben, Schafen und Ochsen wurden Kanarienvögel und Schweinefleisch verkauft, und eine Tempelreinigung wäre auch hier am Platz gewesen, dachte ich. Dabei hatte ich keine Ahnung, daß ich selbst in den Augen der anwesenden Chinesen als die größte Entweihung ihres Tempels galt.

Plötzlich stieß mich mein Begleiter an den Arm und hieß mich mit ihm hinausgehen. „Warum? Mir ist hier noch lange wohl,“ sagte ich. „Hinaus!“

Auf der Straße eröffnete er mir, daß ihm seine Landsleute Vorwürfe gemacht hätten: „Was fällt dir eigentlich ein, einen Ausländer in den heiligen Tempel unseres Stadtgottes zu

führen?“ — „Das ist ja ein Schweizer, also ein ungefährlicher Mann!“ — „Das kann jeder sagen. Sofort hinaus mit euch, sonst werdet ihr beide verprügelt!“

Es war das einzige Mal, daß das Zauberwort „Schweizer“ nicht wirkte. Der Fremdenhaß war eben damals durch die bolschewistische Propaganda schon außerordentlich stark angefacht gewesen und in Schanghai durch den Zusammenstoß der Fremdenpolizei mit demonstrierenden jungen Chinesen besonders gesteuert worden.

Während ich also an die Benützung eines Tempels als Kaufhaus gedacht hatte und mir sagte: Man erlebt doch auf solch' einer Reise manch' biblische Situation, hätte ich samt meinem Begleiter beinahe nähere Bekanntschaft mit dem Inhalt von Apostelgesch. 21, 27 ff. machen können, wonach Paulus in Jerusalem zum Tempel hinausgeworfen wurde, weil er ihn angeblich durch die Mitnahme eines Griechen entweiht habe. Das wäre einmal eine ganz gründliche, buchstäbliche „Eregeese“ gewesen!

Dafür sah ich in Schanghai vom christlichen, und zwar chinesisch-christlichen Leben mehr als in irgend einer andern Stadt Chinas.

Ich hatte dort einen chinesischen Freund, Professor Thomas Tschou aus der Provinz Szechuan, damals Generalsekretär der Christlichen Vereine Junger Männer, speziell für Industriearbeiter, jetzt Direktor des Arbeitsdepartements im Ministerium für Industrie, Handel und Arbeit in Nanking, dessen Bekanntschaft ich seiner Zeit in Europa gemacht hatte und dessen gastliches Haus mehr als drei Wochen in Schanghai mein Hauptquartier war. Er hatte die Freundlichkeit, mir spezifisch chinesisches Christentum zu zeigen, wie es sich bereits unabhängig von der Mission entwickelt.

Sonntag, 1. November 1925 wohnte ich mit ihm der Einweihung einer kleinen Baptistenkirche mitten in einem Arbeiterviertel bei. In einem freundlichen Vorgarten versammelten sich die Gemeindeglieder allmählich. Mit ausgesuchter Höflichkeit wurde ich als Gast und einziger Westländer behandelt. Die oft übertriebene und unwahr anmutende chinesische zeremoniöse Höflichkeit berührte hier als Ausdruck aufrichtiger Gesinnung und christlicher Brüderlichkeit ungemein sympathisch.

In dem reichen Programm des Weihgottesdienstes prägte sich die Freude über das völlig aus eigenen Mitteln der noch kleinen Gemeinde erstellte Werk aus.

Solch ein Diasporakirchlein ohne alle ausländische Hilfe gebaut, muß den noch nicht christlichen Volksgenossen ein Beweis fester Ueberzeugung und entschlossenen Willens sein, eine Prezdigt an sich.

Es war wieder ein Grundstein eingefügt worden in den Bau der im Entstehen begriffenen chinesischen Nationalkirche, die aus solchen selbständigen Gemeinden aller Denominationen sich bilden soll.

In der Nähe dieser Kirche wird die größte Druckerei ganz Ostasiens betrieben, die Commercial Press, die alle nur erdenklichen Druckarbeiten liefert. Ein christlicher Chinese hat die Oberleitung und schenkt den Tausenden seiner Arbeiter und Arbeiterinnen den freien Sonntag. Die Chinesen kennen keinen Ruhetag. Woche um Woche geht in eintöniger Arbeit dahin, grau in grau, das ganze Jahr hindurch. Nur in der Neujahrszeit werden einige Tage festlich begangen. Wer's vermag, feiert dann auch mehrere Wochen lang. Aber der abhängige Arbeiter hat nur einen kurzen Lichtblick im Jahre. Ganz anders bei christlichen Arbeitgebern, wie in der Commercial Press. Man kann sich vorstellen, mit welchem berechtigten Neid die Arbeiter, die keinen regelmäßigen Ruhetag kennen, am Sonntag neben den still liegenden ausgedehnten Gebäulichkeiten der Commercial Press vorbeigehen. „Sie machen doch nicht nur Worte, diese Christen,“ werden sie denken, „es ist doch etwas dran an der Religion der fremden Teufel.“

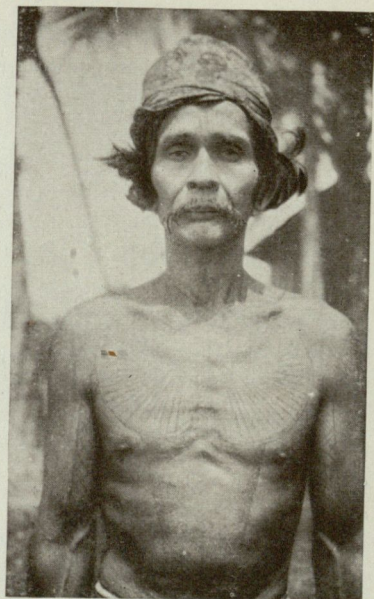
Die Industrieabteilung des Christlichen Vereins Junger Männer in China macht es sich zur Aufgabe, die sozialen Mißstände in der entstehenden chinesischen Industrie zu heben. Insbesondere hat sie die Bekämpfung der Kinderarbeit auf ihr Programm geschrieben.

Professor Tschou führte mich in eine von einem Nicht-Christen geleitete Seidenspinnerei im modernen Chinesenviertel, demselben Quartier, in dem die Commercial Press steht. In einem Barackengewirr, das durch immense Kohlenhaufen unterbrochen war, stand der schlecht gebaute Fabrikraum. Es herrschte darin eine feuchte Treibhaushitze, so daß einem fast der Atem ausging. Hinter zwei Reihen von je zwanzig Spinnmaschinen saßen Frauen. Vor jeder Maschine im breiten Mittelgang stand ein kleines 7—11-jähriges Mädchen, das die Cocons in einem Becken mit heißem Wasser abzutöten hatte, indem es sie mit den bloßen Fingern darin herumrührte, um sie dann der Arbeiterin hinter der Maschine zu reichen.



1. Dajakknabe

aus dem Unterland von Kotawaringin (f. S. 114).



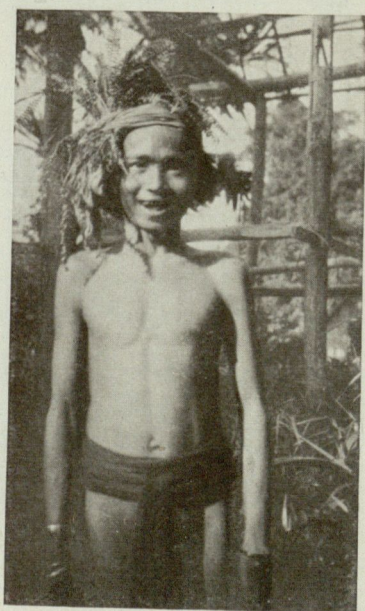
2. Dajak mit tatauierten Adlersflügeln

aus dem Hinterland von Kotawaringin
(f. S. 114).



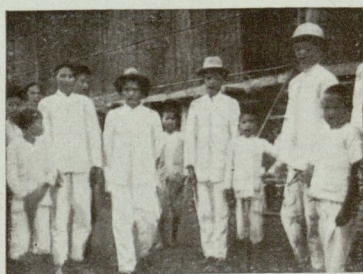
3. Dajak in originaler Bekleidung
mit Lenden„tuch“

aus Baumrinde. Hinterland von Kotawaringin

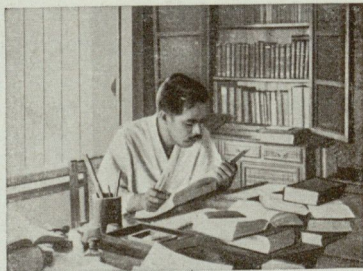


4. Junger Teufelspriester aus Topalan

hinter Lobol Hidju im inneren Kotawaringin-
lande. 10. Juli 1925 (f. S. 114 und 115).



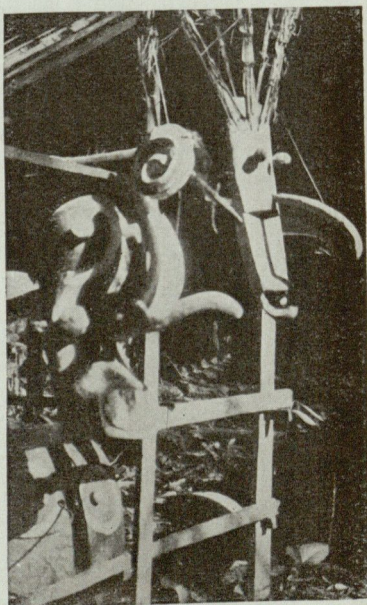
1. Der christliche Häuptling Mas Pati
(der erste von links mit dem Hut) in Lobo-
hidju in Borneo. 7. Juli 1925 am Tage vor
seinem Taufbekenntnis (s. S. 114).



2. Der christliche Apologet Kanzo
Utschimura
in Tokio Japan (s. S. 203).



3. Junger Dajak
im Kriegsschmuck (s. S. 114).



4. Teufelsfragen auf Gräbern
im Urwald von Tepang Bini im Hinterland
von Kotawaringlu in Borneo (s. S. 106).

Bei dieser Tätigkeit verharren die Kinder mindestens zwölf Stunden, täglich von morgens 7 bis abends 7 Uhr mit nur einer halben Stunde Mittagspause, die sie auf dem Kohlenhaufen im Hofe zubringen können, wenn sie es nicht vorziehen, auch während dieser halben Stunde in der Stieluft des Fabrikraums zu verweilen. Manche haben zwei Stunden weit von ihrer Wohnung zur Arbeitsstätte zu gehen, was im Winter für so junge Kinder eine unerhörte Zumutung ist — denn es kann in Schanghai sehr kalt werden. Und nun denke man sich, wie die zarten Atmungsorgane dieser Kinder nach zwölfstündigem Aufenthalt im überheizten Raum bei unvermitteltem Hinaustrreten in einen kalten Wind angegriffen werden müssen!

Von irgend einer Schulung dieser jungen Fabrikmädchen ist natürlich keine Rede, überhaupt nicht von irgend einer geistigen Betätigung.

So wachsen sie auf, gleichsam als ein Teil ihrer Spinnmaschine, an die sie jeden Morgen für zwölf Stunden angefesselt werden. Ich werde nie die Blicke vergessen, die aus den leichenblaffen leblosen Gesichtern dieser Kinder mich trafen. Es lag darin wie eine große Frage: Warum muß es so sein? Warum schaut ihr uns an, wenn ihr uns doch nicht helfet? Der Anblick dieses unsäglichen Kinderelends war so namenlos traurig, daß man hätte weinen mögen.

„Das muß geändert werden, und wir arbeiten durch die Christlichen Vereine Junger Männer auch daran“ erklärte Professor Tschou mit Entschiedenheit.

Wieder ein freundliches Bild bot das größte Geschäftshaus Schanghai's an der Nanking Road. Das Haus gleicht fast einem amerikanischen Wolkenkräger und enthält ein Hotel, mehrere Theater und eine Reihe von Kaufläden. Auch dieses größte Kaufhaus der Stadt steht unter der Leitung eines christlichen Chinesen. Dieser läßt in einem der Theaterräume jeden Sonntag durch einen chinesischen Pfarrer für seine meist nicht-christlichen männlichen Angestellten einen Gottesdienst abhalten.

Am 25. Oktober 1925 nahm ich mit Professor Tschou daran teil und wurde als zweiter Redner aufgefordert, auch einige Worte zu sagen. Ich begrüßte als Bürger der kleinsten Republik die Anwesenden als Vertreter der größten Republik und wies sie darauf hin, daß die höchste Freiheit nicht in einer politischen Organisation liege, sondern in der Befreiung durch Christus von der Macht des Bösen.

So bietet der christliche Besitzer des großen Geschäftshauses, ein Laie, die Hand, daß das Evangelium sonntäglich an Hunderte seiner noch nicht christlichen Landsleute kommt, die ganz freiwillig und gern dem Gottesdienst im Theater beiwohnen.

Eine besondere Freude war es mir auch, von Professor Tschou einem der ersten Führer der chinesischen Christenheit vorgestellt zu werden, dem damaligen Präsidenten des Nationalen Christenrates und des chinesischen Nationalkomitees der Christlichen Vereine Junger Männer, dem Herrn Düi, einem durchgeistigten und feinen Mann.

Es braucht uns — rein menschlich gesprochen — wahrhaftig nicht bange zu sein um die Zukunft des Evangeliums in China, wenn solche Männer die Verantwortung dafür übernommen haben. Und daß geistig und sittlich so hochstehende Persönlichkeiten schon in der Leitung der christlichen Bewegung in China stehen, ist uns ein Pfand, daß der Herr der Kirche sich dort selbst seine Rüstzeuge zubereitet.

38. Hangtschau, die Stadt Marco Polos.

Dies ist die „Straße Marco Polos“ bedeutete mir Missionar Turner, als er mich über die Hauptstraße von Hangtschau führte. Die Stadt liegt an der Mündung mehrerer Flüsse ins Meer, dort, wo alljährlich die große Flutwelle, „Tide“ genannt, in einer Höhe von zehn Metern durch den langen Golf ins Land hineinbricht. Auch endet in Hangtschau der große Kaiserkanal, der im Mittelalter mit Tausenden von Verzweigungen von Peking bis zum Jangtse-Kiang und von diesem bis Hangtschau und dann zum Meer führte, und das größte Binnenschiffahrtssystem darstellt, das wohl je existierte (vgl. Seite 147).

Hangtschau galt zur Zeit, als Marco Polo gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts dort war, als eine der größten Städte der Welt und soll 1 600 000 Familien gezählt haben. Marco Polo widmet der Stadt in seinem Reisetagebuch eine besonders eingehende und interessante Beschreibung und kann ihre Schönheit und ihren Reichtum nicht genug rühmen. Jetzt ist sie — zuletzt auch infolge des Taipingaufstandes — nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe und Pracht.

Aber manches in ihr ist noch unverändert geblieben, seit Marco Polo sie so anschaulich geschildert hat. Er nennt sie Quinsai, gemeint ist Kingssse d. h. Residenz.

Die Hauptstraße trägt im Wesentlichen noch denselben Charakter, wie sie ihn nach der Beschreibung des Venezianers vor 650 Jahren schon hatte. Noch jetzt wird sie darum die „Straße Marco Polos“ genannt. Im 68. Kapitel seines zweiten Buches schreibt der Reisende: „Die Straßen von Quinsai sind alle mit Kieseln und Backsteinen gepflastert, ebenso wie die Landstraßen, die durch die Provinz Manji führen und auf denen die Reisenden nach jeder Gegend hinziehen können, ohne ihre Schuhe zu beschmutzen. Aber da die Kurriere seiner Majestät, die mit großer Eile zu Pferde reiten, das Pflaster nicht gebrauchen können, so hat man den Weg auf der einen Seite ungepflastert gelassen. Die Hauptstraße der Stadt, die von einem Ende zum andern geht, ist auf jeder Seite zehn Schritte breit mit vielen Kieseln und Backsteinen gepflastert, während der dazwischen liegende Teil mit Sand bedeckt und mit gewölbten Rinnen versehen ist, um das Regenwasser in die nahen Kanäle zu leiten, so daß die Straße immer trocken bleibt. Auf diesem Sande fahren die Wagen beständig hin und her.“

Dann stimmt auch jetzt noch wörtlich, was Marco Polo über den von Kanälen und Gondeln aller Art belebten See nahe bei der Stadt berichtet mit seinen malerischen Inseln und den von Palästen, Tempeln, Klöstern und Gärten und mächtigen Bäumen umsäumten Ufern. In ganz China habe ich nichts Schöneres gesehen als die Umgebung von Hangtschau (s. Bildertafel 21, Bild 1).

Dort liegt auch hoch über der Bucht mit dem Blick auf den Chim-tang-Fluß und in den offenen Meeresarm die schönst gelegene Missionsstation, die stattliche Lide-Universität, die mit ihrem wissenschaftlichen Betrieb und der muntern sportlichen Betätigung ihrer Studenten den typisch angelsächsischen Charakter trägt. Im Lehrkörper wirken zahlreiche Chinesen, zum Teil ehemalige Schüler des Instituts, mit.

Einer ihrer Professoren hat sich zur Aufgabe gesetzt, in seiner Wohnung in der Stadt offene Abende für gebildete Chinesen einzurichten. Dabei sucht er Gelegenheit zu finden, im Gesprächston in Form von Diskussionen die christliche Wahrheit zu vermitteln und verspricht sich großen Erfolg davon.

Hangtschau beherbergt einen der ältesten Missionspitäler mit einer neu gegründeten medizinischen Akademie. In der Nähe davon erhebt sich das neue Zentralhaus der Christlichen Vereine Junger Männer, das mit seinem mächtigen Turmeingang wie eine mittelalterliche Burg dreinschaut. Und fern im nördlichen Außenquartier

ragt ein anderer mächtiger Steinbau über das Meer der niederen Chinesenhäuser empor, sie vier- bis fünfmal an Höhe überragend, wie ein amerikanischer Wolkenkrager anmutend, eine „Institutional-Church“, wie ich eine solche in Swatau zum erstenmal gesehen, also eine Art Gemeindehaus, einstweilen noch ohne Gemeinde, mitten in einem noch fast ganz heidnischen Stadtteil. „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten.“ Das Haus wurde eben eingeweiht und enthält u. a. auch eine Frauenarbeitschule. Denn auch für China gilt, wie für Indien: „Gebt dem Lande eine andere Großmutter, dann wird die Macht des Aberglaubens gebrochen werden und das Evangelium kann Boden fassen“.

Um aber christliche Großmütter zu bekommen, muß man den etwas langsamen, aber aussichtsvollen Weg einschlagen, und die jungen Mädchen für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen suchen.

39. Zwischen Trümmern und Palästen in Nanking.

Zum Schönsten und Wehmütigsten auf meiner Reise gehört der kurze Aufenthalt in der alten Kaiserstadt Nanking, die ich auf dem Weg von Schanghai nach Hankau und Tschangscha besuchte.

Im Jahr 211 nach Christus war die Stadt schon Sitz einer Unterpräfektur und später bis 1404 Kaiserstadt. Nur wenige Reste des alten Kaiserpalastes, die meist noch gut erhaltenen Stadtmauern und die Kaisergräber außerhalb der Mauern zeugen noch von verschwundener Pracht. Weite Strecken innerhalb der Mauern sind gar nicht mehr bebaut und gleichen einer Wildnis. Infolge der vielen Kriege, besonders seit dem Taiping-Aufstand im Jahr 1864, sank die Stadt mehr und mehr. Erst durch die, meist amerikanische Mission erhielt sie einen neuen Aufschwung. Ähnlich wie der berühmte Rockefeller-Spital in Peking in seiner Verbindung schönsten chinesischen Tempel- und Palaststils waren die praktischen und stattlichen Bauten, die die Amerikaner in Nanking erstellt hatten, die glanzvolle große Universität, das theologische College, die Sprachenschule, das Lächtercollege, das Bibelfrauenhaus, die vielen Schulhäuser, der damals noch unvollendete Bau der Christlichen Vereine Junger Männer, die mächtigen Spitalbauten, kurz, eine ganze Stadt schönster palastartiger Bauten, die den Chinesen sagen sollten: Das Evangelium ist es wert, daß wir es euch in der denkbar besten Form darbieten, in noch vollkommenerer, als man sie bei uns in der Heimat

findet. Man denke sich chinesische Tempel- und Palastbauten mit Unterbau in weißem Marmor und mit ihrem goldverzierten Balkenwerk, das die elegant geschweiften Dächer nach außen hin weit über die Mauern vorstehend trägt, alles in großzügiger, amerikanischer Ausführung aus bestem, solidestem Material!

Und davon ist nun vieles zerstört! Nach dem Sturm der Südarkmee auf Nanking am 24. März 1927, wo die Führer die Herrschaft über die Mannschaft verloren hatten, wurden manche dieser schönsten Missionsbauten, die es überhaupt vielleicht je gegeben hatte, ausgeplündert und verbrannt. Auch einige Missionare, darunter der Vize-Rektor der Universität der Amerikanischen Presbyterianer, Dr. A. E. Williams, wurden erschlagen.

Mit Behmut denke ich an die schöne Allianzzusammenkunft in der sogen. Union-Church, einem kirchlichen Vereinshaus mit großem Versammlungsraum, wie er sich auf vielen Missionszentren des britischen Ost-Indiens und des fernen Ostens findet. Ein Ort der Pflege des interdenominationalen Gemeinschaftsgedankens und interkonfessioneller Kooperation im Sinn der Konferenzen von Edinburg, Stockholm, Lausanne und Jerusalem, also mit deutschen Worten ein Ort des Zusammenberatens und gemeinsamen Arbeitens der verschiedenen Kirchen und Kirchlein, wie es sich in der alten, d. h. westlichen — also europäisch-amerikanischen — Christenheit in den letzten Jahrzehnten ausgestaltet hat. Leider war bisher in der alten Christenheit mehr das Unterscheidende und Trennende zum Ausdruck gekommen. Aber auf dem Missionsfeld angesichts der Heidenwelt wäre es ein Hohn und Spott auf das hohepriesterliche Gebet des Herrn, wenn man nicht das Gemeinsame, Verbindende betonen würde, was nun auch tatsächlich schon seit geraumer Zeit durch brüderliches Zusammenarbeiten geschieht und durch regelmäßige Zusammenkünfte in den Union-Churches, man könnte sagen: Vereinigungskirchen.

Ich war in Nanking gebeten worden bei der Vereinigung in der Union-Church über die Allianzbestrebungen in der Schweiz zu reden. Die etwa 60 Missionsarbeiter verschiedenster Nationen und Kirchen hörten mir mit Aufmerksamkeit zu. Besondere Freude bereitete es ihnen, zu vernehmen, daß in der Schweiz die Bischöfliche Methodistenkirche in den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund aufgenommen worden sei, und daß die Basler Mission in ganz eigenartiger Weise eine interkonfessionelle und internationale Union darstelle aus Lutheranern und Reformierten und zu etwa dreißig verschiedenen Landeskirchen in der Schweiz, in Deutschland,

Frankreich, Oesterreich, Tschechoslovakei, Ungarn, Polen und Rumänien Beziehungen unterhalte, also auf breitem ökumenischen und übernationalen Boden stehe.

Unter den vielen Missionswerken in Nanking fand ich ein ganz originelles: die Buddhistische Mission des norwegischen Missionars Karl Ludwig Reichelt. Dieser genaue Kenner des Buddhismus glaubt nämlich auf Grund jahrzehntelangen Verkehrs in buddhistischen Klöstern herausgefunden zu haben, daß im sogenannten Mahajana Buddhismus die Reste des nestorianischen Christentums stecken, das im achten Jahrhundert bis fast an die Grenze Sibiriens durch ganz China hindurch Mission getrieben, aber sich zu sehr dem Buddhismus angepaßt hatte, so daß es seine Werbekraft verlor und vom Buddhismus sozusagen aufgesogen wurde. Immerhin seien infolge davon christliche Gedanken in diesen Buddhismus eingedrungen, die bis jetzt noch nachwirkten und dessen Befenner in gewissem Sinn zubereitet habe zur Aufnahme des Evangeliums.

Missionar Reichelt möchte nun durch sein Missionswerk wandernde Buddhistenmönche mit dem Evangelium bekannt machen. Zu dem Zwecke unterhält er in Nanking eine Herberge mit Schlaf- und Eßgelegenheit und einer kleinen Kapelle. Darin finden sich christliche und buddhistische Symbolik einander genähert, ja sogar kühn miteinander verbunden. Den Vertretern des Mahajana-Buddhismus soll es dadurch veranschaulicht werden, daß sie im Grunde dem Evangelium gar nicht fern stünden und ihnen damit der Uebergang zum Christentum erleichtert werden.

An der Altartafel ist in Holzschnitzwerk dargestellt, wie aus der heiligen Blume des Buddhismus, der Lotosblume, ein Kreuz herauswächst. Das soll den Buddhisten ihr unzähligmale gedankenlos hergeleiertes Gebet: „Om mani padme hum“ als eine unbewußte Verheißung auf Christus deuten. Der tiefere Sinn jenes Wortes soll nämlich heißen: „Das Heil kommt aus der Lotosblume“. Die Lotosblume ist der Boden für das Kreuz und bereitet zu zur Aufnahme der Botschaft vom Kreuz, d. h. das Kreuz Christi ist die Erfüllung all des Sehns und Suchens der Buddhisten!

Den Lauffstein krönt ein hoher Deckel in Pagodenform. Die chinesische Pagode mit immer ungerader Anzahl von Stockwerken ist zwar kein Tempel, besitzt aber insofern hohe religiöse Bedeutung, als sie den Segen auf einer Gegend festhalten soll. Jede chinesische Stadt hat darum ihre Pagode womöglich auf einem erhöhten Punkt, was immer einen malerischen Anblick

gibt. Auch beim Zusammenfluß zweier Ströme steht eine Pagode, damit die Strömung des Wassers den Segen nicht wegschwemme.

Nun soll jener Pagodendeckel des Lauffsteins den Buddhisten sagen: Wie euch die Pagode ein Sinnbild göttlichen Segens ist, so ist uns Christen das Laufwasser ein solches Sinnbild, ja noch mehr, ein Pfand und Angeld realen, wirklichen Segens von oben.

Es ist eine kühne und originelle Symbolik, die die Buddhisten-Mission Reichelts anwendet. Wie mir in Nanking versichert wurde, hätten sich schon viele Buddhisten darüber gefreut und seien willig geworden, das Evangelium zu hören.

Wir denken an das Wort des Herrn: „Gehet an die Hecken und Zäune (auch die buddhistischen) und nötigt sie (nicht mit Gewalt, sondern durch innere Ueberzeugung) hereinzukommen!“

Zimmerhin ist zu bedenken, daß jenes nestorianische Christentum wegen seines Synkretismus (seiner Religionsmengererei) im Buddhismus versank. Das soll uns die Gefahr der Annäherung des Christentums an andere Religionen, und wäre es auch nur in äußeren Formen, gegenwärtig halten.

40. Den Jangtse-Kiang hinauf!

Nach seinem Durchbruch durch die letzten östlichen Ausläufer des Himalaya nimmt der Jangtse-Kiang die Gewässer der fruchtbaren Provinz Szechuan auf und wälzt dann seine gelb-braunen Fluten breit und mächtig durch die gleichgetönte mittelchinesische Ebene, die auf ihn abgefärbt hat, dem Meere zu (s. Bildertafel 21, Bild 2). Seine Bezeichnung „Blauer Fluß“ ist, wie Dr. Oskar Frohnmeyer mir mitteilt, völlig westländischer Herkunft. Kein Chinese kenne sie. In den offiziellen Geographiebüchern wird er „Langer Fluß“ genannt.

Es war anfangs November 1925, als ich in 53 stündiger Dampferfahrt von Nanking nach Hankau hinauffuhr. Die ganze Landschaft, Erde und Wasser gelbbraun oder rötlichgelb. Außer einigen Bambushainen hie und da war kaum je ein Baum zu erspähen. Die Berge alle trostlos kahl. Jeder Regenguß schwemmt Sand und Erde ins Tal, wo die Flüsse zusehends versanden und die Gefahren von Ueberschwemmungen wachsen. Aber die Zeiten sind längst vorbei — seit Jahrhunderten — wo eine weise ordnende Hand einer umsichtigen Zentralregierung überall nach dem Rechten sehen ließ, sind aber, wie es den Anschein hat, jetzt wieder neu im Anzuge.

Und vollends bei den bisherigen anarchifischen Zuständen war nicht nur jede Provinz und jeder Distrikt, sondern jede Stadt und jedes Dorf, ja schließlich jedes Gehöfte sich selber überlassen und mußte sehen, wie es sich gegen die Gewalt der Elemente erwehren konnte und gegen Räuber und Soldaten, was in den letzten Jahrzehnten in China fast überall dasselbe bedeutete.

Wie im Wasser zu liegen scheint die dreifache Stadt Hankau-Hanyang-Wuchang, jetzt kurz Wuhan genannt, an den flachen Ufern zu beiden Seiten des Jangtse-Kiang mit den meist niederen Häusern der Chinesen. Einzig die großen Gebäude der westländischen Kaufleute in Hankau und einige Anhöhen bei Wuchang bringen etwas Abwechslung in das einförmige Bild.

In Hankau trägt wie überall in den bisherigen westländischen Konzessionen jedes Quartier in seinem Baustil den Charakter seiner Nation. Auch in Hankau waren die Deutschen stark vertreten. In dem gut geführten Hotel eines Deutschen las ich in der Hausbibliothek in einer Zeitschrift einen gediegenen Artikel über Pfarrer Christoph Blumhardt, Sohn, in Boll. Nahe dabei wohnte der deutsch-amerikanische Pfarrer Arndt, der erst mit 49 Jahren hinausgekommen war als Bahnbrecher für den Missionsgedanken in der Missouri-Synode und noch mehrere chinesische Sprachen sich angeeignet hatte. Er muß ein Sprachengenie sein. Er hat sich u. a. die Aufgabe gestellt, die wichtigsten Schriften Luthers ins Chinesische zu übersetzen.

Große Bedeutung hat für Hankau der C. B. F. M., dessen verhältnismäßig neues Zentralgebäude infolge des fortwährenden starken Besuchs schon recht abgenützt aussieht.

Besonders starken Zulaufes erfreut sich dort die sog. Tausendzeichen-Schule, eine neue Einrichtung der Christlichen Vereine Junger Männer, um derjenigen chinesischen Jugend, die keine Schulen besuchen kann, die Kunst des Lesens und Schreibens in möglichst kurzer Zeit beizubringen. Kennt einer die tausend wichtigsten Zeichen, so besitzt er so ziemlich den Schlüssel zur chinesischen Schrift. Die Schreibmaschinen für diese Schrift und Sprache verfügen in der Regel auch nicht über mehr als tausend Zeichen, allerdings nicht auf tausend Hämmern, sondern auf einer Stahlplatte, deren Zeichen sich nach dem einen Hammer bewegen, der den Abdruck bewirkt. Die Druckereien benötigen jedoch mindestens 10 000 verschiedene Zeichen. Ein ganz mäßig besetzter Setzkasten mit nur je zehn Stück von jedem Zeichen enthält also schon 100 000 Metallstücke. Der Setzer muß zwischen den bei-

den schräg ansteigenden Segelkastenhälften zu je 5000 Fächern bei der Arbeit hin- und hergehen.

Um also die ersten tausend Grundzeichen der chinesischen Schrift jedem Kuli und Gassenjungen beizubringen, damit auch sie durch eigene Lektüre zu einem selbständigen Urteil gelangen können, werden zweimonatige Doppelkurse eingerichtet, woran sich jedermann vom zehnten Lebensjahr an, Kind — Knabe oder Mädchen — bis zum Greis im Silberhaar, einfinden kann. Die Kurse, jeweilen abends von 8—10 Uhr, sind planmäßig aufgebaut, so daß bei nur einmaligem Versäumnis eine schwer auszufüllende Lücke entsteht. Nur selten muß ein Teilnehmer wegen Mangels an Eifer ausgeschlossen werden. Wie sollte auch in einem solchen Kurs Gleichgültigkeit herrschen können, der auf vollkommener Freiwilligkeit beruht und dessen großer Nutzen als bald erreichbares Ziel so klar vor Augen steht? Es kommen ja überhaupt nur Kernfreudige, und nur die Kernfähigen halten aus — noch nie habe ich dankbarere Schüler gesehen, als an jenem Abendkurs, an dem ich in Hankau einmal teilnahm. Wenn alle Schüler überall und immer eine so gespannte Aufmerksamkeit, solchen Fleiß zeigten und eine so musterhafte Disziplin beobachteten wie jene Gassenbuben und Hafenarbeiter von Hankau, dann müßte der Lehrerberuf der denkbar herrlichste Beruf sein. Jene Schüler erinnerten nicht an störrische Esel, die man kaum vorwärts bringt, sondern an feurige Vollblutpferde, die man nur darum zügeln muß, damit sie sich nicht überstürzen.

Zuerst wird das neu zu erlernende Zeichen riesengroß auf die Leinwand projiziert, dann einzeln und im Chor ausgesprochen, hierauf geschrieben, d. h. gepinselt, mit Tusch gemalt, wieder ausgesprochen, in sinnvolle Verbindung mit schon Bekanntem gebracht; es wird ein kleiner Satz gebildet, mehrere kleine Sätze zu einem Geschichtchen oder einer Anekdote zusammengestellt, alles mit Hilfe des Projektionsapparats in Schrift und Bild. Da bleibt keine Zeit zum Gähnen und gedankenlosen Herumgaffen. Alles ist Aug und Ohr zwei volle Stunden hindurch ohne Pause abends spät, bei den meisten Teilnehmern nach angestrengtem ermüdenden Tagewerk!

Da sitzt z. B. ein armer Knabe, der den ganzen Tag im Winter auf den Schlackenhaufen der Fabriken nach Kohlenstücklein sucht, die etwa noch brauchbar sein könnten, um damit seiner Kranken Mutter ein warmes Stübchen zu bereiten. Und dann sitzt er mit seinen wunden Fingern hin und lernt noch zwei

Stunden lang Zeichen, um durch deren Kenntniss womöglich eine Anstellung zu bekommen und dann seine Mutter besser unterstützen zu können.

Gewiß, diese Tausendzeichen-Schulen sind mehr eine indirekte Missionsarbeit, aber eben doch eine Missionsarbeit. Die Schüler werden befähigt, später das Wort Gottes zu lesen und sonstige gute Literatur.

Wenn irgendwo das Wort „Volksbildung ist Volksbefreiung“ kein bloßes Schlagwort bedeutet, sondern im vollsten Sinne des Wortes sich bewahrheitet, so ist es in China, wo der planmäßige bolschewistische Versklavungsversuch nur durch ein des Lesens kundiges und also auch der richtigen Belehrung zugängliches Volk abgewiesen werden kann.

41. Im innersten China.

„Tschu Lu Tschau Tschung Nyeng Loi“ buchstabierte ich nach meinem Notizbuch am Bahnhof in Tschangscha, der Hauptstadt der Provinz Hunan in Centralchina dem ersten besten Nikschu-Kuli vor. Der Empfehlungsbrief meines Freundes, Professor Tschou in Schanghai, an den Christlichen Verein Junger Männer war erst mit meinem Zuge angekommen, so daß noch niemand vom Verein an der Bahn sein konnte, mich abzuholen. Ich war in einer noch rein chinesischen Stadt, von westlicher Kultur noch ganz unberührt, abgesehen von den Missionsniederlassungen, die sich aber dort meist in chinesischem Gewande präsentieren. Da hilft das Englische nicht viel im Verkehr mit den Bewohnern. Ich hatte mich darauf vorgesehen und die Bezeichnung für „Christlichen Verein Junger Männer“, die auf Englisch jedermann in der weiten Welt kennt (vgl. S. 86) und die auch auf dem Missionsfeld den Schlüssel gibt zu weiteren Erkundigungen, auch auf Chinesisch mitgenommen. Es sind die am Eingang dieses Abschnittes erwähnten Worte. Sie bedeuten wörtlich: „Christus Reich grüner Jahre Verein“, die chinesische Art „Christlicher Verein Junger Männer“ auszudrücken.

Der Kuli verstand, was gemeint war und zog los. Zwischen Bahnhof und Stadt quälte er sich durch einen holperigen, breiten Gürtel von Steinen und Schutt hindurch. Es war der Platz der alten Stadtmauer, die eben erst war niedergelegt worden. Also auch hier schon beginnender Modernismus! Doch die Stadt trug noch

ganz ihr mittelalterliches Gepräge. Ein enges Gäßchen zwischen schwarzen fensterlosen Mauern, an denen die Nikscha mit beiden Naben zugleich streifte, mag schon vor Jahrhunderten so ausgehen haben. Die Hauptstraße bot einen erfreulicheren Anblick, wenn sie auch mehr Schmutzpfützen als Steine sehen ließ und die Ziehbrunnen inmitten all des Unrates wirklich mittelalterliche hygienische Einrichtungen veranschaulichten. Aber das Auge wurde gefesselt durch das wunderbar feine Holzschnitzwerk, das über den Haustüren in durchbrochener Arbeit etwa 30 Centimeter hohe Figuren in roter und goldener Farbe zeigte. Es waren mythologische Szenen dargestellt. Ueber jeder Haustüre war in großer verzierter Schrift und in der glückbringenden roten Farbe das Zeichen für Glück angebracht. In den nach der Straße zu offenen Handwerksbuden wurde ganz mittelalterlich bis auf die Straße hinaus die Arbeit verrichtet. Ein buntes, emsiges Treiben bot sich dem Auge dar, wie es wohl schon zur Zeit Marco Polos nicht anders mag gewesen sein.

Mit einem scharfen Ruck hielt mein Kuli die Nikscha an. Ueber einem bescheidenen Chinesenhaus steht das trostreiche Zeichen Y. M. C. A. (vgl. Abschnitt No. 19). Ich bin also am rechten Ort. Ein norwegischer Sekretär heißt mich sein Gast zu sein — denn Gasthäuser, die in Betracht kommen können, gibt's in Tschangscha noch keine — und führt mich sofort in der Stadt herum. Ein großes neues Y. M. C. A.-Haus stand schon im Rohbau fertig da. Auf dem Grundstein ist ein Spruch von Konfuzius eingegraben. Ganz modern ist schon die bauliche Einrichtung für eine besondere Knabenabteilung vorhanden. Eine außerordentlich dicke Mauer trennt sie von den übrigen Räumen, damit das Loben der Jüngern die gesetzten ältern Jahrgänge der Mitglieder nicht störe. In Chicago traf ich im Hausflur des Y. M. C. A.-Hauses ein großes hölzernes Modell des Neubaus von Tschangscha. Offenbar hatte man dort dafür gesammelt. Diese brüderliche Solidarität in den Kreisen Christlicher Vereine Junger Männer ist um so erfreulicher, als schon bereits die ganze Leitung dieser Vereine in China in einheimischen Händen liegt und die amerikanischen Freunde daher durch ihre Gaben kein Recht zur Mitregierung weder ableiten wollen noch können. Sie freuen sich, durch ihre Gaben die selbständige Entwicklung des chinesischen Gliedes ihres Bundes fördern zu helfen.

Gewissermaßen ein Gegenstück zum großen Vereinshaus des Christlichen Vereins Junger Männer in Tschangscha stellt ein

Töchterinstitut dar, das rein chinesischer Initiative entsprang und nur von einheimischen Kräften getragen und geleitet wird. Die Gründerin und Leiterin ist eine christliche Großtochter eines ehemaligen Bizekönigs von Nanking. In den weiten Gebäulichkeiten einer Villa dieser Familie mit prächtigen Parkanlagen inmitten der Stadt hat die Erziehungsanstalt ihre Unterkunft gefunden.

Die Leiterin, eine feingebildete junge Dame, erteilt mit einem Stab von Hilfskräften selbst Unterricht. Das Institut ist von der Mission vollständig unabhängig und darum auch frei vom Verdacht irgend eines fremdländischen Einflusses, was ihm in dieser kritischen Zeit einen besondern Wert verleiht.

Auch nach christlichen Vorbildern gebaut und eingerichtet wurde in Tschangsha ein großartiges staatliches Knabenwaisenhaus, äußerlich mit modern amerikanischem Charakter, aber geistig auf konfuzianischer Grundlage. Als Mittel zur Pflege häuslichen Sinnes und Bekämpfung flegelhaften Benehmens ist in der Anstalt eine Blumenkultur eingeführt. Es wird bald diese, bald jene Pflanze kultiviert, immer die gleiche von allen Knaben. Damals waren die Chrysanthemen an der Reihe und das ganze große Haus mit Töpfen schönster Arten dieser Blumen umstellt in allen Farben und Größen. Schon waren Nummern an den Töpfen angebracht, denn das jährliche Preisgericht stand bevor, wobei an die Besitzer der schönsten Blumenstöcke Ehrenpreise verabsolgt zu werden pflegen.

In einer stattlichen öffentlichen Konfuziuschule hatte ich am Morgen meines zweiten Tages in Tschangsha Gelegenheit, eine kleine Ansprache vor einigen hundert jungen Leuten, lauter Nicht-Christen, zu halten. Mein Gastgeber, der norwegische Sekretär der Y. M. C. A., hatte die Vertretung für einen konfuzianischen Lehrer übernommen und nahm mich in die Schule mit.

Auch hier fand ich, wie anderswo, daß die Menschen im Grunde überall gleich sind, wenn sie sich natürlich geben, was ja am ehesten bei Kindern der Fall ist. Diese chinesischen Buben in Centralchina konnten ebensogut Dajaken, Deutsche oder Schweizer sein. Sie balgen sich wie diese und lachen ganz gleich, sind zutraulich und fröhlich, machen Unsinn und verstehen Scherz wie ihre Altersgenossen in der ganzen Welt (s. auch Bildertafel 13, Bild 2 und 4). Auch machte es ihnen Spaß, daß zum erstenmal einer aus der Schweiz bei ihnen war, wie unsere Kinder sich freuen, wenn ein Chinese oder Neger in die Schule kommt.

Nabe bei dieser Konfuziuschule unterhält die deutsche China-Inland-Mission eine Blindenanstalt. Die große amerikanische Yale-Universität umfaßt ein weites Areal mit vielen Gebäulichkeiten. Die Kirche der Schwedischen Mission war im Umbau begriffen, weil sie vergrößert werden muß. Zahlreiche Missionschulen sammeln auch in Tschangsha die lernbegierige Jugend, die nicht schon einheimische Schulen besucht. Ein christlicher Verein Junger Mädchen hat in einer Villa ein hübsches Heim gefunden und wird von einer jungen Chinesin geleitet. Eine sogen. BIOLA, eine Zweiganstalt des riesengroßen Bible Institute of Los Angeles, war eben im Neubau vollendet. Die Mutteranstalt ist ein Missionshaus allergrößter Ausdehnung zur Ausbildung männlicher und weiblicher Reichgottesarbeiter für Äußere und Innere Mission, wo jährlich etwa 2300 junge Leute aus 30—40 verschiedenen Denominationen Unterricht und Ausbildung für ihren Evangelisationsberuf erhalten. Die Filiale in Tschangsha soll nun eine spezielle chinesische Evangelistenschule sein.

Bei solchen Besuchen der verschiedensten Missionswerke in einer heidnischen Stadt kommt einem etwa der Vergleich der Durchbohrung unserer granitnen Alpengebirge. Ein Sprengloch genügt nicht. Nur wenn viele Bohrer an die Stirnwand des Tunnels angesetzt werden, kann nachher eine erfolgreiche Sprengung erfolgen. Zu hunderttausend Malen müssen die Bohrer arbeiten, bis endlich der Durchschlag des Tunnels möglich wird.

So erscheinen mir all die Tausende von Missionsunternehmen — eine Blindenanstalt für arme Mädchen oder eine voll ausgebaute Universität — wie lauter solche Bohrlöcher, vermitteltst deren schließlich der Fels des Heidentums gesprengt wird und eine freie Bahn unserm Gott gemacht wird, wenn sein Geist dabei wirksam ist.

42. Tsingtau, die deutscheste Stadt.

In Tsingtau hatten die Deutschen eine wahre Musterstadt aufgebaut. Aus einem unbedeutenden Fischerdorf erwuchs unter ihrer Hand eine der schönsten und jedenfalls früher saubersten Städte, die ich sah. Der Plan der Stadt ist eben so praktisch wie hygienisch ausgeführt mit breiten Straßen und prächtigen Parkanlagen über mehrere Hügel hin sich erstreckend und über den Rücken einer Landzunge nach zwei Seiten hin die Meeresbucht

berührend mit fortwährend neuen überraschenden Ausichten und Fernblicken.

Der Stil der soliden Steinbauten erinnert mit den gegen die Straße zu gestellten hohen Giebeln an malerische mittelalterliche Städte. Altdeutsche Romantik, verbunden mit allen Bequemlichkeiten und Vorteilen moderner Zivilisation kennzeichnen Tsingtau.

In den Felsengrund, worauf die Stadt steht, ist ein Netz von Telegraphen- und Telephonkabeln, von Gas- und Wasserleitungen nebst einer Kanalisationsanlage eingegraben worden.

Jetzt fängt unter völligem Mangel an Unterhalt da und dort eine Verlotterung an, und schauerlich geschmacklose Zementbauten verschandeln allmählich das einst so einheitliche Stadtbild.

Der Allgemeine Evangelische Protestantische Missionsverein unterhält dort bekanntlich ein vorzügliches Gymnasium. Nur beklagte sich sein Leiter über die auch dort wie in ganz China auftretende Unbotmäßigkeit der jungen Leute. Ich sollte wenige Tage hernach auf dem gelben Meere aus dem Munde von Unruhestiftern selber vernehmen, woher der Widerstand der chinesischen Jugend gegen den missionarischen Einfluß stammt (vgl. Abschnitt 44).

Der große Spital der genannten Gesellschaft hat von Tsingtau aus weiter ins Innere, nach Tsining, verlegt werden müssen.

Auch die Bahn von Tsingtau nach Tsinan ist deutsches Werk und macht gleichfalls den Eindruck außerordentlich exakter Arbeit und Solidität.

Beim Kontrollieren der Fahrkarten zu Beginn der zwölfstündigen Fahrt war der Schaffner von 4—5 Soldaten begleitet, um einen Ueberfall etwaiger Bahnräuber, zunächst auf die Angestellten und dann auf die Mitreisenden, verhindern zu können. Außerdem hatte jeder Wagen noch seinen besondern Schutzpatron in Gestalt auch eines bis an die Zähne bewaffneten Soldaten, der die Reisenden immer unter den Augen behielt.

Die Räuber pflegen in der Kleidung gutsituirter Reisenden mitzufahren, bis sie in einer einsamen Gegend zuerst das Bahnpersonal unschädlich machen, die Mitreisenden ausplündern, allenfalls auch töten und dann den Maschinisten zwingen, an einer ihnen günstigen Stelle zu halten, worauf sie Lokomotivführer und Heizer in der Regel auch noch umbringen, um sich dann mit dem Raube unbehelligt aus dem Staube zu machen.

Solche Räuberabenteuer erlebte ich auf meiner Fahrt zwar nicht, dafür kam ich in Tsinan gerade zu einer Plünderung der Soldaten des Generals Wu Pei fu, der seither schon längst vom

Schauplatz verschwunden ist. Das Geld war ihm damals ausgegangen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Soldaten an Stelle des Soldes eine kleine Plünderung zu erlauben. Ich sah eine geflüchtete Familie in einem Missionshaus und in den weiten Räumen der schönen Universität Schutz suchen.

Mein chinesischer Führer, ein Sekretär des Christlichen Vereins Junger Männer, begleitete mich einen steilen Berg hinan über Hunderte von Steintreppen in ein hochgelegenes buddhistisches Kloster mit seinen Kapellen und Tempeln, Mönchszellen und Gärten, wo die Mönche fern von der bösen Welt ein beschauliches Leben führen können. Wie der norwegische Missionar D. Reichelt entdeckt hat, herrscht unter solchen Mönchen oft ein ernstes Suchen nach Wahrheit (vgl. S. 166).

Von jenem Kloster aus erblickte ich in der Ferne die trüben Fluten des Hoangho sich gefahrdrohend zwischen den flachen Ufern vorbeiwälzen.

43. In den Forts von Port Arthur.

Da ich von Tsinan auf dem Landweg nach Peking nicht mehr weiter kam, weil wegen der politischen Unruhen die Bahnverbindung unterbrochen war, blieb mir nichts anderes übrig, als nach Tsingtau zurückzukehren und über die japanische Handelsstadt Dairen am Südennde der Halbinsel Liautung nach Tientsin, der Hafenstadt von Peking, zu fahren.

Dairen wurde schon von den Russen angelegt mit großen runden Plätzen, von denen breite Straßen nach allen Richtungen ausstrahlen. Unter japanischer Hand hat sich die Stadt zu einem der wichtigsten Handelsplätze in Ostasien entwickelt.

Die Dänische Missionsgesellschaft wirkt dort mit großem Erfolg unter den Chinesen. Ich wohnte einem stark besuchten Abendmahlsgottesdienste bei. Die innere Einrichtung des einfachen, gemütlich altmodischen Missionshauses konnte ebensogut ein mittel-europäisches Landpfarrhaus sein.

Die Japaner unterhalten ein großes Zentralhaus mit Filialen für die Christlichen Vereine Junger Männer, und die Chinesen haben provisorisch ein Privathaus zum Vereinslokal für ihre jungen christlichen Landsleute aufgerichtet. Von ihnen wurde ich gebeten, über meine Begegnungen mit Sadhu Sundar Singh zu

erzählen. Ein Sekretär übersetzte mich ins Chinesische. Die Zuhörer zeigten großes Interesse.

Da ich in Dairen zwei volle Tage auf ein Schiff nach Tientsin warten mußte, blieb mir Zeit, einen Abstecher in die von den Japanern im Jahr 1905 zerstörten ehemaligen russischen Forts des nahen Port Arthur zu machen.

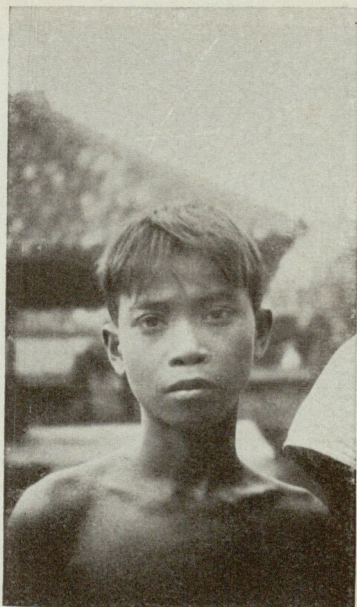
Monatelang las man ja damals täglich in den Zeitungen von den Kämpfen um Port Arthur. Ähnlich wie die Spartanerinnen hatten die japanischen Frauen ihren in den Krieg ziehenden Männern beim Abschied gesagt: „Entweder kehrt du als Sieger zurück oder gar nicht mehr.“ Was blieb den Japanern anderes übrig, als zu siegen? Sie mußten siegen, weil Zehntausende sich in die Festungsgräben warfen, damit ihre Leichen den andern als Brücke dienten, auf der diese schließlich durch die Schießscharten der Geschütztürme ins Innere der Festungen gelangen konnten und sie mit dem Bajonette nahmen.

Anderer Forts wurden in die Luft gesprengt, die man doch für völlig unüberwindlich gehalten hatte. Durch den gewachsenen Felsen hindurch waren die Japaner in monatelanger Minierarbeit unter die Festungen gelangt. Für ewige Zeiten als monumentale Nationaldenkmäler liegen die Trümmerhaufen, Kanonenrohre und Felsblöcke funterbunt durcheinandergeworfen da, Zeugen der unbezwingbaren Energie und des unbeugsamen Siegerwillens der Japaner.

Dadurch und Hand in Hand mit der siegreichen größten Seeschlacht aller Zeiten, bei Tsushima, vollzog Japan seinen Eintritt in die Reihe der Großmächte. Auf einem der höchsten Berge bei Port Arthur erhebt sich das Siegesdenkmal in Form eines weit ins gelbe Meer hinausschauenden Leuchtturms.

Zu seinen Füßen wird am verschlossenen Eingang zu einem unterirdischen Mausoleum mit den Gebeinen hunderttausender von gefallenen Japanern der Wanderer durch eine Inschrift ermahnt, der Geister der Gefallenen in Ehrfurcht zu gedenken. Man erinnert sich an die Inschrift in den Thermopylen, wo Leonidas mit seinen Spartanern und Thesbiern ruhmreich gefallen war, oder an die Inschrift an der St. Jakobskirche bei Basel zum Gedächtnis der siegreich gegen die zwölffache Uebermacht der Armagnaken im Jahre 1444 gefallenen 1300 Eidgenossen, die „unbesiegt, vom Siegen ermüdet“ starben, und damit die Stadt Basel vor Fremdherrschaft bewahrten.

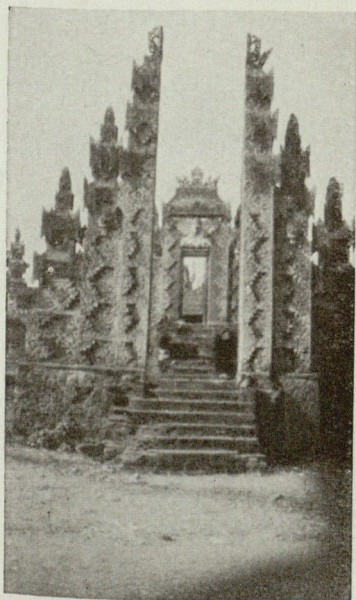
Die alten Griechen mußten trotz ihrer ursprünglich wunderbaren Eigenschaften zu Grunde gehen, weil sie verweichelichten und



1. Jüngling auf der Insel Bali
(f. S. 117).



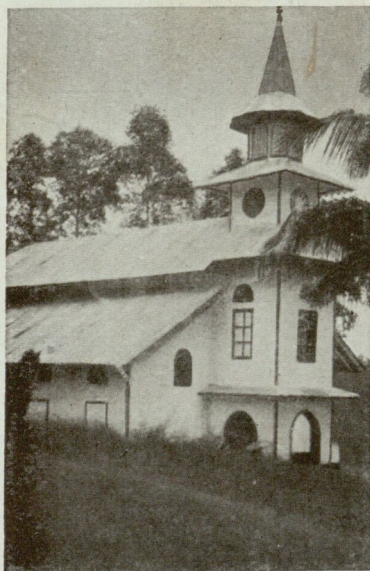
2. Junges Mädchen im Tanzschmuck
auf der Insel Bali (f. S. 117).



3. Tempelstor auf der Insel Bali
(f. S. 118).



4. Zu einem landwirtschaftlichen Feste
geschmücktes Vieh
mit großen Holzglocken. Insel Bali (f. S. 117).



1. Kirche in Lolowua
auf der Insel Nias (f. S. 126).



2. Niassischer Christ
nach dem Missionsfest in Lolowua
am 6. September 1925 (f. S. 126).



3. Muhammedanische Frau
von der Halbinsel Malakka



4. Muhammedanischer Javaner
aus Djocja

entarteten. Und auch das Christentum konnte ihren Degenerierungsprozeß nicht mehr aufhalten, weil er schon zu weit vorgeschritten war.

Das japanische Volk aber tritt noch in ungeschwächter Jugendkraft auf den Plan der Weltgeschichte und im selben Augenblick öffnet es auch seine Tore dem Evangelium. Und da blicken die Führer seiner Christenheit mit freudig erhobenem Haupte in die Zukunft, von der sie erwarten, daß auch sie noch etwas beitragen dürfen zum Aufbau des Reiches Gottes. „Der japanische Geist unserer Samurai (Ritter) ist im Christentum ebenso berechtigt, wie der germanische Luthers oder des schottischen eines John Knox! Und wer weiß, ob nicht gerade Japan dazu auserkoren ist, ein neues, wahres Christentum erstehen zu lassen, eine neue Epoche in der Geistesgeschichte der Menschheit heraufzuführen, eine neue Christenheit im Lande der aufgehenden Sonne.“ So schreibt der große christliche Apologet Kanzo Utschimura (vgl. Abschnitt Nr. 50).

44. Bolschewistische Agitatoren aus Moskau als Reisegefährten.

Bei der Ueberfahrt über den Golf von Petschili zwischen Dairen und Tientsin auf dem kleinen überfüllten japanischen Dampfer fand ich zunächst kaum auf dem offenen Verdeck Platz, während ein kalter Regen niederfiel. Schließlich gelang es mir, vorerst meinen Handkoffer an einen regensichern Ort zu stellen und mir dann gegen Bezahlung des vollen Passagierpreises, doch ohne eine Kabine erhalten zu können, das Recht zum Aufenthalt im Speisesaal zu erwerben; auch die Erlaubnis, die Nacht dort in einer Ecke sitzend verbringen zu dürfen, um nicht unter freiem Himmel bleiben zu müssen.

Die Hauptverkehrsrouten zwischen Europa und Peking, die Eisenbahn Mukden und Tientsin, war wegen der damals endlos erscheinenden Kämpfe zwischen den Marschällen Feng und Tschang tso lin schon seit drei Monaten außer Betrieb und blieb es noch lange Zeit. So drängte sich der ganze Verkehr auf die hiefür gar nicht eingerichteten kleinen japanischen Schiffe, die zudem noch recht spärlich fuhren.

Die meisten Kajütenpassagiere waren Russen, hochelegante Leute, Herren und Damen in feinsten Pelzmänteln. Sie beachteten

alle Formen der guten Gesellschaft und führten in sechs bis acht Sprachen eine lebhaftere Unterhaltung. Meine Person fühlten sie als einen Fremdkörper und wollten genau wissen, wer ich sei. Man stellte sich gegenseitig vor. Ich bekam eine Visitenkarte in die Hand, hinter der nach einem unaussprechlichen russischen Namen der Titel stand: „Sekretär der vereinigten Sowjetrepubliken zur Pflege kultureller Beziehungen zum Ausland.“ Ich hatte also richtige bolschewistische Agitatoren vor mir, die direkt aus Moskau kamen.

Und nun legten sie los. Zunächst ging es über die Schweiz her. Sie sei doch die heuchlerischste Demokratie der Welt, überhaupt keine Demokratie, ein Schandfleck der Menschheit. Es war das einzige Mal, daß ich in der weiten Welt etwas gegen die Schweiz sagen hörte, sonst nennt man sie immer und überall nur mit Bewunderung für ihre politischen, sozialen und wirtschaftlichen Institutionen. Aber es wäre schlimm gewesen, wenn ich auch aus diesem Munde ein Lob über sie vernommen hätte.

Und was die Mission betreffe, so meinten meine Bolschewisten, so könne ich gleich wieder umkehren. Die habe ihre Rolle ausgespielt, wie überhaupt das Christentum, das an allem Schlechten in der Welt schuld sei, besonders am Imperialismus und Kapitalismus. „Wir reisen nach China, um diese beiden von Europa und Amerika aus eingedrungenen Schäden zu bekämpfen. Dabei müssen wir aber zuerst das Christentum, also auch die Mission, ausrotten. Wir haben schon eine Agitation entfaltet und werden sie noch weiter führen, um hauptsächlich die Jugend in den Missionschulen vor ihren ärgsten Verführern, den Missionaren, zu warnen. Erst wenn einmal die christliche Religion aus dem Herzen eines Volkes gerissen ist, kann man einen Sowjetstaat darin einrichten. Und dann gilt es, die Familie zu zerstören, damit die verhängnisvolle Tradition, die Beeinflussung und Abhängigkeit der jungen Generation von der alten endlich einmal aufhört. Es darf überhaupt keine „Eltern“ mehr geben. Die Kinder sollen gar nicht wissen, wer ihre Erzeuger waren. Sofort nach der Geburt müssen sie in staatliche Pflegestätten kommen und später nur in Anstalten erzogen und geschult werden. Den Erzeugern muß jede Verantwortlichkeit für ihre Kinder abgenommen werden. Nur so erhalten wir die Garantie, daß richtige Sowjetbürger heranwachsen.“

Wir bekämpfen auch jede Art der Philanthropie. Es muß den Unterstützungsbedürftigen lediglich von Rechts wegen und nicht

mehr durch eine Wohltätigkeit irgendwelcher Art geholfen werden.

Auch die Pressfreiheit ist aufzuheben. Sie ist das größte Hindernis zur Durchführung der Sowjetgedanken. Es dürfen in einem Staat nur offizielle Zeitungen bestehen. Privatblätter sind unter strengster Kontrolle zu halten und haben genau die Staatsgedanken zu vertreten, denn man kann nur regieren, wenn alle Bürger ganz gleich denken und sich keinerlei Widerspruch gegen den Staat erhebt. Wer eine andere Meinung als die des Staates vertritt, muß, wenn nötig, mit Gewalt beseitigt werden.“

„Erlauben Sie, meine Herren,“ warf ich ein, „Sie wollen eine wahre Demokratie, eine Volksherrschaft aufrichten. Wer ist denn dieser „Staat“ in Ihrer Demokratie, von dem Sie immer sagen, daß er allein „herrschen“ soll?“ Es erfolgte keine Antwort!

„Ihr Zukunftsstaat ist das reinste Zuchthaus,“ fuhr ich weiter. „Nein“, wurde mir jetzt entgegnet, „das eben ist die wahre Freiheit, die Befreiung von der kapitalistischen Weltordnung!“

Ich habe noch kaum je erlebt, wie ein politisches oder soziales Programm so genau bis zu einem gewissen Grade durchgeführt wurde, wie das eben entwickelte im Blick auf China.

Schon vorher hatte ich durch ganz China hin einen von Moskau aus geschürten Fremdenhaß und eine bisher in China unerhörte Unbotmäßigkeit der Jugend und Auflehnung gegen alle Autorität und Ordnung beobachten können. Von Canton aus hatten die Bolschewisten schon längst die nationalistische Bewegung für die politische Einigung Chinas zu benützen versucht zur Erreichung ihrer Sonderzwecke, und nun begann auch von Peking her, von Moskau aus angefacht, die bolschewistische Agitation. China sollte in die Fange genommen werden.

Schon drei Wochen nach meiner Ankunft in Peking hieß es, auf den Weihnachtstag wollten die Studenten alle Gebäude der Mission, Kirchen, Schulen, Spitäler und Missionarwohnungen dem Erdboden gleich machen. Auch auf das Haus der Christlichen Vereine Junger Männer sei ein Angriff geplant. Von der Regierung aus wurden alle diese Missionsniederlassungen über die Weihnachtszeit militärisch besetzt, und es erfolgte nichts. Aber durch ganz China setzte aufs neue eine planmäßige Verhetzung der Jugend ein, besonders derjenigen der Missionschulen. Jeder einzelne Schüler erhielt einen persönlichen Brief von bereits verhetzten Altersgenossen, worin er als schlechter Patriot bezeichnet

wurde, wenn er noch ferner ein „Jagdhund der fremden Teufel“ sein wolle, deren Schulen besuche und deren Religion annehme.

Man weiß, welch' einen tiefen Eindruck solche Pamphlete bei Zehntausenden von Missionschülern gemacht hatten, und wie infolge dieser bolschewistischen Agitation unzählige Missionschulen durch ganz China hin hatten geschlossen werden müssen. So begann sich das Programm der Bolschewisten zu verwirklichen, aber es begann nur. Denn es bestand noch ein anderes Programm, das des General Feng, das viel rascher seine Durchführung fand, jenes überholte und mit einem Fiasko der Bolschewisten in China endete. So stand es wenigstens zur Zeit der Herausgabe dieser Reiseerinnerungen im Frühjahr 1929.

45. Das Programm des christlichen Generals Feng Yu shiang.

Raum war ich in Peking, so wurde der christliche General Feng wegen seiner Freundschaft mit den Russen gewarnt, damit er nicht etwa in ein bolschewistisches Fahrwasser gerate.

Er antwortete: „Wofür haltet ihr mich denn eigentlich? Traut ihr mir denn nicht zu, daß ich unterscheiden kann zwischen Russen als Munitionslieferanten und Russen als Bolschewisten? Es kommt mir nicht in den Sinn, auf den Kommunismus hereinzufallen. Ich lasse mich von niemandem einfangen. Ich durchschaue alle, Freund und Feind, und weiß, wo ich hinaus will.“

Ich habe keinen Zugang zu einem Seehafen wie meine Gegner Tschang tso lin und Wu pei fu. Darum sehe ich mich genötigt, meine Munition auf dem Landwege zu beziehen, was nur aus Rußland möglich ist. Ich kämpfe ja eben um den Zugang zum Meer und habe darum dem Gouverneur von Tientsin den Krieg erklärt, um diese wichtige Hafenstadt in meine Hand zu bekommen.“

(Der Kampf — es war im Dezember 1925, gerade während ich in Peking war — dauerte drei Wochen lang. Er endete mit einer Niederlage Fengs. Peking war während jener ganzen Zeit bis zum Tag vor Weihnachten von der Außenwelt abgeschlossen. Nur nach dem Hauptquartier Fengs, nach Kalgan, war der Verkehr noch offen.)

„Sobald ich nicht mehr auf die Russen angewiesen bin,“ fuhr Feng weiter, „werde ich mich von ihnen los machen. Ich benütze sie einstweilen noch, um mit ihrer Unterstützung die

Herrschaft der Fremden in China zu brechen. Zuletzt werden die Russen selber dran kommen.

Dann werden wir ein geeinigtes China aufrichten und eine allgemein anerkannte Zentralregierung einsetzen können. Ich selber will nicht Präsident oder Kaiser werden. Ich werde mich zurückziehen, sobald der Bürgerkrieg beendet und die innere Ruhe des Landes wieder hergestellt ist."

Im Sommer 1928 sahen wir dieses Feng'sche Programm beinahe verwirklicht. Nachdem die chinesische Südmee mit Hilfe weltkriegserfahrener russischer Offiziere im Frühjahr 1927 bis zum Jangtse-Kiang vorgeedrungen war und also ganz Süd-China erobert hatte, sagten die nationalistischen Süd-Chinesen zu den russischen Waffenbrüdern: „Der Mohr hat seine Pflicht getan. Der Mohr kann gehen.“ Der Generalissimus Tschiang Kai schek lehnte der von russischen Bolschewisten durchgesetzten provisorischen Hankauer Regierung den Rücken und setzte bekanntlich in Nanking eine rein nationalistische Regierung ein in scharfem Gegensatz zu allen bolschewistischen Allüren.

Gleichzeitig erklärte General Feng, er werde der Hankauer Regierung nur unter der Bedingung die Hand zur Eroberung Nord-Chinas gegen Tschang tso lin bieten, der wahrscheinlich eine Zeit lang von Japan aus finanziell unterstützt worden war, wenn die Bolschewisten, vor allem Borodin, das Feld räumten. Borodin floh nach Moskau. Die übrigen Bolschewisten verschwanden. Die Hankauer Regierung ging in der Nanking auf. Tschiang Kai schek verband sich mit Feng und Yen Hsi schen, dem Gouverneur von Schansi. Tschang tso lin räumte kampflos Peking und fiel auf dem Rückzug nach seinem Hauptquartier Mukden unweit dieser Stadt einem Eisenbahnattentat zum Opfer.

Die in der Mitte des Reiches gelegene alte Kaiserstadt Nanking wird zum Sitz der neuen Zentralregierung, während die lächerliche Schattenregierung in Peking vollends von der Bildfläche verschwindet. Nur die Mandschurei ist einstweilen noch nicht wieder fest angeschlossen, da die Japaner sie als ihr Interessengebiet zur Abrundung ihres koreanischen Besitzes festzuhalten suchen.

Die Verträge mit den Westmächten werden, wenn auch etwas überstürzt, gekündet. Amerika und Großbritannien treten in neue Verhandlungen ein. China macht sich politisch und wirtschaftlich von der westländischen Umklammerung frei und verkündet gleichzeitig den von den Westländern übernommenen Grundsatz der

allgemeinen Religionsfreiheit innerhalb seiner Grenzen. Der erste 17 jährige Gärungsprozeß seit der Revolution vom Jahre 1911 scheint seinem Ende entgegen zu gehen und China an einem neuen Wendepunkt seiner vieltausendjährigen Geschichte zu stehen.

Die zu Beginn des Jahres 1929 in Hankau und Canton entstandenen Unruhen scheinen bloß partikularistischer Art gewesen zu sein und wurden durch Tschiang Kai scheck rasch niedergeschlagen.

So hat sich das im Dezember 1925 von General Feng entworfene Programm bis jetzt gerade so abgewickelt, wie er es damals skizziert hatte.

Immerhin bleibt Fengs Person noch ein Rätsel. Seine Stellung zur Nankingregierung und zu den Russen scheint noch nicht abgeklärt zu sein.

46. Durch den Nankaupaß und die chinesische Mauer nach Kalgan ins Hauptquartier von General Feng. *)

Während des dreistündigen Wartens auf die Abfahrt des Morgenzuges von Peking nach Kalgan war ich der Gegenstand der Unterhaltung für die grell rot und gelb gekleideten zahlreichen mongolischen Wallfahrer. Sie hatten in Peking den Segen des Vertreters des Dalai Lama empfangen und schickten sich nun zur Heimkehr an.

Es waren ihnen offenbar noch wenig Europäer zu Gesicht gekommen, und so war ihnen jedes Exemplar dieser Menschenart noch merkwürdiger als sie mir.

Ich hatte reichlich Zeit, ihre Gestalten zu betrachten, die wie halboffene Taschenmesser, ein stumpfer Winkel nach vorne eingeknickt, herumstanden. Ihre oft gar nicht unschönen Gesichter hätten mir noch mehr gefallen, wenn ihre ganze Erscheinung sauberer gewesen wäre. Mein Begleiter, Missionar Kasiler, wurde nicht von ihnen beachtet, denn er trug chinesische Kleidung und beherrschte die Volkssprache so vollkommen, daß niemand ihn für einen Fremden hielt. Nur seines nichtmongolischen Gesichtes wegen wurde er hie und da gefragt, aus welcher Provinz des Reiches der Mitte er stamme? Wohl aus dem Süden, meinten manche.

Es war ein eiskalter Dezembertag des Jahres 1925. Der durch keine namhaften Gebirgszüge aufgehaltene Polarwind hatte

*) Vgl. auch Sonntagsbl. der „Basler Nachrichten“ vom 24. u. 31. Okt. 1926.

unterwegs den Staub der Wüste Gobi aufgewühlt und sorgte dafür, daß uns beim Reden der harte Sand zwischen den Zähnen knirschte. Missionar Kastler behauptete, die Chinesen hielten das für gesund, besonders das Einatmen der Sandkörner. Es reinige die Lunge. So eine Art Davoser Kur!

Im Bahnhof herrschte nicht endenwollende Totenstille. Begreiflicherweise, denn von Lokomotiven war hinten und vorne nichts zu sehen. Man müsse eben warten, bis General Feng wieder die Militärzüge von Kalgan herunterfahren lasse. Dann gelinge es vielleicht, eine Maschine zu kriegen, falls nicht das Militär sie für den Weitertransport der Truppen benötige! Der General hatte nämlich einige Tage zuvor dem Gouverneur von Tientsin jenen Krieg erklärt, um den Hafen der Stadt mit den Takuforts in die Hand zu bekommen (vgl. S. 180). Endlich war wieder ein Zug vom Nankaupafß her angekommen, und es wurde zum allgemeinen Erstaunen und gegen alles Erwarten die Lokomotive nicht zum Weitertransport der Truppen verwendet, sondern unserm Zug überlassen.

Das Militär beherrschte und benützte damals überall in China den gesamten Eisenbahnverkehr, meist ohne Entschädigungen an die Bahnverwaltungen. Es heißt, die Armee Fengs habe hier eine Ausnahme gemacht und Vergütungen bezahlt.

Während dieser Betrachtungen hat sich unser Zug schon in Bewegung gesetzt. Er fährt zwar langsam, immerhin rücken mit der Zeit die Felsen des Nankaupasses näher und näher. Wenn's nur nicht so bitter kalt gewesen wäre! Unser Wagen war nicht nur ungeheizt, es fehlten ihm auch die Glasscheiben in den Fenstern. Die Fengsoldaten hatten sie zum Schutz gegen die Kälte für ihre Unterstände herausgenommen. Das fand jedermann ganz in der Ordnung. Man hielt es sogar für eine vorzügliche Idee. Die Chinesen konnten bei der grimmigen Kälte wohl lachen. Sie steckten einfach die Hände in ihre wattierten Ärmel, stülpten den Kragen über die Ohren und übergaben sich fatalistisch dem Schicksal.

Auf einer Zwischenstation war es uns gelungen, in einen andern Wagen, der noch Fensterscheiben hatte, umzusteigen. Auch ein eiserner Ofen stand darin, aber ohne Heizmaterial. Als bei einem Halt Missionar Kastler auf dem Bahnsteig ein großes Stück Kohle liegen sah, sprang er hinaus, zerklöpft es mit einem Stein, schüttelte das Ergebnis in unsern Ofen und feuerte an. Männiglich bewunderte den genialen Einfall, wie man so

billig und schnell Kohlen beschaffen könne. Von jetzt an brauchte man wenigstens nicht mehr zu frieren. Nach der Station Nankau wird die Gegend hochromantisch. Die Gebirgsformation allein schon kann sich an Mannigfaltigkeit der Zacken und Gräte, Schluchten und Flühe mit einer schweizerischen Felsengegend messen. Dazu kommt nun die ganze Romantik der chinesischen Mauer, die bald hinter Nankau links von der Bahn bis nahe zur Talsohle hinabsteigt. Das Auge feiert stundenlang wahre Orgien im Genuß antiker und mittelalterlicher Befestigungsruinen. Auch die mächtigsten alten Bauwerke des Westens gleichen nur Punkten neben der 2400 Kilometer langen Turm- und Mauerzinnenpracht der Nordbefestigung Chinas. Fließt in Europa so ein Ritterkastell dem Durchreisenden oft nur wie ein Schatten vorbei, so prägt sich die große ehemalige Schutzmauer des „himmlischen Reiches“ unvergeßlich dem Auge ein mit allen ihren Kurven, Parabeln und Ellipsen, die sie den Graten der Berge folgend in buntester Abwechslung beschreibt.

Wunderbar scharf und regelmäßig heben sich die Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alten Zinnen vom Horizonte ab. Die ältesten Mauerteile stammen aus der Zeit der punischen Kriege. In kurzen Abständen erheben sich auf der breiten Mauer Wachtürme, häufig ersetzt durch geräumige, fensterreiche, burgähnliche Bauten, wohl einst als Kantonnement für die Besatzungstruppen dienend.

Hier rechts hinauf zu einer Bergspitze mit hohem Turm auf schwindlicher Höhe, dort links hinüber in leichtem Schwung über elegant geformte Gräte, dann tief hinunter in eine Schlucht, für einige Augenblicke verschwindend, um dann wieder plötzlich fast in greifbarer Nähe an den Bahnkörper heranzutreten, so sorgt die chinesische Mauer auf beiden Seiten des Nankaupasses reichlich dafür, daß der Reisende etwas zu sehen bekommt.

Und wir konnten dies Schauspiel ausgiebig genießen, denn die Fahrt dauerte erheblich länger, als nach dem Fahrplan vorgesehen war, fuhren wir doch mitten in die Mobilisierung Fengs hinein, wo die aufwärts fahrenden Züge bei jeder Station auf die Vorbeifahrt eines oder mehrerer Militärzüge zu warten hatten. Ich zählte auf einer Station einmal mindestens fünf zur Weiterfahrt bereitstehende Truppentransportzüge, während die Linke doch nur eingleisig ist.

Von Artillerie sahen wir wenig, von Kavallerie nichts. Es fuhr fast nur Infanterie und Train neben uns vorbei. Die Mann-

schaft war zum großen Teil in offenen Wagen untergebracht, zum Schutz gegen die Kälte unter weit ausgespannten Zelttüchern, von denen auf jeden Wagen zwei kamen. Zwischen diesen Schutztüchern guckten die Soldaten neugierig hinaus. Aus pausbäckigen, rotwangigen Kindergesichtern, in denen die gelbe Chinesenfarbe gar nicht mehr zur Geltung kommen konnte, blickten naive und lustige Schlitzaugen hervor. In dickwattierte hellgraue Uniformen ohne Mantel gesteckt, sahen diese Männlein aus wie ausgestopfte Puppen. Der Kopf war mit einer dreiflappigen Pelzmütze bedeckt, die nur gerade das Gesicht frei ließ.

Da die Chinesen gegen Sonne und Regen sehr empfindlich sind, spielt der Schirm bei ihnen eine große Rolle, und auch die Soldaten schätzen dieses Instrument sehr. So gehört denn auch zur Ausrüstung eines Fengerschen Soldaten ein roter oder blauer ölgetränkter Schirm, der in feldgrauem Futteral dem Tornister angechnallt wird. Auch Thermosflaschen für heißen Tee werden überall in China beim Militär gebraucht. Die längsten sah ich auf dem Rücken von Offizieren der Fengerschen Armee, wohl fünfzig Zentimeter lange.

Aufgefallen ist mir die durchwegs neue Montur der Offiziere und Soldaten. Das Durchschnittsalter der Soldaten Fengs muß sehr niedrig sein. Viel ältere als 25 jährige sah ich nicht. Schon mit 14 und 15 Jahren wird die Mannschaft angeworben. Alle Soldaten machten den Eindruck blühender Gesundheit und eines soliden Lebenswandels.

Ihr General sorgt offenbar für gute und reichliche Nahrung; und dann müssen sie — bei Prügel- und Todesstrafe — rechtschaffen und brav leben. Feng lebt für sich persönlich stramm nach der Bergpredigt und verlangt das gleiche von seinen Soldaten, ob sie schon Christen seien oder nicht. Er hat einen Lasterkatalog aufgestellt mit dazu gehörigen Strafen, etwa wie bei uns in Wirtschaften Speisekarten mit Preisangaben angeschlagen sind. Jeder Soldat weiß zum voraus, wie viel Prügel er zu erwarten hat, wenn er flucht, dem zeitraubenden Würfelspiel obliegt, Opium raucht oder Reisschnaps trinkt. Auf schwerere Vergehen ist ohne weiteres die Todesstrafe gesetzt. So hält der General eine musterhafte Disziplin in seiner Armee. Das bezeugte auch ein amerikanischer Brigadegeneral, mit dem ich auf der Ueberfahrt über den Stillen Ozean zusammenkam. Er sei nicht nur in Kalgan gewesen, sondern habe auch die Armee Tschangtso lins in Mukden besucht, die zwar sehr tüchtig sei, aber in der

Mannszucht derjenigen Fengs nachstehe. Er halte überhaupt die Armee Fengs für eine der bestdiszipliniertesten, die er kenne.

Bekanntlich wendet aber Feng nicht nur äußere drakonische Mittel an zur Erziehung seiner Mannschaft. Die Hauptsache ist ihm der sittlich-religiöse Einfluß, den er auf seine Soldaten auszuüben Gelegenheit hat. Es hat schon geheißt, er halte nur schon deshalb eine Armee, um auf die chinesische Jungmannschaft im weitesten Umfang erzieherisch einwirken zu können. Er sieht im Christentum die beste Religion der Erziehung des einzelnen, einer Armee und eines ganzen Volkes. Darum bekennt er sich offen selber dazu und gibt auch seinen Soldaten Gelegenheit — ohne daß ein Laufzwang in seiner Armee bestünde — es kennen zu lernen. Dazu diente damals ein inzwischen eingegangenes Predigerseminar, das er in seinem Hauptquartier Kalgan unterhielt. Dort wurden fortwährend etwa 80 Mann aus seiner Armee zu Feldpredigern herangebildet. Er sorgte auch dafür, daß jeder seiner Soldaten leicht in den Besitz eines Neuen Testaments kam.

In seiner 120 000 Mann starken Armee in Kalgan zählte man damals etwa siebenzig Prozent Christen. Diese kamen alle Sonntag Morgen nach Möglichkeit in größeren oder kleineren Gruppen zu einer Andacht zusammen. Auch wurden natürlich eigentliche Feldgottesdienste in größerem Stil gehalten. Ich wohnte zweien solcher Versammlungen hintereinander an einem Sonntag Morgen in Kalgan bei. Die erste war für Offiziere. Die meisten Anwesenden schienen aufmerksam zu sein. Andere waren innerlich sichtlich nicht dabei. Die Predigt war aber auch darnach. Sie bestand in einer politischen Abhandlung in religiösem Mäntelchen. Auch im zweiten Gottesdienst, der für die Seminaristen bestimmt war, geriet der Prediger auf das Geleise des Politisch-Nationalen, was während einer Mobilisation schließlich begreiflich erscheint. Ähnliches ist ja anderswo auch schon vorgekommen.

Ich hatte unter den Feng-Soldaten der Kalgan-Armee den Eindruck, ich sei unter guten Leuten, gutmütigen möchte ich sogar sagen. Aufgefallen ist mir auch die Freundlichkeit, mit der sie die Tiere, Pferde und Maulesel, behandelten. Ich sah nirgends eine Roheit oder hörte ein Fluchen oder Brüllen. Wieviel dabei auf Rechnung des chinesischen Nationalcharakters und wieviel auf die christliche Erziehung zu setzen ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich kann nur die Tatsache konstatieren.

Bei der langsamen Fahrt mit unzähligen langen Aufenthalten auf den Stationen, wo es überall von Militär wimmelte,

hatten wir reichlich Gelegenheit, unsere Beobachtungen über die Armee Fengs zu machen.

Ich war auf meiner chinesischen Reise noch außerdem im Gebiet von fünf andern Armeen: im Hauptquartier Tschang tso lins in Mukden; in Tsinan, zwischen den eben plündernden Soldaten Wu Pei Fus; in Hunan unter der provinzialen Armee zur Aufrechterhaltung der Neutralität jenes Gebietes; in der Cantonprovinz auf dem Basler Missionsgebiet bei der roten Armee im Süden; und im Norden der Provinz bei der diese bekämpfenden Armee Tschins. Aber nirgends habe ich den Eindruck so guter Ordnung und Manneszucht erhalten, wie unter den Soldaten Fengs.

Zu den Grundsätzen Fengs gehört auch, daß nicht geplündert werden darf. Er verfügte damals über drei Armeen, kann aber nur verantwortlich gemacht werden für die Haltung derjenigen, die er persönlich befehligt. In Hankau traf ich einen Missionar, dessen Station tief im Innern Nordchinas von Fengschen Soldaten war ausgeplündert worden. Sicher würde der Oberbefehlshaber scharf eingeschritten sein, hätte er davon Kunde bekommen.

Die Mankaubahn, ein Kunstwerk der Technik, hat in dem engen Tal bedeutende Hindernisse zu überwinden, vor allem große Steigungen zu nehmen unmittelbar unter der Paßhöhe, die nur eine enge Schlucht darstellt. Dort durchbricht die Bahn die Mauer. Die Schwierigkeit wird durch eine geschickt angebrachte Spitzlehre überwunden. Bei jener Station steht die Bronzestatue des Erbauers der Bahn, eines früheren Missionschülers, dessen Lehrer mein Reisegefährte, Missionar Kastler, war. Mit berechtigtem Stolz blickte dieser auf seinen in Erz gegossenen früheren Schüler. Die Mankaubahn ist bis jetzt die einzige chinesische Eisenbahn, die technisch und finanziell ganz allein nur von Chinesen erstellt wurde.

Jenseits der Paßhöhe fällt das Terrain nur wenig. Wir sind auf dem Hochplateau der Mongolei in nächster Nähe der Wüste Gobi. Zu beiden Seiten der Bahn ragen die stolzen Mauern uralter Städte aus dem Sand heraus. Die eine erinnert in ihrer Anlehnung an eine Berghalde an das vor einiger Zeit ausgegrabene griechische Priene; in die andere könnte man von der Westseite her auf einer vom Wüstensand zusammengewehten Sanddüne bis zur Höhe der Mauerzinnen gelangen. In wenigen Jahrzehnten müßte jene Stadt vom Sand völlig zugedeckt sein, wäre sie nicht bewohnt. Ich sah dort den Prozeß des Verschwindens von Babylon und Ninive in seinen Anfängen.

Sand überall! Nichts als Sand! Auf der entlegensten Insel der Südsee müßte man sich nicht so einsam fühlen, wie hier am Rand der Wüste Gobi. Den schwedischen Missionaren hinter jenen Steinhäufen und Sandbergen wäre ein Radio zu gönnen! In der Nähe von Kalgan tauchen wieder Mauern den Berggraten entlang auf, aber nur als spärliche Ruinen. Es sind die Reste eines Befestigungswerkes zum Schutze der wichtigen Handelsstadt im Tal.

Im Bahnhof von Kalgan sehe ich nichts als Militär. Die Mobilisation ist in vollem Gange. Es hält Mühe, nur jemanden zu finden, der Zeit hat, unsere Frage nach dem Hauptquartier des Generals anzuhören und zu beantworten. Wir werden hin- und hergeschickt durch tiefen Sand. Die Straßen sind durch die unzähligen Militärfuhrwerke aufgewühlt, und die Luft ist zum Schneiden dicht mit Sand erfüllt. Wir vermuteten anfänglich, man führe uns absichtlich irre, denn wir hätten ja auch Spione sein können!

Unser Weg führt an „Wachthäuschen“ vorbei, die einfach in den Boden gegrabene Löcher sind, aus denen der Soldat, nach drei Seiten geschützt, den Kopf herausstrecken kann, wobei er senkrecht ganz im Boden drin steht und dort wohl weniger friert als in einem allen Winden ausgesetzten wirklichen Schilderhäuschen.

Endlich sind wir vor Fengs Wohnung, einem einfachen Lehmbau. Steine hat's dort keine und Holz auch nicht. So baut man eben mit Lehm wie in Indien unter ähnlichen Verhältnissen, wo selbst Könige in Lehmhäusern wohnen. Meine Empfehlung von Professor Tschou in Schanghai, der durch Feng seinerzeit war zum Christentum geführt worden, wurde von einem Adjutanten mit Bedauern beantwortet, daß der General niemanden empfangen könne; denn er sei krank. Ein schwedischer Missionsarzt behandelte ihn, wie wir Tags hernach erfuhren. Er war tief im Bett.

Die Stadt Kalgan liegt in einer weiten Mulde, von drei Seiten durch befestigte Berge begrenzt. Nach der Erbauung der Eisenbahn von Peking bis Kalgan wurde sie besonders wichtig als Umschlagsplatz für den Karawanenverkehr mit der Mongolei. Die Bahn sollte nach Nordwesten über Urga und Kiachta bis zur transsibirischen Bahn weitergeführt werden. Dies Projekt wurde aber einstweilen fallen gelassen, während eine Bahnlinie westwärts über Sinyüan vorläufig bis nach Paotowchen gebaut wurde.

Von Kalgan aus hatte Feng freie Hand in der ganzen Mongolei. Er sprach es auch schon aus, er wolle einen Muster-

staat daraus machen. Aber sein Ziel geht höher. Er möchte ganz China in diesen Musterstaat einschließen. Das Bestreben seiner Gegner aber sollte damals — wie man sagte — dahin gehen, ihn möglichst in die Mongolei zurückzudrängen, dort einzuschließen und „unschädlich“ zu machen. Ihm diente die Mongolei auf alle Fälle als ein sehr günstiges Rückzugsgebiet. Seine Popularität war in weiten Schichten der Bevölkerung erschüttert worden durch den Verrat an seinem frühern Oberfeldherrn Wu Pei fu. Er ging mitten in einer Schlacht gegen Tschang Tso lin mit seinem Heer zum Gegner über. Das war weder christlich noch chinesisch. Denn bei den Chinesen gilt Treue gegen einen Vorgesetzten als eine der ersten Pflichten. Feng begründet seine damalige Haltung damit, daß es die einzige Möglichkeit gewesen sei, von Wu Pei fu, dem schlechten Kerl, loszukommen. Er habe im Interesse des Landes so handeln müssen.

General Feng muß eben mit samt seiner Armee gewertet werden wie jene Uebergangserrscheinungen bei der Christianisierung Mitteleuropas, wo Heidnisches und Christliches noch kunterbunt gemischt war. Dann wird man auch nicht immer Anstoß nehmen müssen an diesem originellen Chinesen und nicht immer nur spöttisch von dem „christlichen General“ reden, wie es durchwegs die Presse der Großmächte in Ost-Asien tut.

Feng suchte nun durch fremdenfeindliche und arbeiterfreundliche Kundgebungen sein im Volk verlorenes Prestige wieder zu gewinnen. Dies, im Zusammenhang mit seiner Russenfreundlichkeit, hatte ihm in manchen Kreisen, besonders bei Europäern, dann wieder den Vorwurf eingetragen, er habe bolschewistische Allüren. Wo er in seinem jeweiligen Herrschergebiet eine weiße Wand sah, ließ er in großen schwarzen Zeichen allerhand Sprüche anschreiben, die seine Fremdenfeindschaft und seine Sympathie mit dem Volk bekunden sollten.

Wer damals in China gegen die Fremden etwas sagte, wurde sofort populär. In der Fremdenfeindlichkeit finden sich alle Chinesen, auch wenn sie sonst unter sich Feinde waren, zusammen. Auch andere christliche Chinesen waren darüber mit ihren übrigen Volksgenossen völlig eins, daß in der Behandlung ihres Volkes durch die Großmächte eine Aenderung eintreten müsse, was nun seither über Erwarten rasch bekanntlich auch geschehen ist.

Daß General Feng bei seiner Ablehnung allen fremden Einflusses nicht auch das Christentum verwirft als eine von den

Fremden eingeführte Religion beweist, daß er das Christentum kennt und es von der Christenheit zu unterscheiden weiß.

Bezeugte sich Feng mit seinen fremdenfeindlichen Inschriften als gut nationalen Chinesen, so bekundeten andere Dikta von ihm, zum Beispiel an den langen weißen Mauern des neuen Sommerpalastes bei Peking, soziale Gedanken, durch die er sein Verständnis für die Nöte des Volkes und die Bedeutung der Arbeiterschaft aussprechen wollte: „Ohne Arbeiter kein Brot“; „die Arbeiter sind das Fundament des Reiches“; „die Arbeiter retten das Reich“ usw. Solcher Aussprüche wegen braucht ihn noch nicht der Vorwurf des Bolschewismus zu treffen. Aber man sieht, er wollte Einfluß auf das Volk haben und es gewinnen. Und dazu hatte er jedenfalls mehr Recht als der inzwischen umgekommene, opiumrauchende frühere Räuberhauptmann Tschang Tjo Lin. Jedenfalls übt er seit Jahren eine vielseitige soziale Tätigkeit aus unter den ihm unterstellten Völkerschaften und sorgt sogar für Mädchenschulen.

Im Jahre 1928 hatte er die Provinz Hunan als Gouverneur verwaltet. Ein chinesischer Berichtersteller meldet darüber Folgendes: Unter der Verwaltung von General Feng wurden in dem einen Jahr 1928 in der Provinz Hunan mehr als zweihundert Meilen Motorstraßen gebaut oder vervollkommenet. Öffentliche Parkanlagen wurden in verschiedenen Städten angelegt und Spielhäuser und schlechte Häuser aufgehoben. Eine Stadt bekam einen großen Sport- und Spielplatz für die Jugend, eine öffentliche Bibliothek und eine Volksschule.

Armenhäuser wurden errichtet, darunter eines mit sechstausend Zimmern, das schon beinahe besetzt ist. Der Handel wurde großartig gefördert durch die Ermöglichung der Schifffahrt auf dem Chia-Lu-Fluß. Die Eröffnung von Schulen für die Landbevölkerung, die zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht, wurde an die Hand genommen. Diese Schulen sollen eine demokratische Erziehung geben und neben dem Unterricht in allerhand praktischen Fächern auch Mathematik, Kunst und Pflege der Nationalsprache vermitteln. Feng liebt das Volk und das Volk ihn. Es ist eine gegenseitige Liebe, die es dem General ermöglicht, zu einem erfolgreichen und beliebten Verwalter zu werden. Er behandelt seine Truppen gut, so daß sie ihn wie einen Vater verehren und ihm ohne besondere Belohnungen bei oft nur spärlicher Nahrung vertrauensvoll anhängen und seiner Führung willig folgen.

Auf sozialem Gebiet ist er also ein Wohltäter unter Land-
leuten und Industriearbeitern. Er wandelt die schlimmsten Näu-
bergenden in Musterstaaten um und läßt Volkshäuser für Bauern
und Arbeiter bauen. So illustrierte er durch sein Tun sein eigenes
Motto: „Nicht sich dienen lassen, sondern dienen.“

Doch nun zurück in den Nankaupafß und in den De-
zember 1925!

Für die Rückreise nach Peking, die man sonst in vier Stun-
den machen kann, mußten wir 21 Stunden lang auf der Bahn
sitzen, weil unser Zivilzug natürlich immer den Militärzügen
den Vorrang lassen mußte.

Bei einem spätern Besuch der großen Mauer, den man da-
mals nicht mit der Reise nach Kalgan verbinden konnte, mit einem
Sohn von Missionar Kastler, kam ich zweimal in direkte Füh-
lung mit Wachtposten der Fengarmee im Nankaupafß. Von der
Station aus, wo die Bahn die große Mauer durchbricht, ist es
am leichtesten, sie zu besteigen und nicht nur mit den Augen,
sondern auch mit Händen und Füßen zu „besichtigen“, um ihre
Eigentümlichkeiten besser kennen zu lernen. Zu diesen gehört
unter anderm, daß sie auch da nicht unterbrochen ist, wo jähe
Abstürze ins Tal ein Mauerwerk zur Befestigung unnötig er-
scheinen lassen. Da aber die Verbindung für Truppenbewegungen
auf ihr nicht unterbrochen werden durfte, steigt sie auch die
steilsten Flühe hinauf in gleicher Breite zu drei bis fünf Metern,
aber als Treppe. Und was für eine! Die Stufen sind so schmal,
daß der Fuß nur quer auftreten kann und so hoch, daß man
sich ordentlich hinauffschwingen muß.

Es war kein sehr hohes Stück, das ich mit ungenagelten
Schuhen hinaufkletterte, aber immerhin hoch genug, um beim Aus-
gleiten den Hals zu brechen. Zu alledem war die Mauer noch
teilweise mit Glatteis überzogen, als wir unsere Turnkünste an
ihr ausübten. Ich hatte mich auf steilen Firnfeldern in den
Hochalpen in den gut ausgehauenen Stufen des Führers sicherer
gefühl als auf jener Mauerglatteispartie. Ueber die ebenen
Strecken des Bauwerks könnte man dann wieder mit einem
Auto fahren. Die Mauer scheint für die Ewigkeit gebaut zu sein.
Erdbeben und die dort sehr schwache erodierende Tätigkeit des
Wassers an ihren Fundamenten haben ihr bis jetzt noch wenig an-
haben können. Der Zerfall der Mauer bei Kalgan scheint eine
Ausnahme zu sein. Dort wurde sie wegen ihrer geringen Ent-
fernung von der Stadt wohl als Steinbruch benutzt.

Kaum waren wir unten, so erschien ein Wachtposten. Es sei verboten, die Mauer zu betreten. Der ganze Nankaupaß sei ja Kriegsgebiet. Das sage er zu spät, antworteten wir. Wir seien ja jetzt wieder unten, und der Mauer sei nichts geschehen. „Die Pässe her!“ Ich hatte deren zwei, meinen gewöhnlichen schweizerischen mit dem Visum der chinesischen Gesandtschaft in Bern und dann noch ein großes Schriftstück des schweizerischen Generalkonsuls in Schanghai, das immer besonders tiefen Eindruck machte.

Während es der Soldat mit wichtiger Miene las, erklärte ich ihm, übrigens sei ich im Hauptquartier seines Generals gewesen und hätte einen gemeinsamen Freund mit ihm (Professor Tschou in Schanghai). „D, dann ist alles in Ordnung,“ versicherte jetzt die Wache in ehrfurchtsvollem Ton, „und zudem sind Sie ja ein Schweizer, wie ich eben sehe. Darf ich Ihnen vielleicht eine Tasse Tee anbieten?“ Das letztere war ja nur eine Höflichkeitsphrase, die man in China nicht ernst nehmen muß. Die Hauptsache war, daß wir unbehelligt weitergehen konnten.

Es war unsicher, ob noch ein Personenzug hinunterfahre, und bei der vorgerückten Tageszeit wäre ein Warten riskiert gewesen. Wir zogen es daher vor, auf der alten Karawanenstraße bis Nankau hinunter zu marschieren. Sie ist ganz verödet und durch Steingeröll fast unpassierbar geworden. Bei einer Falsperre, die durch die Bahn mit einem Tunnel durchbrochen wird, verloren wir viel Zeit. Die Straße über den Berg bildet dort nur noch ein Wirrwar von glatten Felsen, Geröll und tiefem Sand. Jenseits verschwand sie allmählich beim Zusammenfluß zweier Bäche unter Eischollen, Steinen und Gestrüpp. Die nach kurzer Zeit hereingebrochene Dunkelheit machte eine weitere Orientierung unmöglich.

Da blitzte hoch oben links ein Licht auf. Das muß eine Bahnstation sein, und wir nehmen die Richtung dorthin. Auf allen vieren tasten wir uns durch Felsen und dornigen Busch hindurch. Mehrmals müssen wir zurück. Es fragt sich, ob wir überhaupt die Station in dieser Richtung erreichen können. Denn vielleicht trennt uns von ihr ein hoher, gemauerter Bahndamm. Auf's Geratewohl winden wir uns in der Finsternis durch alle Hindernisse aufwärts. Das Licht haben wir schon längst aus den Augen verloren. Plötzlich stehen wir ihm auf gleicher Höhe gegenüber. In wenigen Minuten müssen wir dort sein.

Da schallt uns aus der Dunkelheit eine scharfe militärische Stimme zweimal mit kurzer Pause entgegen. Auf unsere Ant-



1. Tempelhof des königlichen Palastes von Bangkok
in Siam mit kleinen Porzellan-Pagoden (f. S. 135).



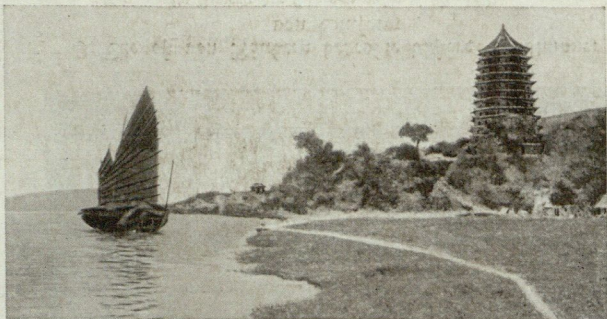
2. Doppelter „Zellensprung“ Missionar Neubachers
mit samt dem Pferde im Hinterland der Cantonprovinz in China.
4. März 1925 (f. S. 146).



3. Die oft von Räubern bedrohte düstere Stadtmauer
von Sinfung
im Innern der Cantonprovinz (f. S. 149).



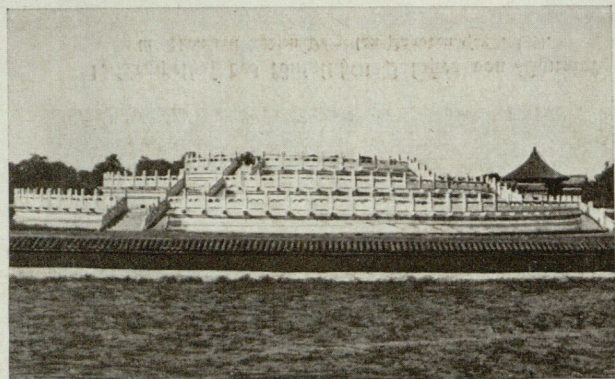
4. Das Basler Missionshaus in Sinfung
hart an der Stadtmauer, von der aus Missionar Scheurer mit seiner Familie
bei einem Volksfeste im Frühjahr 1925 meuchlings beschossen wurde
(f. S. 149).



1. Szenerie bei Hangtschau
in China, der Lieblingsstadt Marco Polo's (f. S. 163).



2. Abendstimmung auf dem Jangtse-Kiang.
(f. S. 167).



3. Der Himmelsaltar in Peking
aus weißem Marmor, auf dem früher der Kaiser als Vertreter des
ganzen Volkes alljährlich einmal zu Schangti, dem höchsten Gott,
dem Schöpfer Himmels und der Erden, gebetet hatte.



4. Ein Tempel in der früher „Verbotenen Stadt“
innerhalb der Kaiserstadt in Peking. Durch General Feng ist seit dem
Frühjahr 1925 die Verbotene Stadt für jedermann zugänglich gemacht
(f. S. 199).

wort heißt es: „Halt!“ Verschiedene Lichter und Silhouetten von Soldaten werden sichtbar. „Vorwärts!“ ruft der Wachtposten. Nach einigen Sekunden wieder: „Zurück!“ Wir sind im Dunkeln dem Mann zu nahe auf den Leib gerückt und könnten ja Dolche und Revolver bei uns haben!

Ein Offizier erscheint und fragt, was wir da zu tun hätten. „Nichts, wir hätten einfach den Weg verfehlt.“ Beim flackernden Laternenschein mustert er meine Schriften. Sein Gesicht leuchtet auf, wie er das Zauberwort „Sui s Kwet nyin“ — „Schweizer“ — liest, das in der ganzen Welt, außer in Rußland, alle Wege bahnt und alle Türen öffnet. Der Offizier wurde die Liebenswürdigkeit selbst. Die Wache hätte nach der Instruktion, bemerkte er, eigentlich sofort auf uns schießen sollen, da wir nicht mit dem Paßwort geantwortet hätten. Aber es sei jetzt auch recht so. Auf keinen Fall sollten wir auch nur noch einen Schritt weiter talwärts unsern Weg fortsetzen. Es stünden überall Wachen mit strengem Befehl, auf jeden Fremden zu schießen. Ein Zug halte heute nicht mehr auf der nahen Station. Wir sollten suchen, dort zu übernachten und am andern Morgen nach Nankau zu fahren. Es war eine ganz kleine Ausweichstation, wo lange nicht alle Züge anhalten. Das Personal saß in einem engen Lokal um einen eisernen Ofen herum und trank natürlich Tee.

Unser Erscheinen war für die ganze Station und den Militärposten ein seltsames Ereignis. Alles wollte uns sehen. Die Stube war bald zum Erdrücken voll. Es kamen auch höhere Offiziere, uns zu besichtigen und unsere Schriften einzusehen. Das Wort „Schweizer“ legte auch auf ihre Gesichter einen verklärenden Schein. Im Nebenraum wurde sofort ein zweiter Ofen geheizt, damit wir uns dort behaglich wärmen könnten. Der Tee floß in Strömen.

Der Stationsvorstand erklärte, es halte zwar kein Zug mehr heute, er wolle aber den Schnellzug stellen, der in drei Stunden vorbeifahren werde, damit wir noch am selben Tag nach Nankau kämen. Nicht genug an der reichen Teebewirtung, ließ der Telegraphenbeamte zu Ehren des Schweizerbesuchs noch eine Büchse kondensierter Schweizermilch öffnen (wo findet man die nicht?). Er sei Schüler der Londoner Mission gewesen. Jeden Morgen singe er ein christliches Lied, das er dort gelernt, obgleich er noch nicht getauft sei. Seine Bibliothek bestehe aus einer biblischen Geschichte und einem christlichen Gesangbuch nebst einigen Schulbüchern. Darin lese er viel. Andere Literatur besitze er nicht. Es

gelange nie eine Zeitung, geschweige denn ein Buch in seine Hand. Was es denn Neues gebe in der Welt?

Wir hatten Zeit, ihm beim Empfang eines Telegrammes zuzusehen. Die chinesischen Zeichen kann man natürlich nicht telegraphieren. Sie in Wörter umzusetzen geht auch nicht, da es ja verschiedene Sprachen gibt, während die Zeichen für alle Sprachen gelten, ähnlich wie die arabischen Zahlen in der westlichen Kulturwelt. Auch hätte man den Ton nicht, der im Chinesischen erst den richtigen Sinn gibt und der schriftlich ohne die Zeichen nur durch Umschreibungen mitgeteilt werden könnte. Das ginge aber beim Telegraphieren nicht. Da werden nun die arabischen Zahlen als willkommene Brücke zur Uebermittlung von Depeschen in den chinesischen Sprachen benützt. Für jedes chinesische Schriftzeichen wird eine vierstellige arabische Zahl im Morse-System gegeben. Die Zahlen werden sofort notiert und dann nach einer Tabelle oder aus dem Gedächtnis in Zeichen umgesetzt. Es dauert da also bedeutend länger wie bei uns, bis ein Telegramm für den Adressaten versandfertig gemacht ist, zumal auch die Morsezeichen für Zahlen bekanntlich länger sind als die für Buchstaben.

Jetzt meldet sich der Zug. Er braust mit kaum verminderter Geschwindigkeit heran; denn er soll ja durchfahren. Aber die rote Laterne des Vorstandes bremst ihn. Dieser gibt uns noch einen hilfreichen „Schupf“ beim Einsteigen, damit's schneller gehe, wo für wir unser letztes „dozia!“, das heißt „Dank!“, rufen. Ganz angehalten hat der Zug überhaupt nicht. Aber wir sind drin und sausen talwärts durch die finstere Nacht Nankau zu. Im Wagen liegen schlafende Fengsoldaten auf und unter den Bänken. Wir hüten uns sorgfältig, sie zu stören. Für ihrer viele ist es wohl der letzte Schlaf vor dem allerletzten. Sie fahren aufs Schlachtfeld bei Lientsin.

Nachdem Feng jene Schlacht mit großen Verlusten an Mannschaft verloren hatte, soll er geweint haben wie ein Kind, als ihm die große Zahl der Toten und Verwundeten gemeldet wurde.

47. Allerhand Mission in Peking.

Trägt auch das deutsche Hospital in Peking nicht den Namen eines Missionshospitals, so hat es doch den Charakter eines solchen, verbürgt durch seine Direktion und den Geist, den die Stuttgarter Diakonissen darin walten lassen.

Man kennt ja den Einfluß der stillen Ausübung christlicher Liebestätigkeit und weiß, wie es in einem Spital oft Gelegenheit gibt, durch ein einziges Wort der Zuversicht auf den lebendigen Gott einen trostlosen oder verzweifelnden Menschen innerlich zu stärken und zu heben. So können denn unsere Stuttgarter im Pekingener Hospital eine fortdauernde Mission ausüben mitten in einer heidnischen Welt voller Aberglauben und Gefühllosigkeit.

Daß die heidnischen Dienstboten beim Zimmerreinigen nicht vom Fenster gegen die Lüre kehren, sondern von der Lüre einwärts, damit die guten Geister nicht mit hinausbefördert würden, ist noch etwas Harmloses.

Aber erschütternd wirkt es, wenn man sich nach einer langen bangen Nacht über die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens freuen will und der heidnische Vater am Morgen nur den Kopf zum Türspalt hineinstreckt und ruft: „Was ist's? Wie? Nur ein Mädchen? Pfui, ich will es nicht sehen! Macht damit, was ihr wollt!“ dann die Lüre zornig zuschlägt und davoneilt, um dann später seine Frau mit Schimpfworten zu überhäufen!

Auch ein Württemberger, der eifrige Pfarrer Ziegler, treibt eine stille und verborgene Missionsarbeit. Er lebt als Freimissionar mitten im muhammedanischen Viertel der Chinesenstadt, wo er mit großer Treue im Kleinen in selbstloser Weise auf die dortigen Muhammedaner Einfluß zu gewinnen sucht. Außer ihm gibt es wohl kaum viele andere Muhammedanermisionare in China. Er hält es für seine Pflicht, speziell diese äußerlich wenig Muhammedaner und erzählt ihnen biblische Geschichten, feiert Weibwinnt er ihr Vertrauen, sie sehen viel Freundlichkeit und Liebe und einst kann auch diese Saat aufgehen.

Auch mit Erwachsenen sucht Missionar Ziegler geistigen Kontakt und schafft sich so eine Personalgemeinde von Muhammedanern, die zunächst einmal in den Vorhof des Reiches Gottes geführt werden (s. Bildertafel 22, Bild 1).

Missionar Ziegler beansprucht gar nicht, den Erfolg seiner Arbeit selber zu erleben. Darum wird er auch nie enttäuscht. Im Glauben freut er sich darauf, daß einmal andere werden ernten dürfen, was er gesät hat.

Ich besuchte nahe bei seiner Wohnung, einem etwas umgebauten, alten Chinesenhaus, die chinesische Moschee. Eine richtige Moschee, aber ganz im chinesischen Stil erbaut. Man kann sich darin fast in einen Konfuziustempel versetzt fühlen, der ja auch keine Bilder enthält.

Eine Mission ganz anderer Art, ein Griechisch-Orthodoxes Kloster im äußersten Nord-Ost-Winkel der Mandschustadt, besuchte ich mit Missionar Kastler. Ursprünglich hatte das Kloster als Stützpunkt für eine Diasporaarbeit unter ausgewanderten Russen gedient. Dann sollte es eine Missionstätigkeit unter der chinesischen Bevölkerung entfalten, die aber ohne Erfolg blieb. Jetzt bildet es eine Zufluchtsstätte für russische Flüchtlinge.

Ein geläufig deutsch sprechender Pförtner öffnete das Tor. Es war eine hohe aristokratische Gestalt mit feinem, weltmännischem Benehmen. Sie hätte sich als Staffage wundervoll in einem Mittersaal ausgenommen, paßte aber nicht in ein Treppenhaus. Wir hatten nicht den Eindruck, daß das Türhüten der Lebensberuf dieses Bruder Pförtner sei. Wehmütige Resignation lag auf seinen intelligenten durchgeistigten Zügen. Wir waren überzeugt, daß es ein Flüchtling aus aristokratischem Milieu sein müsse, der sich vor den Dolchen und Gewehren der Bolschewisten hierher gerettet hatte.

Er führte uns zum Bischof in eine Kammer hinein, wie man sie sonst nur in Hinterhäusern von Mietkasernen großer Städte sieht. Das vollendete Bild der Verlotterung und der Armut. Mit zitternder Stimme schilderte der Bischof den Zusammenbruch der orthodoxen Kirche in Rußland und die geistliche Verwahrlosung seines Volkes seit der Bolschewistenherrschaft.

Es wohnt auch noch ein Erzbischof im Kloster, der aber Krankheits halber nicht zu sprechen war.

Beim Abschied empfahl sich der geheimnisvolle Pförtner unserer Fürbitte. Von den Menschen seien sie hoffnungslos für immer verlassen.

Ein verlorener Posten, völlig auf sich selber angewiesen, ohne Zusammenhang mit der damals auch noch ganz am Boden liegenden Mutterkirche Rußlands, verfolgt von der Gesandtschaft des eigenen Volkes, die einem buddhistischen Kloster das Ver-

fügungsrecht erteilt hatte über diese griechisch-orthodoxe Niederlassung, so daß deren Insassen jeden Augenblick auf die Straße gestellt werden könnten. Aber die Buddhisten waren bis damals wenigstens barmherziger als die Sowjetleute und ließen die armen Mönche einstweilen unbehelligt.

Seither scheint sich, wenigstens in Rußland selbst, zwischen orthodoxer Kirche und Sowjetregierung das Verhältnis etwas gebessert zu haben.

Um all die großartigen evangelischen Missionswerke in Peking auch nur einigermaßen kennen zu lernen, brauchte man Monate. Auch hier ist es vornehmlich das Schulwesen, womit gearbeitet wird, bis zur christlichen sogenannten Tsching (alter Name für Peking)-Universität hinauf. Damals lagen die Gebäude dieses Lehrinstitutes — lauter niedere Chinesenhäuser — noch innerhalb der hohen Mauern der Mandschustadt im Südostwinkel.

Seither ist die Universität vor die Stadt hinaus verlegt worden. Auch zwei Schweizer, der Genfer Professor de Vargas und der Berner v. Tscharner, dozieren daran. Beim Abschied in seiner Wohnung sagte Herr de Vargas in Gegenwart des Herrn v. Tscharner zu mir: „Noch eine Frage. Waren Sie „Zofinger“? „Gewiß!“ Und fort war er wie ein Pfeil, um nach einigen Sekunden mit drei weißen Studentenmützen zurückzukommen, die wir aufsetzten, um Arm in Arm mit Klavierbegleitung der Frau Professor de Vargas gleichzeitig auf Deutsch und auf Französisch zu singen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus!“

Ein improvisierter Alt-Zofinger-Konvent, wie ihn so fix nur ein Welscher herzaubern kann.

Und noch eine Schweizererinnerung ist mir aus Peking geblieben.

In einem der berühmten großen Türme im Norden Peking besuchte ich eine offizielle chinesische Schulausstellung, die bewies, wie nun auch die Chinesen, nicht nur die Japaner, von den Westländern wirklich zu lernen versuchen. Aber wir können auch von ihnen lernen, z. B. die anschauliche Art, wie es die Chinesen verstehen, sittliche Grundsätze durch drastische Bilder der Jugend einleuchtend zu machen. In einem historischen Teil jener Schulausstellung erschienen auch die Bilder der größten Pädagogen von Amos Comenius an. Einen Ehrenplatz nahm das Bild Pestalozzis ein, dort mitten in Peking. Da kann es ja nicht schlecht stehen mit den Aussichten der künftigen Jugenderziehung in China trotz

dem bolschewistischen Gekläff, wenn der Geist Pestalozzis dort zur Geltung kommt und die Mission noch das Lüpfelein aufs i setzt. Hatte doch Pestalozzi selber bei seinem Besuch der christlichen Erziehungsanstalt Beuggen gegenüber Inspektor Heinrich Zeller ausgerufen: „Hier erst sehe ich mein Ideal verwirklicht, dem ich mein ganzes Leben lang nachgestrebt habe!“

Denn in Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis auch für die Erziehung!

48. Der letzte chinesische Kaiser flieht zu den Stuttgarter Diakonissen.

Das deutsche Hospital in Peking, oder das „Deutsche Lazarett“, wie es früher hieß, im östlichen Teil des Gesandtschaftsviertels ist der Treffpunkt der deutsch-christlichen Kreise der Stadt. Es herrscht darin der gemütlich württembergische Ton. Der Direktor der Anstalt, Sanitätsrat Dr. Dipper aus Stuttgart, ist der Bruder des früheren Basler Missionsdirektors D. Heinrich Dipper, und die Diakonissen entstammen dem Stuttgarter Schwesternhaus (s. S. 195).

Das Gastzimmer dieses Spitals hat im Jahre 1924 weltgeschichtliche Bedeutung bekommen. Niemand Geringeres als der letzte Kaiser von China weilte damals nach seiner Vertreibung aus dem Kaiserpalast einige Stunden darin.

Das kam so: Peking hatte zur Abwechslung wieder einmal seinen Herrn gewechselt. Tschang Tso lin war von General Feng genötigt worden, den Platz zu räumen. Dieser entdeckte mit Entrüstung die Mißwirtschaft in der „Verbotenen Stadt“ mit den kaiserlichen Palästen. Der junge Kaiser war von seinem vierten Lebensjahre an dreizehn Jahre lang als Gefangener darin festgehalten gewesen, ohne irgendwelche Befugnisse in seinem eigenen Palaste zu haben. So wurde es möglich, daß die kaiserliche Dienerschaft nach und nach die unschätzbaren, zum Teil viele Jahrtausende alten Kostbarkeiten bei Tag und Nacht aus dem Palast fortschaffte und zu Schleuderpreisen in alle Welt verkaufte. Es hätte nicht mehr lange gedauert, bis die größte Schatzkammer der Welt, die vielleicht je existiert hat, völlig wäre ausgeplündert worden.

Da schuf General Feng Ordnung. Er wies den Kaiser aus und gab ihm — allerdings etwas knapp — eine Stunde Frist zum Packen seines Koffers. Dann entließ er das ganze Gefindel

der diebischen Hofdienerschaft und alle noch etwa vorhandenen Hoffschranzen, ließ den Rest der Kunstschätze inventarisieren, zweckmäßig ordnen und aufstellen, und machte aus der Verbotenen Stadt mit den intimen früheren Kaisergemächern ein öffentliches Museum (s. Bildertafel 21, Bild 4).

Kurz bevor ich nach Peking kam, war die Verbotene Stadt dem Publikum geöffnet worden. Sie wurde zwar gerade damals wieder geschlossen, weil wegen des Krieges von Feng gegen den Gouverneur von Tientsin Fengs Generalstab darin sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Durch Vermittlung von Missionar Ziegler kam ich doch hinein bis vor den erhabenen golden strahlenden Drachenthron, dem man früher nur nach neunmaligem Kotau hatte nahen dürfen.

Der junge Kaiser war nach seiner Ausweisung im Auto in das Gesandtschaftsviertel gefahren, um dort in einer deutschen Kunsthandlung noch einige gute Bilder als Andenken an seine goldene Gefangenschaft zu kaufen. Bald war vor dem Laden eine große Volksmenge versammelt, die den noch nie erblickten Kaiser sehen wollte. Sein Begleiter befürchtete ein Attentat und hieß ihn schnell ins Auto steigen. Man fuhr um drei Ecken herum und verschwand im Hof des deutschen Hospitals.

Der Kaiser wurde rasch die Treppe hinaufgeführt und der Obhut der Oberschwester Johanna Bayerlein übergeben. Der chinesischen Dienerschaft wurde streng eingeschärft, niemandem zu sagen, wo der Kaiser sei, worauf diese an alle Telephonapparate stürzte und es ins Weltall hinaus schrie: der Kaiser sei im Deutschen Hospital, im ersten Stock links, Zimmer so und so. Schon pochten Neugierige am Portal des Krankenhauses, drangen hinein und stürmten die Treppen hinauf mit dem Rufe: „Wo ist der Kaiser? Wir wollen ihn sehen.“ Der Kaiser war eben bei den Diakonissen am Mittagstisch und getraute sich nicht mehr, auf sein Zimmer zu gehen. So wurde er von den Schwestern die enge Küchentreppe hinuntergeführt und konnte durch Gärten unbemerkt in das Gebiet der japanischen Gesandtschaft gelangen. Von dort entwich er nach kurzem Aufenthalt nach Tientsin. Wo er sich jetzt aufhält, weiß niemand.

So endete die vieltausendjährige Geschichte der chinesischen Kaiser gewissermaßen in den Händen der Stuttgarter Diakonissen.

Korea.

49. Korea. Ein Triumph des Evangeliums.

Etwa zwölf Jahre vor der Erweckungsbewegung auf Nias hatte diejenige in Korea begonnen, die auch, wie jene, in ihren Wirkungen immer noch anhält.

In der Hauptsache sind es die Amerikanischen Presbyterianer und Methodisten, die sich in die Arbeit in Korea teilen, die erstern mit Hauptsitz in der jetzigen Hauptstadt Seoul, die letztern in der alten Königsstadt Pyengyang.

Die evangelische Mission konnte erst im Jahre 1885 einsetzen und zählt jetzt schon etwa 280 000 getaufte Christen nebst 80 000 Taufbewerbern und 223 000 Schülern. Das sind an sich große Zahlen, gewinnen aber noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß wohl die allermeisten dieser Christen selber wieder das Evangelium auf irgend eine Art weiter verbreiten, nicht nur durch ihren Wandel und persönliches Werben, auch durch planmäßige Austeilung von Bibelteilen bis in die entlegensten Bauernhütten hinein und eigentliche Evangelisation unter ihren noch heidnischen Landsleuten.

Das Verlangen nach Vertiefung und Mehrung der Erkenntnis durch fleißigen Besuch besonderer Kurse hiefür auf den Hauptstationen beweist die Echtheit und die gesunde Richtung der Bewegung.

In Pyengyang traf ich eine Schar junger Männer, alles Landleute, die die ruhige Winterszeit zum Besuch eines mehrwöchigen Bibelkurses benützten, während gleichzeitig auf derselben Station Frauen zum selben Zweck zusammengekommen waren.

Von den alten Tempeln, auf die die Reisehandbücher immer noch aufmerksam machen, fand ich in der Hauptstadt Seoul nur noch den einstigen Tempel des Stadtgottes, der aber jetzt als Gartenhäuschen des einzigen Hotels der Stadt dient und während des Winters zur Aufbewahrung der Gartenmöbel verwendet wird. Dafür steht in der Hauptstraße und sonst im Zentrum der Stadt ein christliches Gebäude am andern.

Im Haus der Y. M. C. A. wurde eben großer Missionsbazar abgehalten, wofür die Mädchen der Missionschulen prächtige Arbeiten in bunten Seidenstoffen geliefert hatten. Wie in einem Laubenschlag ging es ein und aus. „Ganz Seoul“ war da, vor

allem die Presse, auch die Vertreter der größten Tageszeitungen, die hernach die begeistertsten Artikel über die Veranstaltung brachten.

Gegenüber diesem Vereinshaus stehen nebeneinander die Gebäude der Traktatgesellschaft und der Amerikanischen Bibelgesellschaft. In dieser ist das Neue Testament in dreizehn verschiedenen Sprachen zu haben, sogar in der lateinischen Uebersetzung des Reformators Beza (vgl. Abschnitt 36).

Eine andere literarische Ueberraschung erlebte ich im Haus des Sekretärs der Y. M. C. A. Sein zwölfjähriges Töchterlein war in die bekannten Erzählungen der schweizerischen Schriftstellerin Johanna Spyri über „Heidi“ vertieft, an denen es sich in einer prächtigen amerikanischen Ausgabe mit bunten Schweizeralpenbildern ergötzte.

In Seoul fehlt auch nicht ein Zentralhaus für Innere Mission, ein Heilsarmee-Hauptquartier und ein besonderes Vereinshaus für japanische christliche junge Leute. Ganz besondere Sorgfalt widmet die Mission in Korea dem Schulwesen und pflegt dabei sorgfältig die Beziehungen zu den Eltern der Kinder. Die amerikanische Leiterin eines Erziehungsinstitutes für Mädchen vom Kindergarten an bis zur höheren Töcherschule macht jährlich über tausend Hausbesuche bei den Eltern ihrer Schülerinnen und kennt fast jedes Haus der Stadt.

Am Sonntagvormittag besuchte ich unter Führung eines Missionars sechs Gottesdienste hintereinander. Da ich ja doch nichts verstehen konnte blieben wir in jeder Kirche, hinten still eintretend und bald wieder verschwindend, nur kurze Zeit, so daß ich wenigstens lebendige Eindrücke vom koreanischen Gottesdienst bekam.

Man hatte ja seiner Zeit gelesen, daß die Koreaner zur Zeit der beginnenden Erweckung Notkirchen errichten mußten, um die Menge der Zuhörer fassen zu können. Es bestehen noch jetzt solche einfache, scheunenartige Gebäude aus Holz, alle dicht besetzt während der Gottesdienste, um so dichter als in den meisten die platzraubenden Bänke fehlen und die Besucher Schulter an Schulter nebeneinander in eng aufgeschlossenen Reihen am Boden sitzen können.

Besonders fiel mir die große Zahl junger Männer in den Gottesdiensten auf. Ueberall waren koreanische Prediger zu hören. Während meines Aufenthalts in Korea vernahm ich nirgends in einer öffentlichen Versammlung die Stimme eines Westländers.

Zum Erfreulichsten meiner ganzen Reise gehörte eine Morgenandacht im Gymnasium mit 800 jungen Leuten durch einen jungen koreanischen Prediger.

Zuvor hatten die Jungen auf dem zur Schlittschuhbahn hergerichteten Turnplatz mit nacktem Oberkörper auf dem blanken Eis allerhand Freiübungen gemacht. Dann traten sie, jedenfalls erfrischt, zur Morgenandacht an. Kein musikalisch-schöner, aber um so kräftigerer Gesang entströmte den rauhen Kehlen. Dann folgte die wohl zehn Minuten lang dauernde hinreißende Ansprache des erwähnten Predigers. Noch selten hörte ich mit solcher innerer Kraft und Wucht reden. Die Burschen standen, durch das Wort ihres Landsmannes gefesselt, wie angewurzelt da, nur noch Aug' und Ohr! Kein Wunder, dachte ich, wo so gepredigt wird, kann's schon Erweckungen geben. Geist der ersten Zeugen!

Die Mittel zur Errichtung der großen Universität außerhalb der Stadt in einem herrlichen Fichtenwald sind durch den Schreibmaschinenfabrikanten Underwood gestiftet worden. Das erinnert an das Rockefeller-Institut in Peking, einen Spital mit medizinischer Fakultät, vielleicht die glänzendste medizinische Anstalt der Welt.

Manche sehen in solch großartigen Stiftungen eine Verweltlichung der Mission. Aber warum sollen missionsfreundliche Jogen. Milliardäre nicht mehr geben dürfen als andere Leute, gerade auf dem Gebiet der ärztlichen Mission, die ja so große finanzielle Anforderungen stellt? Und auch für diese, wie für das Schulwesen und die reiche Wortverkündigung, ist Korea das klassische Land. Keiner größeren Station fehlt ein Spital. Es sind nicht alle diese Heilanstalten eingerichtet wie ein Rockefeller Institut, aber die amerikanischen Missionsfreunde sorgen dafür, daß ihre ärztlichen Institute mit denen der japanischen Regierung, die viel für ihr Kolonialland Korea tut, sich jederzeit messen können.

Jeden Mittwoch abend kommen die Christen Koreas in den Kirchen zur Gebetsvereinigung zusammen. Die größte Kirche von Pyengyeng war bis zum letzten Platz angefüllt. Es waren nur Koreaner anwesend. Der einleitenden Bibelbetrachtung folgte eine Reihe kurzer Gebete aus der Mitte der Anwesenden. Ein neben mir sitzender Kirchenältester, ein älterer Mann, machte mir durch seine sympathische Physiognomie, die absolute Echtheit und Aufrichtigkeit erkennen ließ, einen tiefen Eindruck.

Wie ich diese Leute vor mir sah, tief geneigt, alle während des Gebetes mit der Stirne beinahe den Boden berührend, stand mir jener Liedervers im Sinn:

„Hier liegt vor Deiner Majestät
Im Staub die Christenheit.“

Das war mein Abschied von Korea.

Japan.

50. Kanzo Utschimura, einer der geistigen Führer Jung-Japans.

Am 12. Februar 1926 stand ich in einer nördlichen Vorstadt von Tokio vor einem jener niedlichen japanischen Holzhäuschen, eingebettet in liebliche Gärten, die sogar im Winter ahnen lassen, wie freundlich der Aufenthalt im Sommer in ihnen sein muß.

In dem Augenblick, wo ich anklopfen wollte, trat der Besitzer, der berühmte christliche Schriftsteller und Prediger, Kanzo Utschimura, den ich besuchen wollte, unter die Türe, um in die Stadt zu gehen (s. Bildertafel 17, Bild 2).

Sofort kehrte er um, bat mich in freundlichster Weise, einzutreten und führte mich durch den Eingang für die Westländer in sein nach unserer Art eingerichtetes Studierzimmer, wobei ich, ganz entgegen der sonstigen japanischen Sitte, die Schuhe nicht auszuziehen brauchte. Auch Utschimura trug damals abendländische Kleider und Schuhe.

Gleich liebenswürdig wie entschieden legte er mir ohne weiteres seine Stellung zur abendländischen Christenheit dar: „Wir Japaner können das Christentum nicht in abendländischer Form annehmen. Denn der indogermanische Geist, der unserm ganzen japanischen Empfinden zuwider ist, hat das ursprüngliche apostolische Christentum verunstaltet. Eure Kirchengeschichte ist entseßlich, und euer Kirchentum tritt uns in sechshundert verschiedenen Kirchen und Kirchlein entgegen. Welchem dieser Gebilde sollen wir asiatische Christen uns anschließen? Treten wir der einen Gemeinschaft bei, so kommen wir sofort in Gegensatz zu der andern (vgl. S. 85 oben)! Zudem macht ihr unter euch selber Propaganda, fischt im Fischkasten und haltet Dankgottesdienste ab, wenn ihr wieder eine Seele aus einer andern Gruppe in eure eigene geangelt habt! Da machen wir japanische Christen nicht mit. Wir gehen zurück auf das apostolische Christentum, wie es uns

im Neuen Testament entgegentritt, und wollen einfach wieder Jünger Jesu sein. Wir brauchen doch nicht eure ganze Kirchengeschichtliche Entwicklung zu wiederholen!“

„Gewiß nicht,“ erwiderte ich; „wenn auch bei uns manches seine innere Notwendigkeit hatte. Ihr werdet mit der Zeit zwar wie wir nach Lehre, Verfassung und Kultus auch verschiedene Formen des Christentums bekommen. Es wird auch bei euch eine Kirchengeschichte geben. Die Hauptsache ist, daß wir alle auf demselben Grunde, Jesus Christus, bleiben.“

Kanzo Utschimura lud mich dann auf den kommenden Sonntag, den 14. Februar, zu seiner Studentenversammlung ein. Vor dem Erdbeben im Jahre 1923 predigte er jeden Sonntagabend in einem gemieteten großen Lokale Tokios. Nachdem dieses, wie alle steinernen Gebäude der Stadt, damals auch eingestürzt war, erbauten ihm seine Anhänger sogleich aus eigenen Mitteln eine hölzerne Versammlungshalle, ein „Tabernakel“, wie man in England und Amerika sagt, in seinem eigenen Garten, eben dort im Norden von Tokio dicht neben seiner Wohnung.

Um drei Uhr nachmittags begann die Versammlung im über-vollen Lokal. Die Teilnehmer waren alles junge Leute, meist Studenten und Studentinnen. Utschimura las ein Kapitel aus dem Propheten Jeremia vor, Saß um Saß kurz erklärend — die konfuzianische Lehrform, wie er mir nachher sagte, im Unterschied zur griechischen Rhetorik der abendländischen Predigtweise — und fügte ein die Zuhörer offenbar packendes kurzes Schlußwort an.

Dann gab er mir das Wort, um über das Werk der Basler Mission zu reden. Ein Professor einer staatlichen Universität, der früher in Basel studiert hatte und den ich von dorthier kannte, übersetzte meine deutsche Ansprache. Als ich nach einer halben Stunde aufhören wollte, hieß es: „Weiter! Weiter! Wir wollen noch mehr hören über die Basler Mission!“ Nach einer Stunde schloß ich dann aber, und Utschimura ordnete zu meiner Uebersetzung sofort eine Sammlung für die Basler Mission an, die eine Summe im Wert von über 400 Schweizerfranken ergab! Ein freundlicher Gruß aus einer jungen heidenschristlichen Gemeinschaft zum Teil von noch ungetauften Christen an die alte Christenheit! Ein handgreiflicher Beweis dafür, wie sich Kanzo Utschimura mit seinen Anhängern in der Einigkeit des Geistes verbunden weiß mit der abendländischen Christenheit, trotz der ihnen so unsympathischen Kirchenformen.

Zum anschließenden Abendessen in der Wohnung Utschimuras wurde ich diesmal zur Japanertür hineingeführt, das heißt zuerst wenigstens heran. Denn unter freiem Himmel und während es regnete, mußte ich im Garten meine Schuhe ausziehen und unter das auf Pfählen stehende Haus stellen. Nun erst durfte ich eintreten in den peinlich saubern Wohn- und Eßraum, dessen Boden mit Bambusmatten belegt war. Der große viereckige Tisch in der Mitte hatte keine Beine. Das Tischbrett lag auf einem nur etwa eine Hand breiten Rahmen auf dem Boden mit vier Decken, für den Hausherrn, zwei japanische deutschredende Gäste und mich. Statt der Stühle waren Kissen vorhanden. Für mich lagen zwei bereit, damit ich besser sitzen oder liegen könne, je nachdem, da man mich der orientalischen Kunst des Sitzens mit untergeschlagenen Beinen natürlich nicht für kundig hielt.

Nun schob sich von außen her eine der Papierwände oder Lüren, wie man will, lautlos beiseite, und Frau Utschimura rutschte auf den Knien herein, die Gäste zu begrüßen. Wir Gäste fielen auch alle auf die Knie und schoben uns, mit den Händen vorwärts tappend, der Gastgeberin entgegen, die sich auch uns auf diese Weise näherte bis auf etwa einen Meter Distanz, worauf dann zahlreiche Verbeugungen erfolgten, alles auf dem Boden natürlich. Der Vorgang erinnerte mich aufs lebhafteste an die glückliche Zeit, wo ich noch im Flügelleide auf dem Boden der Kinderstube auf allen vieren herumkroch.

Bin ich gefessen oder gelegen während jener Mahlzeit? Ich kann es wirklich nicht sagen. Es war wohl keines von beiden. Wie einen Uhrzeiger drehte ich qualvoll meine Beine herum, bald nach rechts und bald nach links, um die krampfvolle Lage zu verändern. Zum Glück hatte ich in der Handhabung der Eßstäbchen schon einige Fertigkeit, denn Löffel und Gabeln gab's keine, um die vorzüglichen Gerichte zu kosten.

Die Hauptsache war ja die Unterhaltung, aus der ich aufs neue ersah, wie tief gegründet Utschimura im christlichen Glauben ist, wie er das Wesentliche erfaßt hat und es vom Nebensächlichen zu unterscheiden vermag. Er lebt nach dem augustinischen Wort: „Im Notwendigen Einigkeit, im Nebensächlichen Freiheit, in allem die Liebe!“

Er wurde schon mit sechzehn Jahren Christ und beging im Jahre 1926 sein fünfzigjähriges Taufjubiläum. Fast jedes Jahr schreibt er ein Buch zur Verteidigung des Evangeliums. Zudem gibt er seit Jahren eine Zeitschrift zu diesem Zwecke heraus. Zwei

Jahre lang ließ er sie sogar auch in englischer Sprache erscheinen, um seine Stimme weithin bis in die alte Christenheit hinein hören zu lassen. Leider ging dieses Blatt wegen ungenügender Abonnentenzahl wieder ein. Aber in der japanischen Ausgabe steht seit her ganz bescheiden jeden Monat ein kleines Artikelchen auf Englisch an die Adresse der abendländischen Christenheit aus der Feder Utschimuras. Das Basler „Evangelische Missionsmagazin“ vermittelt von Zeit zu Zeit diese originellen Betrachtungen seinen Lesern.

Wundervoll ist unter anderm Utschimuras persönliches Bekenntnis zu Christus: „Ich kenne Christus nicht nur als Menschen und Freund, sondern auch als Erlöser und Gott. Ich erkenne meine Sünde und kann mich von ihr nicht befreien weder durch eigenes Verdienst in guten Werken, noch durch mystische Versenkung in Gott. Ich erfahre die Sünde als die härteste aller Tatsachen, als fundamentalen Bruch zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf. Die einzige Erlösung finde ich in dem stellvertretenden Tode des Sohnes Gottes. Eine Stimme sagte mir: Schau auf mich, und du wirst errettet werden! Ich gehorchte und schaute, und siehe, ich bekam Frieden! Das war so einfach, wie wenn ein Kind in das Angesicht seiner Mutter schaut — dieser Blick hat mich gerettet!“

„Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber“ — das mußte sich ganz von selbst durchsetzen; und ich bin außerordentlich glücklich (der Ausdruck ist viel zu schwach für das, was ich sagen will), in sittlichen und geistigen Kontakt mit diesem größten Ereignis der Weltgeschichte gekommen zu sein.

So ist Christus mein Gott und Erlöser. Kein Mensch hätte diese radikale Veränderung in mir zustande bringen können, wie jener Blick im Glauben auf den gekreuzigten Christus.

Neben dem Wunder meiner Bekehrung haben andere Wunder für mich nur untergeordnete Bedeutung. Die Bekehrung ist eine neue Schöpfung der Seele. Sie ist kein Uebergang von einer Religion zur andern. Bekehrung ist Wieder- und Neuschöpfung, bewirkt und vollendet durch den Schöpfergeist Gottes.

So denke ich von Christus als Menschen und Gott, als meinem Freund und Erlöser. Ich bin ein Jünger Christi und mehr als ein Jünger (oder weniger), ich bin sein Diener, sein Knecht, erkaufte durch sein stellvertretendes Blut. Ohne irgend ein Verlangen zu haben, anerkannt oder aufgenommen zu werden von einer Kirche Europas oder Amerikas, glaube ich mit Gewiß-

heit, Jesum von Nazareth, jetzt als der erhöhte Christus gegenwärtig in der Welt und in mir, anrufen zu können als meinen Herrn und Gott.“

Das alles sind also Worte eines Heidenchristen, der zu keiner Kirche gehört. Utschimura ist wohl einer der tiefsten und klarsten Vertreter eines ökumenischen, d. h. überkonfessionellen, weitherzigen Christentums, das sich über die Länder Asiens von den großen Städten aus besonders unter den Intellektuellen auszubreiten beginnt und zur Bildung von großen neuartigen Nationalkirchen führt, zu denen die bisherige Missionsarbeit zwar die Grundsteine liefern durfte, die aber von der jungen Heidenchristenheit selbst werden errichtet werden.

Ueber den wahrhaft apostolischen Bekennermut Utschimuras teilt D. Dr. W. Dehler in der Mainummer des Evangelischen Missionsmagazins von 1928 folgendes mit: „Kanzo Utschimura hatte nach seiner Rückkehr aus Amerika eine gute Anstellung am ersten Gymnasium des Landes bekommen. Da kam der Tag, an dem der kaiserliche Erziehungserlaß verlesen wurde und jeder Lehrer vortreten und sich vor dem Erlaß verneigen mußte. Utschimura trat vor, blieb ungebeugten Hauptes stehen, machte Kehrt und trat auf seinen Platz zurück. Damit hatte er mit einem Schlag Amt, Einkommen und Ehre verloren. Nun kamen schwere Jahre seines Lebens, wo er als Geächteter galt und mit der Not ringen mußte, da ihm seine Vaterlandsliebe verbot, in den Dienst der fremden Missionen zu treten. Das aber hat seinem ganzen Leben die Richtung gegeben. Dadurch ist er die Persönlichkeit geworden, durch die Gott so viel in Japan ausrichten konnte. In jener Entscheidungsstunde liegt, so scheint mir, die Kraft für seine ganze spätere Wirksamkeit beschlossen.“

Jene Verneigung vor dem kaiserlichen Erlasse hätte die Verehrung des Kaisers als einer Gottheit bedeutet, ähnlich wie das Weihrauchopfer vor den Kaiserbüsten im römischen Reiche.

51. Die Straßen schwarz von Missionschülern.

In Japan besuchen über 99 % der Jugend die Volksschulen, zum großen Teil nicht nur die Primar-, sondern auch die Mittelschulen. Der Bildungshunger und das Lesebedürfnis der jungen Leute ist außergewöhnlich stark. In Hiroshima belagern schulpflichtige Knaben bis abends 9 Uhr die offenen Buchläden, wo sie die zum Verkauf ausgelegten Bücher durchlesen und sich

nicht stören lassen durch die Tausende von Passanten, die in den taghell elektrisch beleuchteten Straßen stundenlang auf- und abspazieren. Und die klugen Buchhändler fragen nicht darnach, daß man ihren Büchern bei der Benützung durch die Schuljugend den Gebrauch ansehen wird. Sie denken, lassen wir sie lesen. Wir gewinnen so ihre Gunst, und später, wenn sie Geld haben, werden sie unsere guten Kunden werden.

Machte ich mich des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr auf den Weg, um eine der großen amerikanischen Missionschulen zu besuchen und schon der Morgenandacht beizuwohnen, so waren die Straßen sozusagen schwarz von Schülern, die ihren Unterrichtsanstalten zustrebten. In Japan ist nämlich eine dunkel-indigo-blaue Kleidung für alle Schüler bis zu den Studenten hinauf Vorschrift. Daraus erklärt sich das dunkle Straßenbild vor 8 Uhr morgens und nach 12 Uhr mittags, das aber einen sehr erfreulichen hellen Hintergrund hat, indem ein sehr großer Teil jener jungen Leute die Missionsbildungsinstitute besucht.

Die Regierung errichtet zwar auch Schulhäuser allergrößten Ausmaßes, womit auch unsere größten europäischen Schulpaläste nicht mehr konkurrieren können. Sie werden errichtet nach den modernsten hygienischen Grundsätzen. Wahre Glaspaläste, auch mit durchsichtigen Korridorwänden, so daß das Licht von allen Seiten hell und froh in die luftigen Schulräume hineinfluten kann. Noch abends spät fand ich solche Schulhäuser im Betrieb. Es wurde für Abendklassen Fortbildungsunterricht erteilt. Wäre das große Erdbeben im Herbst 1923 nicht gewesen, so hätte die Regierung ihr Schulwesen schon bedeutend weiter ausbauen können.

Der christliche Einfluß auf die Jugend beschränkt sich natürlich nicht auf die Missionschulen. Da das Christentum gerade unter den Intellektuellen in Japan sehr viele Anhänger findet, bekennt sich auch schon ein großer Teil der staatlichen Lehrer zu ihm. In der Universität Sopporo auf der Insel Hokkaido im Norden waren vor einigen Jahren sogar eine Zeitlang drei Viertel der Universitätslehrer Christen. Die Verhältnisse wechseln im einzelnen natürlich fortwährend. Aber die Gesamtkurve der christlichen Lehrkräfte auch in den Regierungsschulen ist eine fortwährend steigende. Begreiflicherweise; denn unter den vielen in höhern Missions-Instituten geschulten Japanern finden sich auch manche getaufte Christen, die dank ihrer guten Ausbildung neben ihren noch nicht getauften Kommilitonen leicht Lehrstellen im Staatsdienst bekommen. In Kyoto trägt



1. Der württembergische Muhammedaner-Missionar
Ziegler in Peking
zu äußerst links. Gegenüber rechts sein Koch, neben diesem ein
muhammedanischer Geistlicher (s. S. 195).



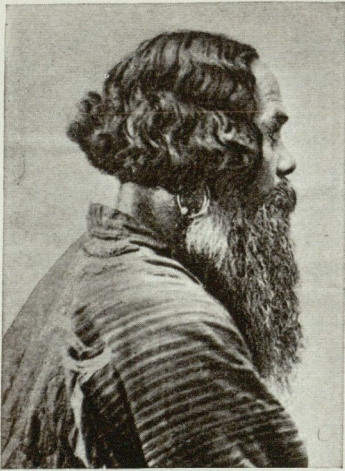
2. Der zehnjährige christliche Chinesenkna-
be hat durch sein Neues Testament, das er in der Hand hält, auch seinen
Vater und Großvater veranlaßt, Christen zu werden (vergl. S. 157).



3. Typische chinesische Arbeiter.



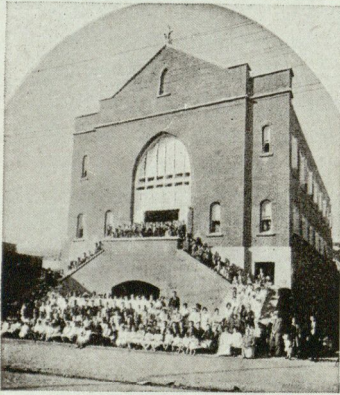
4. Lachende chinesische Leichenträger
bei einem pompösen Begräbnis.



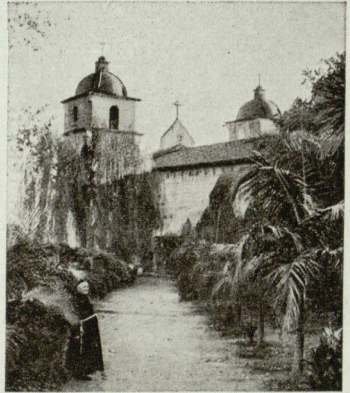
1. Ainu-Mann,
tolstoiähnlicher Vertreter der aussterbenden
Urbewölkerung Japans (f. S. 211).



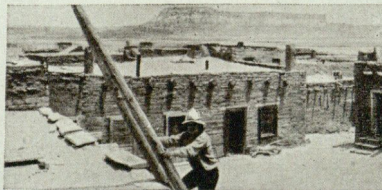
2. Webendes junges Ainu-Mädchen
mit tataufertem Schnurrbart (f. S. 211).



3. Neubau der ev. Chinesenkirche in
Honolulu mit Gemeindehaus
(f. S. 214).



4. Die spanische Franziskaner-
missionsstation Santa Barbara
bei Los Angeles mit dem alten Friedhof,
auf dem 4000 christliche Indianer
begraben (f. S. 217).



5. Stadt der Pueblo-Indianer
auf hohem Tafelfelsen in der Wüste von
Neu-Mexiko (f. S. 220).

ein ganzer Stadtteil den Namen nach den immensen dortigen Missionslehranstalten mit Gymnasium und Universität, worin etwa 4000 junge Leute beiderlei Geschlechts unterrichtet werden, und zwar meist schon durch christliche Japaner selbst. Der Rektor der Universität und die Dekane sämtlicher Fakultäten sind Japaner, und die westländischen Missionare freuen sich, als einfache Lehrkräfte noch mitarbeiten zu dürfen an dem Werk, das sie geschaffen und nun in die geschickten Hände der Japaner hinüber geleitet haben.

Es ist erhebend, in den großen Gymnasien und Universitäten den gemeinsamen Morgenandachten beizuwohnen. Nach der kurzen, kernigen Ansprache eines der Lehrer erhält meist auch noch ein Schüler Gelegenheit zu einem kurzen Wort an seine Kommilitonen. Frisch gesungene Lieder rahmen die Feier ein. Keine schleppenden Melodien und gelangweilten Gesichter. Alles geht temperamentvoll, flott und munter. Warum auch nicht? Das Evangelium ist doch nicht etwas Langweiliges oder Düsteres!

Der schweizerische Nationalrat Professor Hilty hatte bekanntlich gesagt, wenn man unter denen, die sich Christen nennen, mehr fröhliche Gesichter sehen würde, wäre es der Welt auch leichter zu glauben, daß das Christentum eine frohe Sache sei. Die japanischen Christen werden es den übrigen Japanern nicht schwer machen, das zu glauben. Der Ernst des Evangeliums büßt dabei nichts ein.

Die Gesamtzahl der Christen in Japan ist natürlich, wie in Indien, weit größer als die der Getauften, da manche christlich denken und leben, ohne sich noch einer organisierten Kirche angeschlossen zu haben.

Die meisten Missionsgesellschaften in Japan sind amerikanischen Ursprungs. Von deutscher und schweizerischer Seite arbeitet einzig der Allgemeine Evangelische Protestantische Missionsverein in jenem Land, wo er u. a. in Kyoto eine Schule unterhält, die ich besuchen wollte. Sie war aber an jenem Tage gerade geschlossen.

Auf einen echt deutschen Namen stieß ich im Gymnasium der streng reformierten Kirche der Vereinigten Staaten in Sendai in Nord-Japan. Der Rektor stellte sich mir vor als Rev. Paul Gerhardt! „Sie tragen einen berühmten Namen, mein Herr,“ pläzte ich heraus. „Nun ja, ich bin der fünffache direkte Urgroßsohn des großen Liederdichters.“ Der reinste kirchengeschichtliche Witz! Also ein streng reformierter Nachkomme des eben so streng lutherisch gewesenen Dichters, der von den Reformierten im Un-

verstand der damaligen Zeit soviel Unbill hatte erfahren müssen! Gewiß ein Ausdruck versöhnlichen Geistes in der Familie Gerhardt, der nichts nachträgt.

Ob Lutheraner oder Reformierte, Presbyterianer oder Kongregationalisten, ob Methodisten oder Baptisten, sie alle arbeiten in einem Geiste, nicht nur an der Evangelisation Japans, sondern derjenigen der ganzen Welt. Wie in der Missionsarbeit das Konfessionelle hinter dem Ueberkonfessionellen, Dekumenischen zurücktreten muß und auch tatsächlich zurücktritt, zeigt in Japan die Gestalt eines Kanzo Utschimura und beweisen uns all die Unions- und Allianzbestrebungen in der evangelischen Christenheit bis zur Missionskonferenz von Jerusalem über Ostern 1928 auf dem Delberg.

52. Bei den Ainu, den Ureinwohnern Japans auf der Insel Hokkaido.

Als ich Ende Januar 1926 in Shimonoseki auf der Südwestspitze der Insel Honshu ankam, sah ich in den Gärten neben Nadelholz- und Laubbäumen auch Palmen im Freien gedeihen, nachdem ich kurz zuvor in Mukden eine wahrhaft sibirische Kälte durchgemacht hatte. Und vier Wochen später traf ich in Sapporo auf der Insel Hokkaido (früherezo genannt) neun Breitengrade nördlicher, etwa auf der Breite von Florenz, wieder den grimmigsten Winter an mit meterhohem Schnee.

Mein Ziel war nicht nur die Universität Sapporo mit ihren vielen christlichen Dozenten, sondern auch eine Siedelung der Ureinwohner Japans, der aussterbenden Ainu an der Ostküste der Insel.

Auf dieser Insel war ich wieder abseits von der großen Reiseroute, wie schon oft auf meiner Missionsreise. Ich konnte mich noch ohne Kenntnis der japanischen Sprache notdürftig verständlich machen, da das Englische auch dort im Norden, wie fast überall in der Welt, die lingua franca, die Universalverkehrssprache ist.

Bevor ich zu den Ainu hinausfuhr, besuchte ich in Sapporo den Rev. Batchelor, den gründlichsten, sozusagen einzigen Kenner dieses Volkes, dessen Erforschung er sein ganzes Leben widmete.

Nach viereinhalbstündiger Eisenbahnfahrt war das abgelegene Shiraoui erreicht, mit der nächstgelegenen Siedelung der Ainu.

Ein Bahnbeamter begleitete mich als Führer. Es war hier an der Ostküste bedeutend wärmer als im Innern der Insel. Die Schneeschmelze hatte die Straßen in Pfützen verwandelt.

Hinter dem japanischen Dorf tauchten am Meeresstrand die länglichen zweigeteilten Strohhütten der Ainu auf.

Ein härtiger Mann in langem Gewand mit dichtem Haupthaar und russischem Bauertyp tritt mir entgegen. Sehe ich recht? Tolstoi ist doch schon lange tot! Der reinste Tolstoi redivivus! Wäre es noch länger her seit seinem Tode, so würde ein Hindu mit seinem Seelenwanderungsglauben sicher an eine zweite Erscheinung des großen Schriftstellers geglaubt haben, der diesmal bei der Wahl seines Wohnortes und seiner Eltern allerdings etwas unvorsichtig gewesen wäre und auch gar zu weit abseits gegriffen hätte (s. Bildertafel 23, Bild 1).

Die Frauen machen einen ganz sonderbaren Eindruck, weil es Volkssitte ist, daß sich schon die jungen Mädchen mit schnurrbartähnlicher Tatauierung das Gesicht „verschönern“ (s. Bildertafel 23, Bild 2).

Der Rassenunterschied zwischen den sibirisch-russisch anmutenden Ainu und dem mongolisch-malajischen Typ der Japaner springt in die Augen. Aber die Herkunft der Ainu bleibt rätselhaft. Sind sie reine Arier oder früh mit Asiaten gemischte Nord-Europäer? Man wird schnell machen müssen, will man an der Hand der Sprache und körperlichen Beschaffenheit darüber ins Klare kommen. Denn bald werden nur noch ihre Gebeine oder Mumien vorhanden sein. Ihre Zahl auf der Insel Hokkaido und der Halbinsel Sachalin, wo sie allein noch vorkommen, ist so zusammengeschmolzen, daß an ein langes Weiterleben dieses Volkes oder gar ein neues Wiederaufleben nicht zu denken ist. Der reichliche Genuß von Sake (Reisschnaps) wird auch noch das Seine dazu beitragen, daß die ohnehin nicht sehr intelligente Rasse noch vollends verdummt und versimpelt.

Auch ihre Religion stellt so ziemlich die unterste Stufe des Animismus dar, auf die sie mit der Zeit hinuntergerutscht sind. Der Gedanke an ein göttliches Wesen scheint völlig verschwunden zu sein. Nur noch eine Scheu vor geheimnisvollen Kräften in den Naturerscheinungen ist ihnen geblieben, und Gespensterfurcht beherrscht ihr Dasein.

Ihre Zuflucht nahmen sie schließlich zum Bären, dem stärksten Tier ihrer Insel. In ihm verehren sie gewissermaßen einen Schutzgeist. Jeder Stamm hält sich seinen eigenen lebenden Bären.

Ganz jung wird er eingefangen und gewöhnlich in der Hütte des Häuptlings wie ein Kind aufgezogen. Wird er zu groß, um als Spielkamerad der Kinder zu dienen, so kommt er in einen hölzernen Käfig. Nach etwa zwei Jahren findet das große Fest seiner Opferung statt unter Beteiligung des ganzen Volkes auf offenem Platz.

Zuvor wird an ihn eine feierliche Ansprache gehalten, wie Missionar Batchelor sie einmal selber angehört hatte (vgl. Molisch, „Im Lande der aufgehenden Sonne“, S. 262).

„O du Göttlicher, du wirst in eine andere Welt gesendet, um für uns zu jagen. O du kostbare kleine Gottheit, wir huldigen dir, bitte, hör unser Gebet! Wir haben dich genährt und mit Mühe und Not groß gezogen, weil wir dich so sehr lieben. Nun aber, da du groß geworden, wollen wir dich zu deinem Vater und deiner Mutter senden. Wenn du sie triffst, dann bitte, sprich nur Gutes über uns und erzähle ihnen, wie freundlich wir stets gegen dich waren! Bitte, komm wieder zu uns, wir wollen dich dann wieder opfern!“

Nach diesem Gebet wird das Tier langsam durch Erwürgen zu Tode gemartert. Vor seinem abgeschnittenen Kopf fällt man nieder und bittet den Geist des Bären, die ihm vorgelegten Waffen zu weihen. Der Schädel wird unter großem Jubel auf einen Pfahl nahe dem Häuptlingshaus neben die dort schon aufgespießten Schädel früherer Opfer gesteckt und angebetet.

Auch in Shiraoi fand ich eine solche Sammlung von Bärenschädeln mitten im Dorf auf einem Holzgestell. Man sah, daß sie von jungen Tieren stammten, denn sie waren alle ganz klein.

Beim Bärenfest fließt der Sake in Strömen — in einem einzigen Dorf können in wenigen Tagen bis zu 200 Liter Schnaps vertilgt werden — und der Schluß ist allgemeine Betrunkenheit.

Es ist bewundernswert, daß ein Mann wie Rev. Batchelor sein ganzes Leben diesem heruntergekommenen und aussterbenden Volk gewidmet hat. Dabei zeigte es sich, daß selbst bei den Ainu unter allem Schutt von Aberglauben doch noch ein Verständnis für das Evangelium zu finden ist und wie sofort auch das geistige Niveau sich hebt, wo das Herz aus seiner heidnischen Verfinsterung befreit wird.

Auch Regierungsschulen sorgen mit Erfolg dafür, den Geist der Jugend zu wecken.

Aber es erscheint, wie gesagt, völlig aussichtslos, das noch etwa 18 000 Seelen zählende Volk als solches zu erhalten. Sich

selbst überlassen ginge es an der Trunksucht zu Grunde, geistig und kulturell gehoben wird es über kurz oder lang im japanischen Volk aufgegangen sein.

Honolulu.

53. Honolulu, ein Völkergemisch sondergleichen.

Die Sandwichs oder Hawaii-Inseln im Stillen Ozean zwischen Japan und Amerika sind vulkanischen Ursprungs, müssen also eines schönen Tages aus dem Meer emporgespieen worden sein.

Noch ist der Krater der Insel Hawaii mit glühend-flüssiger Lava erfüllt, eine stete Mahnung, daß jene ganze Inselwelt leicht wieder im Meer verschwinden könnte, aus der sie emporgestiegen war.

Wegen Zeitmangels konnte ich jenen Krater nicht sehen. Ich beschränkte mich darauf, während des zwölfstündigen Aufenthalts des Dampfers im Hafen der Insel Oahu die Hauptstadt Honolulu zu besichtigen, soweit es die Kürze der Zeit erlaubte.

Hintereinander besuchte ich sechs Schulen. In einem fürstlichen Park, fast ganz von den rot-violetten Blüten der Bougainvillea überzogen, eines der schönsten blühenden Gewächse des Tropengürtels, liegt das Missionsgymnasium für Chinesen und Japaner. Durch die weiten, offenen Hallen des aus rotem Gestein erbauten Schulpalastes streicht die herrlich ewige Frühlingsluft dieser Insel, die es fast mit der Insel Bali (vgl. Abschnitt 26) aufnehmen kann. Die Jahrestemperatur schwankt nur zwischen + 13 und 30 Grad Celsius. Es regnet selten, und doch ist natürlich immer genug Feuchtigkeit vorhanden. Es gibt dort etwas ganz Eigenartiges: die Sonnenregen, wo feiner Wasserstaub bei vollem Sonnenschein die Luft erfüllt und in allen Regenbogenfarben schillert und glänzt; es ist, wie wenn man mitten drin in einem Regenbogen stehen würde!

Hier hat Sun Yat-sen jenes amerikanische Missionsgymnasium besucht. Hier hat er das Evangelium und die demokratischen Ideen der Vereinigten Staaten kennen gelernt. Hier auf diesem Boden hat er also den Anstoß zur Gründung der chinesischen Republik erhalten. Es war nicht umsonst gewesen, daß sich die Amerikaner der ausgewanderten Chinesen in Honolulu annahmen.

Auch viele ehemalige Basler Missionschriften sind früher dahin ausgewandert. Wie sie unser alter Missionar Lechler

einmal extra besucht hat, ist ja bekannt (s. Bildertafel 23, Bild 3).

Noch stärker als die chinesische ist die japanische Einwanderung, weshalb die Besitzergreifung der Hawai-Inseln durch die Union die Japaner so schwer gekränkt hatte.

Wo bleiben aber die Ureinwohner, die Hawaier? Infolge der Einwanderung von allen Seiten her sind sie so stark zurückgedrängt worden, daß man ihrer wenigstens in Honolulu nicht mehr viele sieht. Immerhin besteht in der Hauptstadt das einzige Gymnasium für Eingeborne, Söhne und Töchter, wo man noch ganz echte Hawaier sehen kann, noch rassenrein mit dunkler Hautfarbe und glatten, starken Haaren. Ihre Gesichtsbildung ist schön und regelmäßig, gar nicht negerhaft, mit keinem von mir bisher gesehenen Menschenschlag vergleichbar. Sie sind jedenfalls aus der Südsee eingewandert.

Fast das Interessanteste in Honolulu ist das große staatliche College, das die Schüler und Schülerinnen eben verließen, als ich kam. Es war ein Völkergemisch sondergleichen. Kein Gesicht in Form oder Farbe gleich wie das andere. Die ganze Farbenskala außer Blau, Grün und Violett war vertreten, alle nur erdenklichen Variationen und Kombinationen von Rassen kamen mir entgegen: Mongolengesichter mit Negerlippen, Hawaiischer Grundtyp in amerikanischer Ausprägung, indianische Adlernasen in Bleichgesichtern, portugiesische Physiognomien in gelber Mongolenhaut, Neger mit mongolischen Backenknochen, spanische Rothäute, rothäutige Japaner usw. usw.

Natürlich gibt's auch 3—4fache Mischungen, z. B. Europäergesichter in der Farbe der Indianer mit chinesischen Schlitzaugen und Negermund usw.

Das sei das Ideal der Zukunftsmenschheit, versicherte ein waschechter Neger, der eine Diskussion über die Weltverbrüderung in einem Vereinshaus der Christlichen Vereine Junger Männer in New-York leitete. Das wäre die sichere Grundlage für den ewigen Frieden in der Menschheit, wenn sich alle Völker einfach gegenseitig aufheirateten, und es dann schließlich überhaupt keine Völker mehr gäbe, sondern nur noch eine einheitliche Menschheit. Ein Amerikaner meinte in jener Diskussion, es sei doch entschieden besser, man halte die Rassen noch ein wenig auseinander.

Doch wir sind ja immer noch in Honolulu.

Kennt die Insel Bali die Mission noch gar nicht, ist sie auf der Insel Nias in vollster Tätigkeit und im Begriff, die

ganze Bevölkerung mit dem Evangelium zu durchdringen, so stehen wir auf den Hawai-Inseln vor einer fast ganz abgeschlossenen Mission an dem bodenständigen Volk, das zum größten Teil schon mehr oder weniger in kirchlichen Gemeindeverbänden lebt, aber nun allmählich in der übermächtig eingewanderten und immer noch zuwandernden fremdrassigen Bevölkerung aufzugehen droht.

Die Ursachen des rapiden Abnehmens der eingebornen Bevölkerung seit dem Jahre 1824 bis zur Gegenwart von 142 000 auf 20 000 liegt in der Einwanderung schlechter Westländer mit ihren Lastern. Erst 42 Jahre nach der Entdeckung der Inseln durch Cook setzte die Mission dort ein, wo die Bevölkerung bereits in starkem Rückgang begriffen war, hauptsächlich infolge der durch die Weißen eingeführten geistigen Getränke. Ohne das Eingreifen der Mission wäre die Bevölkerung schon längst ausgestorben.

Von Boston her um das Cap Horn herum waren die ersten Missionare nach einer Reise von 164 Tagen am 30. Mai 1820 in Hawai angekommen, auf dem kleinen Segelschiff „Thaddäus“ zu nur 241 Tonnen!

Die Hawaier hatten kurz zuvor, des Heidentums müde geworden, dessen Abschaffung beschlossen gehabt, ohne noch etwas Besseres zu kennen.

Da trafen denn die Missionare ein und fanden überall offene Herzen für ihre Botschaft, trotz dem heftigen Widerstande europäischer und amerikanischer Kolonisten.

In der Geschichte der Mission auf den Hawai-Inseln vollzog sich in einem Jahrhundert, was in andern Ländern ein Jahrtausend und mehr gebraucht hatte, aus komplett vom Evangelium unberührtem Heidentum zu fast völliger Christianisierung und nachfolgender Verkirchlichung. Dazu trat auf den Hawai-Inseln eine gleichzeitige Gegenwirkung allerschlimmster Art durch Einwanderer aus aller Herren Länder ein, aber auch der Aufmarsch fast aller amerikanischen christlichen Denominationen, so daß jetzt der religiöse Typus, wenigstens der Hauptstadt Honolulu, der einer modernen amerikanischen Stadt ist mit drei bis vier Kirchen fast an jeder Straßenkreuzung, mit mannigfaltigstem religiösen Leben, mit Pflege wohlgeordneter Gemeinden aller möglichen Nationen und Konfessionen und mit Evangelisation und Volksmission unter den dem Evangelium fernstehenden Massen.

Durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

54. El Camino Real. Einst Indianerpfad, jetzt Welt-Autofraße.

Nach dem Zusammenbruch des Jesuitenordens im Jahre 1767 ging seine Indianer-Mission im südlichen Kalifornien, die er von Mexiko aus siebenzig Jahre lang betrieben hatte, im Jahre 1769 an die spanischen Franziskaner über.

Mit Feuereifer übernahmen diese die Arbeit und dehnten sie auch nach Nord-Kalifornien über das heutige San Francisco bis nach Solano im Norden aus. Allmählich hatten sie 18 Niederlassungen gegründet. Aus den anfänglich kleinen, klosterähnlichen Stationen wurden mit der Zeit größere Siedelungen inmitten weiter, fruchtbarer Felder, wo die christlich gewordenen Indianer sesshaft gemacht wurden.

Vorher war das Land eine unfruchtbare Wüste gewesen, in der die Pueblo-Indianerhorden planlos herumgeschweift waren. Sowie aber durch den Fleiß und die Umsicht der Mönche die Bewässerung war eingeführt worden, gediehen alle Arten von Saatgut und alle möglichen Fruchtbäume, und die Wüste verwandelte sich in einen Garten Eden.

Die Franziskaner-Stationen zeigten alle die gleiche quadratische Anlage. Ein in Los Angeles ansässiger Deutscher hatte die Freundlichkeit, mich mit seinem Auto nach der ehemaligen Missionsstation San Fernando in Hollywood hinauszuführen. Die Kirche, die wie immer eine ganze Seite des Klosterquadrats einnahm, ist nur noch in den Fundamenten zu erkennen. Die Nebengebäude, wie Ställe, Scheunen und Werkstätten, sind spurlos verschwunden. Aber das Bohnhaus mit dem Refektorium und den Mönchszellen ist noch vorhanden, wenn auch stark in Zerfall begriffen. Waren doch die Mauern dieser Missionsposten zum großen Teil nur aus Lehm erstellt, mit nur spärlicher Verwendung von Backsteinen.

Da San Fernando nicht mehr bewohnt ist, kann die Station bis in alle Einzelheiten aufs genaueste besichtigt werden. Das Vorbild für diese und die andern Stationen waren die abendländischen Klöster.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Station Santa Barbara, nördlich von Los Angeles, die seit ihrer Gründung im Jahre

1786 immer besetzt geblieben ist, und in deren Kirche vom ersten Tage an bis heute täglich die Messe gelesen werden konnte mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung nach dem Erdbeben im Jahr 1925, das einen Teil der Kirche in Trümmer gelegt hatte (s. Bildertafel 23, Bild 4).

Man war im Frühjahr 1926, als ich die Station besuchte, mit der völligen Wiederherstellung des Baues noch nicht fertig. Die Siedelung wurde aber noch bedeutend erweitert, da sie jetzt ein Priesterseminar beherbergt.

Alle jene Franziskanerstationen waren Kulturstätten, wie die Klöster im Mittelalter bei uns. Die Mönche leiteten die Indianer an, das Land zu bebauen, Straßen und Brücken zu erstellen, Kanäle zu graben, Mühlen einzurichten, sowie Werkstätten aller Art zu erstellen.

Die Indianer wurden in Dörfern angesiedelt und befanden sich unter der freundlichen Leitung der Patres wohl.

Die Stationen von San Diego im Süden von Los Angeles bis nach Solano nördlich von San Francisco waren durch einen Weg „El Camino Real“, des Königs Hochweg, miteinander verbunden. Er war in origineller Weise durch zahlreiche eiserne Glockenträger gekennzeichnet, an denen auf den Stationen das Glöcklein verspäteten Wanderern des Nachts den Weg zur sicheren Unterkunft wies. Noch hängen solche Glocken da und dort an ihrem ursprünglichen Platz, sogar in San Francisco selbst, mitten in der Stadt vor dem kleinen Missionskirchlein, das bei seiner Gründung noch in einer Wüste stand.

Jetzt ist jener Camino Real in die schönste Autofraße der Welt verwandelt, auf der kurz vor meiner Ankunft in Kalifornien der erste Eisenbahnautoverkehr war eingeführt worden, wo man zum gleichen Fahrpreis wie auf der Eisenbahn in einem Tage per Auto längs der Meeresküste die ganze Strecke von San Francisco bis Los Angeles durch die reichbebaute, fruchtbare Gegend fahren kann.

Das Kolonisationswerk der Franziskaner hatte Mitte der Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts ein trauriges Ende genommen, als die Republik Mexiko die Siedelungen säkularisierte und die Indianer wieder in die Wildnis vertrieb, während die meisten Missionsstationen in Schnapsbrennereien verwandelt wurden.

Einen zweiten, sehr erfolgreichen Kolonisationsversuch machte im Norden und Osten von San Francisco, das damals immer nur noch ein kleines Fischerdorf war, ein Jahrzehnt später der

Baselbieter Johann August Suter von Münenberg, General der Nordamerikanischen Armee, der eine Zeitlang einer der reichsten Männer an der amerikanischen Küste des Stillen Ozeans war infolge seiner großartigen Kolonisationsgabe, dann aber in wenigen Jahren an den Bettelstab kam, nachdem einer seiner Arbeiter auf der Kolonie Coloma das erste Gold gefunden hatte.

Alle Arbeiter Suters und alles Militär, das sie im Zaum halten sollte, stürzte sich auf die neuentdeckten Goldfelder. Die fruchttragenden Felder verödeten, das Vieh verhungerte. Abenteuerer aus der ganzen Welt trafen auf den Gütern Joh. Aug. Suters ein, um dort ihr Glück zu suchen.

Aus dem stillen Fischerdorf San Francisco wurde zuerst ein Baracken- und Schnapsbudenlager, wo alle Verbrechen ungestraft begangen wurden, dann in wenigen Jahren eine der größten Städte Amerikas. Suter entfloh jener Hölle und starb in tiefster Armut in New-York. Immerhin steht sein Name auf dem Sockel des großen Gründungsdenkmals der Stadt in mächtigen goldenen Lettern eingegraben. Erst nach und nach gelang es der Union, zu der Kalifornien seit 1850 gehört, wieder Ordnung zu schaffen. Der schweizerische Ständerat Dr. Martin Birman hat das Leben seines Mitbürgers Joh. Aug. Suter beschrieben. Der französische Schriftsteller Blaise Cendrars hat vor einigen Jahren einen vielgelesenen Roman „L'Or“ daraus gemacht.

Die Reste der franziskanischen Missionsgebäude werden neuerdings von der Unionsregierung sorgfältig renoviert; sind sie doch die ältesten Baumonumente europäischer Kolonisten im fernen Westen und besitzen für die Vereinigten Staaten fast einen so hohen historischen Wert, wie für uns die römischen Ruinen.

Die Nachahmung ihres schlichten spanischen Baustils ist jetzt Modesache geworden in Kalifornien. Tramhäuschen, Autogaragen, Polizeiposten, Feuerwehrstationen sind im „Missionsstil“ erbaut. Es gibt „Missionsseife“ und „Missionslimonade“. Und wären die Vereinigten Staaten nicht „trocken“, wie man dort sagt, d. h. unter dem Prohibitionsgesetz, so gäbe es gewiß längst schon alle möglichen Sorten von „Missionschnäpsen“. Sogar die Filmstars in Hollywood fangen an, ihre luxuriösen Willen im Klosterstil der spanischen Franziskaner zu bauen.

Unvergleichlich älter als die ältesten Schöpfungen der Weißen sind die Felsenburgen der Rothäute in Arizona und Neu-Mexiko, wie in Acoma und Zuni und vollends die neuentdeckten Troglodytenwohnungen in den Felswänden der Sierra Nevada.

55. Bei den Pueblo-Indianern in Neu-Mexiko.

Im Jahre 1540 drangen die spanischen Eroberer in dem wüstenartigen sandigen Hochland von Neu-Mexiko in die Wohnsitze der Pueblo-Indianer vor. Es wurde ihnen aber nicht leicht gemacht, jene Stämme unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Drei feste Burgen, Städte auf hohen Felsentischen, die senkrecht sechzig bis siebenzig Meter hoch aus der Wüste aufsteigen, waren die letzten Zufluchtsorte der Indianer, die sie seit unvordenklichen Zeiten bewohnt hatten und die nach ihrer Meinung als völlig uneinnehmbar galten.

Die stattlichste dieser Felsenstädte war *Acoma*, mitten in fast pfadloser Sandsteppe gelegen. Verächtlich blickten die Indianer von hohem Fels herunter auf die mühsam durch den Sand heranwachsenden Bleichgesichter. Nur an einer Stelle war ein Angriff möglich, im Südosten, da, wo der Wind eine Sandrampe gleich einer Düne an den Felsen angeblasen hatte in einer Einbuchtung des Berges, aus der der Sand nicht mehr hinausgeweht werden kann.

Und oben war nur ein Zugang, ein schmales Felsentor, eine hohle Gasse, die leicht verteidigt werden konnte — so hatten die Indianer gedacht.

Die Spanier setzten drei Tage lang unter dem Pfeilhagel der Indianer zum Sturm an, aber immer vergebens; und oben hätte nur ein Mann hinter dem andern eindringen können. Aber schließlich hatten die Indianer ihre Pfeile verschossen, und nun gelang es den Angreifern, die wehrlos gewordene Burg zu stürmen und sich mit ihren Feuerwaffen den Eingang zu erzwingen. Sie fanden dort oben weiter nichts als eine nach Art unserer kleinen mittelalterlichen Städtchen angelegte Niederlassung mit zwei Reihen Häusern an einer Hauptstraße mit gleich laufender Hintergasse.

Die Wohnungen der Pueblo bestehen im Unterschied zu den etwas nördlicher wohnenden Navajo-Indianern aus festem Material und sind in treppenartig übereinander geordneten Stockwerken angelegt, zu denen man auf offenen Leitern gelangt.

Auch nach der Entdeckung *Acomas* blieb diese Feste ununterbrochen bis heute bewohnt ohne große Veränderung der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Diese wurden allerdings christianisiert, und eine große römisch-katholische Kirche erhebt sich auf dem hohen Felsen. Es habe vierzig Jahre gedauert, bis sie vollendet

gewesen sei, da die Steine zu ihrem Bau weit aus der Ebene mußten hergeschleppt werden.

Von Zeit zu Zeit kommt ein katholischer Priester nach Acoma und liest eine Messe.

Die Bewohner erhalten selten Besuch von Weißen und sind scheu und mißtrauisch. Wie ich unter dem Felseneingang erschien, rannte eine Frau voll Entsetzen davon, ergriff ihr auf ein Brett aufgeschnalltes kleines Kind, das sie an eine Mauer angelehnt hatte, und verschwand damit in ihrem Haus.

Das Leben dort oben muß namenlos öde sein. Eine weite Aussicht zwar bietet der Ort, aber so weit das Auge reicht, sind nur Sandsteppen mit spärlicher Vegetation und kahlen Felsen zu erblicken (s. Bildertafel 23, Bild 5).

In Gallup, einer Station der Santa Fé-Bahn in einer Indianer-Reservation, unterhält eine amerikanisch reformierte Mission eine stattliche Erziehungsanstalt, wo die Kinder verschiedener Indianerstämme aus der nähern und weitem Umgegend eine gute Schulung erhalten. Ich fand dort besonders bei den ältern Knaben noch richtige Indianergesichter mit Adlernasen.

Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Bevölkerung in den verschiedenen Indianergebieten unter dem Einfluß einer Kultur ohne Branntwein wieder zunimmt, und es steht zu hoffen, daß dieses intelligente, edle Volk vor dem Aussterben kann bewahrt bleiben.

Als ich bei der Besichtigung des versteinerten Waldes in Arizona einen noch heidnischen Indianer antraf, munterte ihn ein mich begleitender Amerikaner auf, der mir erklärt hatte, seine Religion sei der „Evolutionismus“, doch ja Heide zu bleiben. Er sei es auch, das sei das einzig Richtige.

In New-York sah ich auf dem Bild eines indianischen Christlichen Vereins Junger Männer aufgeweckte frische Burschen, die sicher besser wissen, was „das einzig Richtige“ ist als jener Evolutionist im versteinerten Wald.

56. In der Mormonenstadt.

Es traf sich gut in Salt Lake City, daß mein Zug an jenem Sonntag gerade noch rechtzeitig zum Gottesdienst im Tabernakel der Mormonen ankam.

Man denke sich einen halb aufgeblasenen grauen länglichen Ballon oder einen ganz großen Walfisch, so hat man eine unge-

fähr richtige Vorstellung des berühmten ganz aus Holz konstruierten Tabernakels in der Salzstadt des Mormonenstaates Utah. Er bildet eine exakte Ellipse, worin das Rednerpult in dem einen Brennpunkt steht. Ich setzte mich genau in den andern. Man hört dort jedes Flüstern und Papierknistern auf der Kanzel. Und doch ist der Saal weit und groß. Er soll 10 000 Menschen fassen können. Auf dem Podium hinter der Rednerbühne mit Kanzel ist Platz für 300 Sänger. Der Raum ist mathematisch genau bemessen ausgenügt. Die Mormonen behaupten, eine solch' wunderbare Konstruktion habe keinem menschlichen Gehirn entspringen können, sondern beruhe auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung.

Auf der Kanzel liegt neben der Bibel auch das heilige Buch der Mormonen, das ihr gleichgestellt wird, und das ein Bote vom Himmel, der Engel Moroni, den Gebrüdern Smith geoffenbart haben soll. Eine Fortsetzung, habe der Engel gesagt, werde folgen, sobald der erste Band des Werkes genügend durchgearbeitet worden sei. Darin steht u. a., daß die Indianer Nachkommen des israelitischen Stammvaters Joseph seien und anderes dergleichen mehr.

Der dicht neben dem Tabernakel stehende Mormonentempel bildet den denkbar größten Kontrast dazu, ein hoher Steinkoloss mit je drei Türmen an der Vorder- und an der Rückseite. Auf dem mittleren Turm der Fassade erhebt sich die überlebensgroße goldene Figur jenes angeblichen Himmelsboten. Der Tempel ist nur Mitgliedern der Mormonengemeinschaft zugänglich.

Der sonntägliche Gottesdienstbesuch im Tabernakel ist obligatorisch, außerdem die Sonntagabend-Versammlungen, die gleichzeitig in 42 Quartieren der Stadt abgehalten werden. Kurze Ansprachen wechseln darin mit Gesängen. In der Abendversammlung, an der ich teilnahm, wurde ein junger „Missionar“ verabschiedet. Er war im Begriff, auf den europäischen Kontinent zu reisen, denn alle Nicht-Mormonen gelten als Missionsobjekte.

Im Anschluß an diese Verabschiedung wurde das Abendmahl gefeiert. Ein junger Mann und ein etwa 13jähriger Knabe boten jedem Anwesenden einen Brotkorb mit Biscuits an. Auf Servierbrettern wurden kleine Einzeltelche herumgetragen. Der Knabe unterhielt sich auf dem Podium noch während der Feier lachend mit seinem Mitadministranten. Diese Leute können keine Idee von dem gehabt haben, was wir unter einer Abendmahlsfeier verstehen.

Die Vielweiberei ist durch die Unionsregierung seit bald 40 Jahren im Mormonenreich verboten. Sie war übrigens geregelt

gewesen wie die der afrikanischen Häuptlinge. Als ich durch die ehemalige Frauenstraße des früheren Mormonenführers Young, des Gründers des Mormonenstaates, ging und die villenartigen Einzelhäuser seiner einstigen Weiber — es sollen einige Duzend gewesen sein — sah, mußte ich an die auch in Reih und Glied aufgerichteten Weiberhütten des Königs Ndschoja in Kamerun denken, wie ich sie aus Abbildungen kenne.

In der Salt Lake City soll es nur noch 20 % Mormonen geben. Die Stadt als solche hat das Gepräge der übrigen amerikanischen Hauptstädte mit breiten rechtwinklig sich schneidenden Straßen, hohen Häusern, vielen Plätzen und stattlichem Kapitol, dem Sitz des Parlaments. Ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte lang fährt man von Los Angeles nach Salt Lake City fast immer durch die Wüste. All die fruchtbaren Gefilde um die Salzseestadt herum sind durch den Fleiß der Mormonen entstanden, die in genialer Weise das Süßwasser aus den Bergen herunterleiteten und ein Bewässerungssystem anlegten.

Wer Näheres über die Mormonen erfahren will, greife zu dem Buch von G. A. Zimmer, Pastor der Evangelischen Christusgemeinde in Salt Lake City.

Heimkehr.

Heimkehr — wohlverstanden nicht Rückkehr, wegen der Kugelgestalt der Erde! Zudem hatte ich bei meiner beharrlichen Reise von West nach Ost infolge der Verkürzung der Tage einen Tag gewonnen und ihn vergnügt eingesteckt an der Datumsgrenze zwischen Japan und Honolulu nach dem 1. März 1926 als datumlosen sogenannten Meridiantag, als zweiten Montag jener achttägigen Woche. Der Meridiantag existiert für die Schiffspost nicht. Während seiner Dauer werden die Briefe nicht abgestempelt und der Schiffspostbeamte hat Ferien.

Bei der Fahrt über den Atlantischen Ozean fiel mir bei Tisch mein Nachbar zur Rechten auf durch sein scharfgeschnittenes Profil, das mich an alte assyrisch-babylonische Denkmäler erinnerte. Ich war daher gar nicht erstaunt, als er sich mir als Assyrer vorstellte. Er war ein nach Amerika ausgewandertes orientalisches Teppichhändler und unternahm eben wieder eine Geschäftsreise in das Land seiner Väter am Euphrat und Tigris, sowie nach Persien und der Buchara, um neue Ware einzukaufen.

Er gab mir ein Buch, von einem seiner Landsleute in Amerika verfaßt, worin die Leidensgeschichte des assyrischen Volkes von den ältesten Zeiten bis in die jüngste Gegenwart geschildert ist. Sie erinnert sehr an die Schicksale der ihnen benachbarten Armenier.

Es wird in dieser Schrift nachzuweisen versucht, daß die Assyrer das erste Missionsvolk der Christenheit gewesen seien. Sie hätten das aus Syrien in der Form des nestorianischen Christentums zu ihnen gekommene Evangelium nach dem fernen Orient, nach Indien und durch Zentralasien bis nach Nord-China und an die Grenzen Sibiriens getragen.

Das sei gewissermaßen eine Erfüllung jener prophetischen Worte gewesen: „Der Herr Zebaoth wird die Assyrer segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Assur, meiner Hände Werk“ (Jes. 19, 24 f.).

Die selbstverständliche Möglichkeit, daß mein Reisegefährte ein direkter Nachkomme assyrischer Könige, z. B. Sanheribs, sei, gab er ohne weiteres gern zu und freute sich, als ich ihn auf seine Ähnlichkeit mit den Gesichtern jener Fürsten auf den Steindenkmälern im britischen Museum hinwies.

Es ist ja glaubhaft, daß die sogenannten „syrischen Christen“, die das Evangelium in den frühesten Jahrhunderten nach dem fernen Orient gebracht hatten, nicht aus dem eigentlichen Syrien am Mittelmeer, sondern aus der Gegend des alten Assyriens gekommen sind; und nur weil sie das in Syrien entstandene nestorianische Bekenntnis des Christentums angenommen hatten, „Syrier“ genannt wurden.

Als mein „Sanherib“ in Cherbourg ausstieg, schaute ich ihm noch lange nach. Er war leicht von den so ganz anders gestalteten keltisch-romanischen Franzosen zu unterscheiden.

Zuletzt sollte mich mein Weg noch ins alte Keltenland führen, woher die ersten Glaubensboten Columban, Gallus und andere nach Süddeutschland und nach der Nord- und Ostschweiz gekommen waren.

Die jetzigen Iren und Schotten können wohl in der Hauptsache noch als die Nachkommen jener missionierenden Keltenstämme angesehen werden.

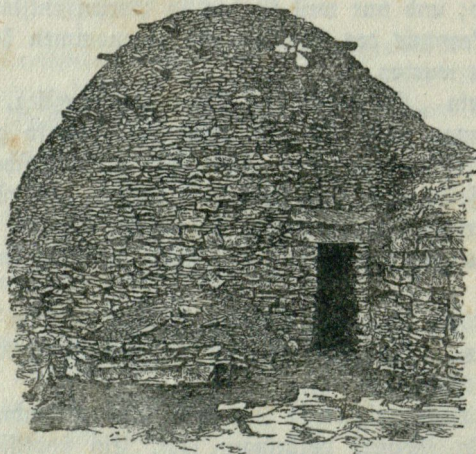
Den Schotten eignet ja jetzt noch jener Latendrang, der sie überallhin als Pioniere vordringen läßt. Ein schottisches Sprichwort heißt: „Wo du auch hinkommen magst, immer wird ein Schotte schon vorher als der erste dort gewesen sein.“ Man denke zum Beispiel an den Schotten David Livingstone!

Die alte keltische Sprache ist noch nicht ausgestorben und wird im Norden von Schottland noch jetzt gesprochen. Auch in Edinburg findet jeden Sonntagnachmittag ein Gottesdienst darin statt. Zum Schluß meiner Missionsstudienreise wohnte ich auch noch einem solchen bei. Eigentümliche Laute waren es, die an mein Ohr drangen. Es war die Muttersprache der Missionare meiner heidnischen Vorfahren.

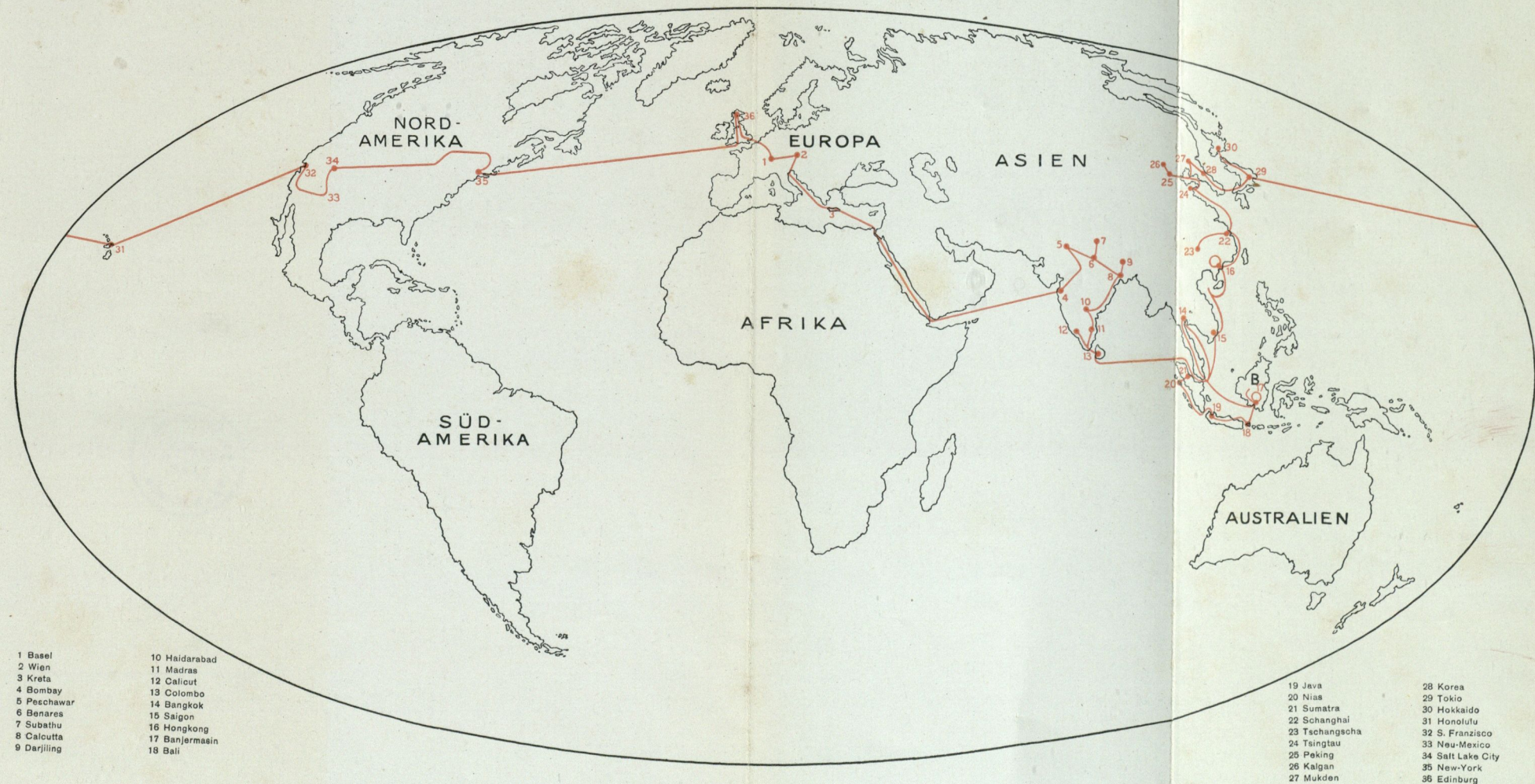
In der Klosterbibliothek von St. Gallen wird noch das Wörterbuch des heiligen Gallus aufbewahrt, aus dem man ersieht, wie er vermittelt der lateinischen Sprache die ihm neue alamannische erlernt hatte, als gewissenhafter Missionar, um dem fremden Volke in dessen eigener Sprache die großen Taten Gottes zu verkünden.

Und so wäre ich wieder in der Schweiz angelangt nach einer Reise auf Missionspfaden rund um die Welt herum.

Erinnerungen an die ältesten Missionsreisen, paulinische, assyrische und keltische sind mir dabei wieder lebendig geworden, und die reiche moderne Missionstätigkeit aller evangelischen Kirchen und Kirchlein des Erdkreises in bunter Mannigfaltigkeit und doch tiefer innerer Einheit habe ich staunend im Süden und Osten Asiens bewundern dürfen. „Des Herrn Wort läuft schnell“ (Psalm 147, 15) und in seinem Lichte bricht jetzt ein neuer weltgeschichtlicher Tag an auch über die Völker des fernen Ostens!



Jetzt noch bestehende aus Schieferplatten ohne Bindemittel erbaute Mönchszelle auf der großen Skellig-Insel an der Kerry-Küste in S.-W.-Irland aus der Zeit des Columban und Gallus. Aus solchen mit einer Umfassungsmauer umgebenen Zellen muß auch das Kloster auf der Insel Jona bestanden haben, woher jene Glaubensboten nach Mitteleuropa gekommen waren. Das weiße Kreuz hoch über dem Eingang der Zelle ist aus Quarzsteinen geformt.



Mein Reiseweg nach Süd- und Ostasien, Indonesien und Nordamerika
in den Jahren 1924 bis 1926. H. A.



12014